

Deutsche Zeitung für Rio de Janeiro

São Paulo — Geschäftsstelle: Rua Libero Badaró 64—64 A — Caixa do Correio Y
Telegramm-Adresse: «Zeitung» Sanpaulo

Rio de Janeiro — Geschäftsstelle: Rua dos Ourives, 91, I. Stock, Ecke der Rua
S. Pedro — Caixa do Correio 302

Tageblatt

Druck und Verlag von Rudolf Toppmair, São Paulo
Gesetzt mit Setzmaschinen »Typograph« — Gedruckt auf Augsburger Schnellpressen

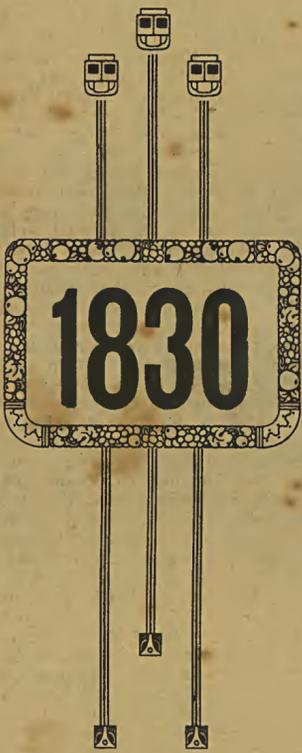
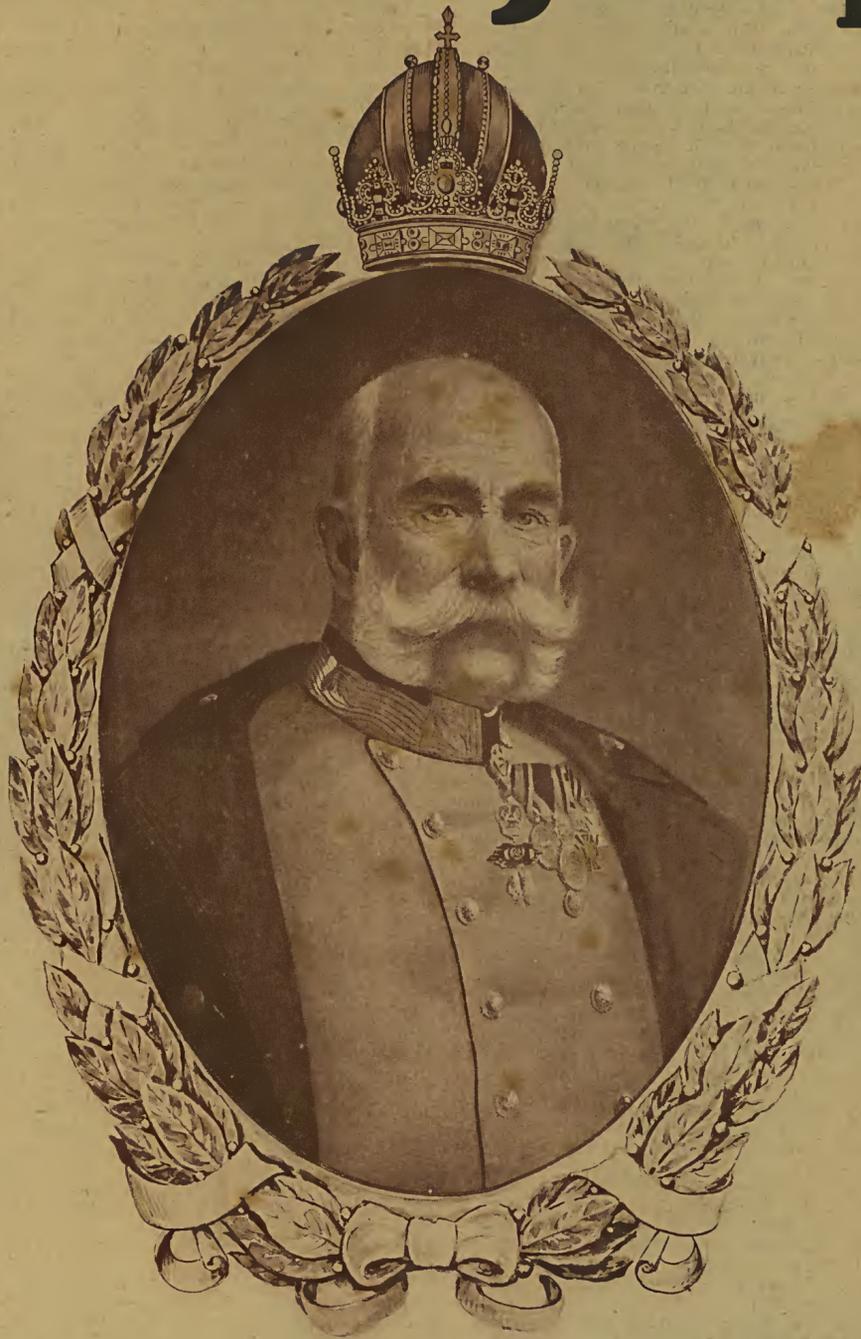
Dieses Blatt erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.
Abonnementspreis: Pro Jahr 20\$000 für das Inland, 30\$000 für das Ausland.
Preis der siebengespaltenen Petitzeile 200 Reis. Grössere Inserate und Wiederholungen nach Uebereinkunft.

N. 188, XVII Jahrg.

Montag, den 18. August 1913

XVII. Jahrg., N. 188

An Franz Joseph I.



Wen das Schicksal an die Spitze eines grossen Reiches stellte,
Dem legt' es schwere Bürde auf die Schultern,
Keinem wohl schwerere als Dir,
Herrscher der völkerbunten Donaulande.

Als des Aufruhrs Flamme Deines Hauses ehrwürdigen Thron umlohte,
Da drückten sie den Goldreif auf Dein junges Haupt
Und sprachen: Vielleicht gewähren die Götter Deiner Jugend,
Was sie uns Alten versagten.

Doch anders wollt' es die Not der Zeit und das unerbittliche Schicksal:
In hundert Schlachten kämpften Deine Heere vom Po zur Theiss,
In Trümmer stürzte eine alte Welt,
Die Welt Deiner Ahnen und unserer.

Doch Du verzagtest nicht, treu dienend Deinen Pflichten
Und bauest neu Dein Reich, stärker und mächtiger als zuvor,
Blühend in fruchtbarem Schaffen und geachtet
Im Rate der Völker

Nun deckt schon lange Dir des Greisenalters Schnee das Haupt.
Und nicht nur Herrscher bist Du Deinen Völkern, nein Vater auch,
Zu dem sie in Verehrung und Liebe aufschauen,
Der die Auseinanderstrebenden einigt.

Jedes Jahr, das die Götter Dir schenken, schenken sie Deinen Landen
Und dem Frieden Europens, dem stets bedrohten.
Heil wünschend und huldigend neigen sich drum vor Dir
Heute die Völker der Erde.

C. B.



Viribus unitis.

Kaiser Franz Joseph I. feiert heute seinen dreißigsten Geburtstag. An dieser Feier nehmen nicht nur die Völker Oesterreichs und Ungarns teil, sondern die ganze Welt gedenkt heute des großen Monarchen, der gegenwärtig eine ähnliche Stellung unter den Fürsten Europas einnimmt, wie vor ihm Kaiser Wilhelm I. Nicht nur als Herrscher eines der stärksten und volkreichsten Länder des Erdteils ist er geehrt und geachtet, sondern vor allem als auch als Fürst von langer Erfahrung und von grossen Monarchentugenden. Mehrere Generationen waren Zeugen dieses pflichttreuen Wirkens, hatten viele Male Gelegenheit, Beweise zu erleben, wie jede persönliche Rücktritt dem Allgemeinwohl hintangestellt wurde und waren und sind erfüllt von einem Gefühl ehrerbietiger Bewunderung.

Ist einem Staatsoberhaupt eine so lange Regierungszeit beschieden, wie Kaiser Franz Joseph I., der im Dezember dieses Jahres auf eine 65jährige Herrschertätigkeit zurückblicken kann, so ist dieser Epoche unvermeidlich ein gewisser persönlicher Stempel aufgedrückt, welcher der Einflußnahme der Regierenden auf die Entwicklung und Umgestaltung der Verhältnisse entstammt. Mit gutem Recht kann für Oesterreich-Ungarn die Ära Franz Josephs I. als eine Zeit der Konsolidation, des Friedens, des wirtschaftlichen Aufschwungs und der kulturellen Entwicklung bezeichnet werden. Es wäre freilich absurd, alle Erfolge und Fortschritte auf Rechnung des Kaisers buchen zu wollen, ebenso wenig, wie es berechtigt wäre, die Mißerfolge ihm zur Last zu schreiben. Aber unstreitig gebührt Kaiser Franz Joseph I. ein sehr großes Verdienst um die wirtschaftliche Hebung, um die politisch günstige Konstellation und um den Fortschritt des Landes auf allen Gebieten: das bedeutet ein Lebenswerk außerordentlichen Umfanges.

Charakteristisch für seine Intentionen ist der schöne Wahlspruch „Viribus Unitis“, der allezeit der Leitstern seiner Herrschertätigkeit gewesen ist. Unter diesem Zeichen hat er das moderne Staatswesen geschaffen, als das sich Oesterreich-Ungarn heute darstellt. Und der greise Monarch mag es gewissermaßen als ein Siegel und eine Bestätigung seines Lebenswerkes empfinden haben, daß der erste Dreadnought der österreichisch-ungarischen Flotte den Namen „Viribus Unitis“ führt. Es ist gewiß, daß die Durchführung so tiefgreifender Umwälzungen schon in einem Lande mit nur einer Nation, nur einer Rasse keine leichte Aufgabe ist. Um wieviel schwieriger gestaltete sich jedoch diese Arbeit in Oesterreich-Ungarn, wo zwölf Nationen von vier verschiedenen Rassen zu einem Staatswesen vereinigt sind! Daß es dabei nicht ohne bitteren Hader und harte Kämpfe abging, ist selbstverständlich. Aber es ist beachtenswert, daß die Person des Monarchen stets über den Parteien stand. Bei allen seinen Völkern genießt Kaiser Franz Joseph eine hohe Verehrung, unangestastet von Parteilichkeit und Nationalitätenstreit. Diese Stellung ermöglichte dem Monarchen häufig genug, scheinbar unentwirrbare Probleme der Lösung zuzuführen oder im Nationalitätenkampfe das Aeußerste zu verhindern. Dadurch hat der Kaiser seine Staaten über die kritische Periode der Ueberspannung des Nationalitätenprinzips hinweggeleitet. Der einseitige Nationalitätenkampf ist unverkennbar im Abflauen begriffen und das Bewußtsein der Gemeinsamkeit wirtschaftlicher und ideeller Interessen nimmt zu: auch die Völker der Donaumonarchie beginnen, die Devise ihres Herrschers zu ihrer eigenen zu machen — „Viribus Unitis“.

Hat Oesterreich-Ungarn während der sechsundhalb Jahrzehnte der Regierungstätigkeit Kaiser Franz Josephs seine innerpolitischen Verhältnisse soweit geregelt, als es unter den obwaltenden Umständen überhaupt möglich war, so hat es sich nicht minder auf dem Gebiete der auswärtigen Politik gefestigt. Von der erschütterten Machtstellung in Europa ist das Reich durch weise Politik wieder zu einer Position gelangt, die ihm als Großmacht ersten Ranges eine gewichtige Stimme im Rate der Völker sichert. Diese Macht ist aber niemals mißbraucht worden, sondern hat stets dem Frieden gedient. Wenn auch erst die Nachwelt recht zu würdigen wissen wird, welche Verdienste sich Kaiser Franz Joseph um die Erhaltung des Weltfriedens unter den schwierigsten Verhältnissen erworben hat, so sind doch auch die Mitlebenden während der aufgeregten letzten zwei Jahre wenigstens wieder daran erinnert worden. Das ist der Grund, weshalb diesmal nicht nur die Nationen Oesterreich-Ungarns des großen Monarchen an seinem Geburtstag mit besonderer Dankbarkeit gedenken, sondern weshalb alle Völker der Erde ihm in Verehrung huldigen. Sie alle, oder doch ihre besten Männer, streben ja aus der Zwietracht und dem Neide dem einträchtigen Handeln zu, das des Kaisers Wahlspruch vorschreibt: „Viribus Unitis“.

S. Paulo.

Zolltarif Der Zollinspektor von Santos hat eine Kommission eingesetzt, die das Projekt der Revision des Zolltarifs studieren und darüber Bericht erstatten soll. Die Handelsverbände des ganzen Landes werden ebenfalls zu diesem Zwecke besondere Kommissionen einsetzen und dann natürlich auch in Generalversammlungen sich mit diesem Problem befassen, sodaß man jetzt eine vollkommene Arbeit erwarten kann.

Hygienisches. Der neue Direktor des Gesundheitsdienstes, Herr Dr. Guilherme Alvaro, will verschiedene Maßnahmen in Taten umsetzen, die ihm für die Hygiene der Stadt notwendig erscheinen. So will er mit aller Entschiedenheit die Fliegen- und Mosquitoplage bekämpfen, die sich in einigen Stadtvierteln bemerkbar macht. Um dieses zu erreichen,

wird der Sanitätsdirektor sich mit der Stadtverwaltung in Verbindung setzen und von der verlangen, daß sie Vorschriften der Hygiene inbetriff der Stadtreinlichkeit mit aller Strenge durchführt. Es verlautet auch, daß Herr Dr. Guilherme Alvaro die Absicht habe, ein Sanitätskorps zu schaffen, das die Vernichtung der Mosquitos durchführen soll. Ein solches Korps hat seinerzeit Herr Dr. Oswaldo Cruz in Rio de Janeiro ins Leben gerufen und dieses von Anfang viel belächelte „Mosquitos-Brigade“ hat vielleicht das allermeiste dazu beigetragen, die Bundeshauptstadt zu einer der gesündesten Städte Südamerikas zu machen.

Neues Schlachthaus. Eine Gesellschaft, an deren Spitze der Colonel A. Egdio do Amaral und ein Paulistauer Kapitalist stehen, will im Munizip Fructal, Staat Minas Geraes, eine große Schlachtereierichten. Das neue Etablissement wird Eisenbahnanschluß an Uberaba haben.

Kaffee-Export nach Rußland. Der brasilianische Gesandte in Petersburg, Herr Alcebiades Peçanha, ist eifrig bemüht, dem Kaffee im moskoviatischen Kaiserreich einen besseren Markt zu verschaffen. Zu diesem Zweck hat er an die Sautenser Handelsvereinigung ein Schreiben gerichtet, in dem er inbetriff der in Rußland zu machenden Propaganda verschiedene Ratschläge gibt. So soll der Sautenser Handel nach Rußland Bulletin in russischer Sprache schicken und die Kaffeegewichte in „Pud“ berechnen. — Ob dieses nun gerade notwendig ist, das kann mit gutem Grunde bezweifelt werden. Kein Kaufmann der Welt legt so wenig Gewicht auf die Landessprache wie der russische, und das aus dem einfachen Grunde, weil er in der Regel kein eigenlicher Russe, sondern ein Deutscher, ein Engländer oder ein anderer Ausländer ist. Trifft man aber einen echt russischen Kaufmann, da kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß er mehrere Sprachen versteht und gar nicht abgeneigt ist, in einer derselben zu korrespondieren. Die Berechnung der Kaffeemengen in „Pud“ (40 russische Pfund) dürfte für die Belebung der Handelsbeziehungen zwischen Rußland und Santos keine Bedeutung haben. Die russischen Kaufleute sind ebenso wie alle anderen auch gewöhnt, alles das, was aus dem Auslande kommt, nach den internationalen Maßen oder Gewichten zu berechnen, und sie wissen ganz genau, was ein Kilogramm ist. — Die Propaganda in Rußland kann unserer Ansicht nach nur die sein, daß man das Volk für den Kaffee interessiert. Das ist aber nur bei billigeren Preisen zu erreichen. Um den Kaffee-Export nach Rußland zu heben, wäre es daher vor allen Dingen notwendig, daß zwischen einem russischen Hafen (am besten Odessa) und Santos eine direkte Schiffsverbindung hergestellt wird, und dann müßte man die Duma bewegen, daß sie den Kaffe Zoll, der das russische Budget doch nicht besonders stark beeinflusst, ganz bedeutend ermäßigt. — Von der Schiffsverbindung war ja vor etlichen Monaten die Rede, das Projekt mußte des leidigen Balkankrieges wegen aber wieder ausgesetzt werden. Was aber noch nicht ist, das kann noch werden. Mit der Zollernmäßigung steht es etwas anders, aber auch diese wäre zu erreichen. Herr Gesandter Peçanha hat in Petersburg gute Beziehungen. Er hat schon einmal durch die Vermittlung eines Großfürsten erreicht, daß ein Auswanderungsverbot aufgehoben wurde. Wenn er nun wieder die Hilfe dieses seines Fremden in Anspruch nehmen würde, da wäre vielleicht der Finanzminister Kokowzew, der zugleich der Ministerpräsident ist, für die Ermäßigung zu gewinnen und damit wäre auch die Duma gewonnen. — In Rußland kann ein Diplomat, der gut Baccarat spielt und auch sonst kein Spaßverderber ist, mehr erreichen als anderswo.

Ein Schwindler verhaftet. Aus Porto Alegre kommt die Nachricht, daß dort ein Schwindler verhaftet worden ist. Der Mann gab sich für einen Sohn des bekannten Paulistauer Großkapitalisten Conde de Prates aus und hatte Schreiben bei sich, die ihn als einen Vertreter des „Banco do Commercio de São Paulo“ und der Firma Baryton & Sou in Corumbá vorstellten. Die Identität des Mannes, der im Staate Rio Grande do Sul mehrere Schwindeleien verübt hat, ist noch nicht festgestellt worden.

Deutsch-Brasilianischer Handelsverband. Der Vorsitzende des Deutsch-Brasilianischen Handelsverbandes in Berlin, Herr G. Maschke, hat in der Sitzung des Vorstandes und Ausschusses darauf hingewiesen, daß es notwendig sei, in Hamburg einen von London unabhängigen Gummimarkt zu schaffen, was natürlich nicht möglich sein wird, wenn man deutscherseits die von Brasilien gebotenen Vorteile anderen überläßt und sich freiwillig von jeder Beteiligung ausschließt. Herr Maschke führte aus, der Vorstand habe seinerzeit die Befürchtung gehegt, daß die Nordamerikaner den Versuch machen würden, mit Hilfe der Vergünstigungen des neuen brasilianischen Gesetzes über den Schutz des Kautschuks die Herrschaft über den Markt an sich zu reißen. Diese Befürchtung sei jedoch in mehrfachen Konferenzen der Verbandsleitung mit Kennern des Gummimarktes und Interessenten zerstreut worden. Immerhin sei es notwendig, daß deutscherseits die weitere Entwicklung der Sache genau verfolgt werde. Vor allem müsse weiter darauf hingearbeitet werden, einen selbständigen, von London unabhängigen Gummimarkt in Hamburg zu schaffen, ein Bestreben, für das bei uns noch nicht das Interesse vorhanden sei, das die Frage tatsächlich verdiene. Sodann sei es notwendig, die Versuche, in Brasilien selbst eine Gummindustrialie ins Leben zu rufen, aufmerksam zu verfolgen. In den letzten Monaten seien zwischen der brasilianischen Regierung und verschiedenen nichtdeutschen Firmen Verträge abgeschlossen worden wegen Errichtung von Gummifabriken in Rio de Janeiro, São Paulo, Minas Geraes und Belem do Pará. Das beweise, daß von anderer Seite die Frage bereits praktisch angegriffen sei. Man könne nur hoffen, daß die deutsche Gummindustrialie dieser Erscheinung gegenüber nicht völlig untätig bleibe; sonst liege die Gefahr nahe, daß ihr eines Tages der brasilianische Markt durch den Wettbewerb dieser neu entstehenden Gummifabriken verloren gehe. — Es wäre zu wünschen, daß die Anregungen des Herrn Maschke befolgt würden, sowohl was die Errichtung von Gummifabriken im Lande selbst, auf Grund des Gesetzes über den Schutz des Gummis, als auch was die Schaffung eines selbständigen Hamburger Marktes anbelangt. Deutschland nimmt dank seiner hochentwickelten Gummivarindustrie eine so bedeutende Stellung als Gummikonsument ein, daß wirklich nicht einzusehen ist, weshalb es in der totalen Abhängigkeit vom Londoner Gummimarkt weiter verharren soll.

Vergünstigung der Zeitungen. Nach einer Verordnung des Postreglements genießen die Zeitungen die Vergünstigung, daß nicht die einzelnen Exemplare, sondern nur die Pakete, und zwar dem Gewichte nach mit Marken versehen werden. Mit der Zeit haben auch die Versender von anderen Drucksachen sich diese Vergünstigung zu-

nutze gemacht und Broschüren oder sogar Bücher, die nach einer und derselben Ortschaft expediert wurden, in einem einzigen, dem Gewicht entsprechend mit Postmarken versehenen Paket versandt. Deshalb hat der Generalpostdirektor sich veranlaßt gesehen, durch eine Bekanntmachung die Versender anderer Drucksachen daran zu erinnern, daß laut ausdrücklicher Bestimmung die obige Vergünstigung nur den Zeitungen zukommt. Die wie die Zeitungen frankierten anderen Druckschriften werden nicht expediert der Versender muß sie einzeln adressieren und die einzelnen Sendungen mit Marken versehen.

Schriftenverteilung. Die Abteilung für Publikationen und Bibliothek des Ackerbausekretariats hat im Laufe des Monats Juli 22.802 Exemplare verschiedener Schriften verteilt. Davon 8935 im Staate São Paulo, 1197 in den anderen Staaten Brasiliens und 12.652 im Auslande. Im Laufe der sieben Monate dieses Jahres sind im ganzen 176.000 Schriften verteilt worden.

Frachtkalamität. Eine Reihe von Ansehler auf der Bundeskolonie Monção im Staate São Paulo hat den sehr vernünftigen Entschluß gefaßt, eine Ein- und Verkauften Genossenschaft zu gründen. Sie hat damit, nebenbei bemerkt, auch einem dringenden Wunsche des Landwirtschaftsministers entsprochen, der sich bekanntlich eifrig um das Genossenschaftswesen bemüht. Aber so schön sich die Sache in der Theorie ansieht, so schwierig gestaltet sie sich in der Praxis. Und daran trägt im wesentlichen die Sorocabana mit ihren unsinnigen Frachtsätzen die Schuld. Diese Bahn, die sich nicht in den Händen des Staates befindet, sondern verpachtet ist, hat sich noch nie durch eine verständnisvolle Verkehrsförderung ausgezeichnet, sondern eher alles getan, um den Verkehr zu erschweren. Man sehe sich nur einmal die Frachtsätze nach Cerqueira Cesar, der Bahnstation der Kolonie Monção, an: 50 Sack Mehl bezahlen 568, 50 Sack Reis 458, 25 Sack Zucker gar 1818 und 25 Kisten Petroleum 1208. Die Frachten für Mehl und Reis sind nicht gerade billig, aber schließlich noch erträglich. Was aber soll man zu den Sätzen für Zucker und Petroleum sagen! Der Sack Zucker wird durch die Bahnfracht um 52210, die Kiste Petroleum um 4816 verteuert, das bedeutet etwa 30 bezw. 50 Prozent des Preises in São Paulo. Ist es unter solchen Umständen verwunderlich, wenn die ganze, überaus fruchtbare Zone der Sorocabana sich so langsam entwickelt und wenn es speziell den Kolonisten schwer wird, vorwärts zu kommen?

Europäische. Herr Konsul Franz Müller, Teilhaber der Firma Rawlinson, Müller & Co. in Villa Americana, begibt sich mit dem Dampfer „Cap Finisterre“ nach Europa. Wir wünschen eine gute Reise und eine frohe Wiederkehr nach einem angenehmen Aufenthalt in der Heimat.

Eine falsche Meldung wird von dem Bundesdeputierten und Kandidaten für die Vizepräsidentenschaft der Republik, Herrn Dr. Alfredo Ellis, richtiggestellt. Ein hiesiges landessprachliches Abendblatt schrieb vor einigen Tagen, daß der genannte Senator im Jahre 1911, als die Agitation für die Staatspräsidentenschaft in São Paulo hohe Wellen trieb, von Rio nach São Paulo gekommen sei, um der Regierungspartei seine eigene Kandidatur aufzudringen. Dieses habe er im Auftrage der Herren Pinheiro Machado und Marshall Hernes da Fonseca getan. Diese Meldung hat das Publikum überrascht. Herr Dr. Alfredo Ellis galt immer als einer der unversöhnlichsten politischen Gegner des Herrn Pinheiro Machado, und als vor zwei Jahren von seiner Kandidatur für die Staatspräsidentenschaft die Rede war, da wurde sie nicht deshalb inopportun befunden, weil sie als „pinheiristisch“, sondern im Gegenteil, weil sie als eine Herausforderung der konservativen Partei galt. Und da sollte Herr Dr. Ellis Pinheiros Brief und Siegel in der Tasche gehabt haben! Das war nicht gut denkbar. Man erwartete mit aller Bestimmtheit eine Richtigstellung der Nachricht und sie ist denn auch nicht ausgeblieben. Herr Dr. Alfredo Ellis hat an seinen Kollegen Hrn. Pinheiro Machado geschrieben und ihm um die Abgabe einer Erklärung gebeten, ob er, Ellis, jemals mit ihm oder dem Marshall Hernes da Fonseca über die Paulistauer Staatswahl verhandelt habe. Die Antwort des Parteichefs ist sofort erfolgt und so ausgefallen, wie man das erwartet hatte. Herr Pinheiro Machado bestätigt seinem Kollegen Dr. Alfredo Ellis, daß dieser weder mit dem Bundespräsidenten noch mit ihm selbst über die bewußte Angelegenheit ein Wort gesprochen habe. Diese Erklärung, die, wie gesagt, anders auch nicht erwartet wurde, wird jedem ehrlich denkenden Menschen genügen, damit ist aber nicht gesagt, daß das einmal aufgetragene Gerücht nicht mehr weiter zirkulieren wird. Es handelt sich eben um einen politischen Kampf und in einem solchen gilt manchmal jede Waffe als erlaubt.

Fremdenausweisung. Auf Grund eines Urteils des Kriminalrichters der zweiten Abteilung wird der Spanier José Ramon als unverbesserlicher Vagabund aus dem nationalen Territorium ausgewiesen worden.

Diplomatisches Korps. Es heißt, daß der frühere Verkehrsminister und gegenwärtige Bundesdeputierte für den Staat Bahia, Herr Dr. Miguel Calmon do Pin e Almeida, als Nachfolger des Herrn Dr. Brasílio Liberó da Cunha zum brasilianischen Gesandten in Berlin anzuersuchen worden sei. Diese Wahl könnte nur mit Freuden begrüßt werden. Herr Dr. Miguel Calmon, der schon im Alter von nur 27 Jahren unter Dr. Afonso Penna Bundesverkehrsminister wurde, ist in jeder Hinsicht ein hervorragender Mann und für die Leitung der Gesandtschaft in Berlin hauptsächlich deshalb besonders geeignet, weil er sich mit Vorliebe mit wirtschaftlichen Problemen befaßt hat und infolgedessen die notwendigen Kenntnisse sowie auch das Interesse besitzt, auf die deutsch-brasilianischen Handelsbeziehungen günstig einzuwirken. — Herr Dr. Miguel Calmon ist von Beruf Ingenieur und wurde im Jahre 1906 von der Polytechnischen Schule in Bahia, wo er einen Lehrstuhl einnahm, direkt zur Leitung des wichtigen Verkehrsministeriums berufen. Nach dem plötzlichen erfolgten Ableben des Bundespräsidenten Dr. Afonso Penna verließ er die Regierung. Er ist erst vor kurzem nach einem einjährigen Aufenthalt in Europa nach Brasilien zurückgekehrt und steht dem politischen Parteigetriebe vollkommen neutral gegenüber.

Konzessionsgesuch. Das Ackerbausekretariat ist mit dem Studium eines Konzessionsgesetzes beschäftigt betreffend den Bau einer Eisenbahn von Mogy das Cruzes nach Ribeirão Pires, also die Verbindung der Zentralbahn mit der São Paulo Railway.

Ein interessantes Fest wird von der „Sociedade Hippica Paulista“ geplant. Dieser Verein will im Monat September einen Ausflug nach Osasco veranstalten und das soll ein „Galeo-Fest“ werden, bestehend aus interessanten Vorführungen, wie Einfangen und Reiten wilder Pferde, Lanzenspielen, Fangkugel-Schleudern etc. Zu diesem Zweck wird

man professionelle Vichtreiber anstellen, heißt, daß der bekannte Coronado, der Leiter des Vereins seine Leute zur Verfügung stellt. Jeder der Reiter soll für eine Vorführung nicht zücht, 108000 Entlohnung bekommen, die Mitglieder der „Sociedade Hippica“, sowie geladene Gäste werden sich an den Spielen beteiligen können. (Die meisten werden das wohl hübsch sein lassen). Für dieses Fest ist besonders unter den Freunden des Reitsports großes Interesse vorhanden. Jedenfalls werden sich auch die berühmten europäischen Reitergrößen, die immer behaupten, daß der Brasilianer im Grunde genommen von dem Reiten herzlich wenig versteht, nach Osasco hinausbegeben, um belehrt zu werden, daß zwischen einem eleganten Reiten und dem Reiten der Gauchos ein Unterschied besteht wie zwischen Bild und Natur.

Amerikanischer Detektiv in S. Paulo. Seit einigen Tagen weilt ein nordamerikanischer Privatdetektiv, der in der Bundeshauptstadt unter dem angenommenen Namen Sphinx arbeitet, in unserer Stadt. Man munkelt, daß es sich um eine große Nachforschung handle. Daß der Detektiv sich von den Reportern erkennen läßt, spricht nicht gerade dafür, daß er eine erstklassige Kraft ist.

Diebstahl in der Rotisserie Sportsman. Der sensationelle Diebstahl im ersten Hotel der Stadt ist jetzt in allen seinen Punkten vollkommen aufgeklärt worden, und nach dem bekanntgewordenen Tatbestand darf man darauf schließen, daß der Hauptschuldige Fritz Fahrni milde Richter finden wird. Der Angeklagte, der schweizerischer Nationalität ist, gab vor der Polizei zu Protokoll, daß er bei der Abschließung des Kontraktes mit der Rotisserie Sportsman getäuscht worden sei. Man habe ihm über die Verhältnisse in Brasilien beim Eingehen des Vertrages im Unklaren gelassen und ihm zu 3508000 monatlich für die verantwortungsreiche Stellung in dem großen Hotel verpflichtet. Gleichzeitig mit ihm seien fünfzehn andere Schweizer nach der Rotisserie gekommen, aber sie seien alle wieder gegangen, als sie erfuhren, daß die Löhne, die man ihnen als wunder wie hoch hingestellt hatte, gar nicht zum Leben reichten. Nur er sei geblieben in der Hoffnung, daß man ein Einsehen haben und ihm einen besseren Lohn geben werde. Nicht selten habe er in dem Kassenschrank große Summen Geldes und einmal sogar 400 Contos aufbewahrt, ohne daß es ihm eingefallen wäre, sich an fremdem Eigentum zu vergeifren. Jetzt habe Hugo Baumgartner ihn zu dem Diebstahl überredet, der ihm immer wieder vorgehalten habe, wie dünn er doch sei, daß er bei einem so geringen Gehalt eine Stellung bekleide, die ihm eine Tagesarbeit von fünf Uhr morgens bis zehn Uhr abends und eine große Verantwortung auferlege. Er, Fahrni, habe dem Drängen des Verführers nachgegeben und habe so den Diebstahl begangen. — Damit hat der Hauptschuldige an dem Diebstahl dem Gericht Recht gegeben, das schon seit dem Bekanntwerden der Mittäterschaft Baumgartners zirkuliere. Es ließ sofort, daß Baumgartner der Verführer sein müsse, dem Fahrni sei ein ehrlicher junger Mann gewesen, der andere dagegen habe immer das Bestreben gezeigt, auf Kosten anderer reich zu werden. — Die beiden Diebe hatten die Absicht, von Bauri aus sich nach Mato Grosso zu begeben. Durch diesen Staat wollten sie nach Bolivien gelangen, wo sie dann einige Zeit bleiben wollten. Die Polizei kam ihnen zuvor und nahm sie fest, als sie sich ganz sicher wähnten. Die polizeiliche Leistung ist unsomeln zu bewundern, als der Delegado von Bauri keine genaue Personalbeschreibung hatte und nur davon verständigt worden war, daß zwei Ausländer sich auf der Flucht befänden. Erst als er die beiden in Sicherheit hatte, erfuhr der Delegado, um was es sich handelte. — Fritz Fahrni hatte für die Reise sich den Namen C. J. Frampton zugelegt und Hugo Baumgartner nannte sich Kurt Dorfheld. Der erste wollte der Repräsentant einer kanadischen Gesellschaft, der andere ein deutscher Ingenieur sein; als solche hofften sie ungehindert im tiefsten Inneren reisen zu können.

Bondverkehr. Die Munizipalverwaltung befaßt sich seit langem mit dem Problem des Bondverkehrs im Zentrum der Stadt, das ihr nicht wenig Kopfzerbrechen macht und man muß offen eingestehen, daß die Aufgabe der Munizipalität von dem Publikum nur noch erschwert wird. Während auf der einen Seite die Bevölkerung die Entferrnung des Straßenbahnverkehrs aus dem engeren Stadtzentrum verlangt, sind die gerade in diesem Viertel ansässigen Geschäftsleute wieder der Ansicht, daß der Bonddienst keinen Sinn hätte, wenn die Wagen nicht durch das Zentrum fahren würden. Jetzt heißt es aber, daß die Präfektur sich für die Beseitigung der Bondlinien vom Triangulo entscheiden werde. Die Wagen werden nach der Neupflasterung der Rua Libero Badaró durch diese Straße verkehren.

Munizipalanleihe. Das Munizip Rio Claro hat mit dem Bankhaus Leonidas Moreira eine Anleihe von 600 Contos kontrahiert.

Boa Vista-Viadukt. Das Ackerbausekretariat wird, wie es heißt, dieser Art die auf das Konkurrenzanschreiben betreffend den Bau eines Viaduktes von der Rua Boa Vista nach dem Palastplatz eingegangenen Vorschläge prüfen. Der Plan der Companhia Mechanica e Importadora habe die besten Aussichten, angenommen zu werden.

Eine komische Szene spielte sich am Sonntagabend auf einer der hiesigen Polizeistationen ab. Ein gewisser Pascoalino Verdi wurde auf der Lutzstation bei irgendeinem geringen Vergehen erlappert. Es heißt, daß er einen von der Regierung einem Kolonisten ausgestellten Fahrschein habe verkaufen wollen, der bekanntlich, da er eine persönliche Vergünstigung darstellt, nicht übertragbar ist. Kurz und gut; der Mann mit dem melodischen Namen wurde am Schlafittchen genommen und ohne viel Zeremonien vor den Kadi geführt. Auf der Polizeistation machte er einen so kläglichen Eindruck, daß der Delegado sich überzeugte, es mit einem naiven Menschen zu tun zu haben, den man mit möglichst geringer Strenge behandeln müsse. Der gute Pascoalino hatte aber eine „Schiebung“ versucht und dafür mußte er, wenn auch noch so milde, bestraft werden, denn dümmere, als die Polizei erlaubt, darf man nicht sein. Er sollte einige Stunden brummen und dann nach Hause gehen. Als Pascoalino diese Entscheidung bekanntgegeben wurde, änderte er auf einmal seine Meinen und rief mit theatralischer Gebärde: „Das geht nicht, mich, einen Doktor der Medizin, ins Gefängnis zu werfen!“ Dieser energische Ausruf des bis dahin geknickten Mannes machte alle auf der Polizei anwesenden Personen aufschauern. Dieser Jüngling mit den Meinen, aus welchen man die Dummheit las, sollte ein Jünger Eskulaps sein! Das war doch nicht gut möglich. Aber Pascoalino entriff alle bald ihrer Verwunderung, indem er sich unschickte, den Nachweis zu erbringen, daß ihm tatsächlich der Titel eines Doktors der Medizin zustand. Er zog ein Dokument aus der Tasche und hielt es

(Fortsetzung auf der vorletzten Seite.)

Autorität vor die Nase: „Hier lesen Sie, daß ich Doktor bin!“ Es war tatsächlich ein Dokortradition, er nicht von einer wirklichen Lehranstalt, sondern in einer der falschen „Universitäten“ ausgebildet, die für Geld und gute Worte auch einem Analphabeten beständigen, daß er ein „Doutor“, also Gelehrter sei. Dieses Diplome sei unbedingt gültig, fuhr er sardonisch fort, denn er habe es rechtmäßig erworben und dafür 650000 bezahlt: einschließlich der Beauftragungsgebühren kostete ihm das Dokument sogar 65000. Er sei also ein wirklicher Doktor und habe folgedessen Anspruch, daß man ihn als einen Adhominiker behandle und solche würden doch nicht nach im gemeinen Gefängnis geschickt, sondern sie beheimen ein eigenes Zimmer. — Diese Argumentation hatte nur einen Heiterkeitsanfall zur Folge und Asquellino mußte doch ins Kitchen, trotz des Dokortradition in seiner Tasche.

Autogenisches Schweißverfahren. Wie Herr Gustav Schleifer uns mitteilt, hat er in der Rua Barão de Itapetininga Nr. 59 eine komplette autogenische Schweißanlage „Sirius“ eingerichtet, nach dem Verfahren können alle Metalle repariert werden.

Er mordung Tenente Gallinhas. Heute kommt der frühere Geheimpolitist Israle Coimbra, der geständig ist, den Mord an Tenente Gallinha ausgeführt zu haben, vor die Assisen. Das Verbrechen ist seinerzeit, wie unseren Lesern noch erinnerlich ist, ein sehr großes Aufsehen erregt. Schweizerische Flugspende. Dem hiesigen Konsul der Schweizer Eidgenossenschaft, Hrn. Achilles Isella, ist von dem Zentralkomitee für die nationale Sammlung zu Gunsten des Militärflugwesens in der Schweiz der folgende Brief zugegangen, den wir auf Wunsch nachfolgend in deutscher Uebersetzung wiedergeben:

Herrn Achilles Isella, Konsul der Schweiz in São Paulo. Gelehrter Herr Konsul. Wir haben die Ehre, Ihnen den Empfang Ihres Briefes vom 21. Juni ds. Js. anzuzeigen, dem wir Ihren Scheck in Höhe von Francs 5318,25, als Betrag der durch Ihre Bemühungen veranstalteten Sammlung im Staate São Paulo entfalteten. Wir bitten Sie, Herr Konsul, unsere besten Glückwünsche zu diesem außerordentlichen Resultat entgegenzunehmen, welches dem patriotischen Empfinden der im Staate São Paulo lebenden Schweizer die größte Ehre macht. Empfangen Sie gleichzeitig unsere tiefgefühltesten Dank für die große Mühe, die Sie sich zur Erreichung dieses Resultates gegeben haben.

Wir würden uns sehr freuen, wenn wir Ihnen einige Dankesscheine zugehen lassen dürften, welche wir Sie bitten würden unter die Spender zu erteilen. Sie haben also vielleicht die Güte, uns mitzutheilen, eine wie große Anzahl dieser Dankesscheine Sie zu empfangen wünschen. Wenn Sie uns außerdem möglich machen könnten, sei es durch Veröffentlichungen in den Zeitungen oder auf irgend eine andere Art den Spendern den Dank unseres Komitees auszudrücken, so würden wir Ihnen sehr verbunden sein.

Ihnen, Herr Konsul, sprechen wir hierdurch nochmals unsere aufrichtige Dankbarkeit aus und fügen derselben die Gefühle der höchsten Wertschätzung hinzu.

(gez.) Zentralkomitee für die nationale Sammlung zu Gunsten des Militärflugwesens in der Schweiz. Sturm im Glase Wasser. Bei den Prüfungen in Physik und Chemie im ersten Jahrgang der hiesigen medizinischen Fakultät sind mehrere Studenten schon bei der schriftlichen Probe durchgefallen. Das hat die jungen Herren so aufgebracht, daß sie den Professor Herrn Dr. Edmundo Xavier wie den Fakultätsdirektor Herrn Dr. Vieira de Carvalho ausgepfiffen haben. Sie behaupten, daß sie die ihnen vorgelegten Fragen deshalb nicht beantworten konnten, weil sie dieselben bisher „noch nicht gehabt haben“. Gelungen ist es, daß die Studenten die Ausrede gebrauchten, in keiner einzigen Paulistauer Buchhandlung seien Kompendien der Physik und der Chemie zu haben, in welchen sie sich über die Prüfungsmaterie belehren könnten.

Handelsstatistik. Das handelsstatistische Amt veröffentlichte die Statistik über unseren Außenhandel im ersten Halbjahr des laufenden Jahres. Die Einfuhr während der sechs ersten Monate der drei letzten Jahre betrug: 1913 514.079:3188 oder 34.271.955 Pfund Sterling, 1912 442.881:4248 oder 29.525.628 Pf. St., 1911 395.940:8128 oder ... 26.803.292 Pf. St. Die Ausfuhr wertete: 1913 ... 410.622:9048 oder 27.374.860 Pfund Sterling, 1912 457.552:6298 oder 30.503.507 Pf. St., 1911 378.551:8378 oder 25.147.565 Pf. St. Der Wert der Einfuhr hat somit den der Ausfuhr um 103.456:448 oder 6.897.095 Pfund Sterling übertraffen. Die Einfuhr an gemünztem Metall betrug nur 1.202.337 Pfund Sterling, während die Ausfuhr sich auf 2.033.067 Pfund Sterling belief. Das stimmt ja durchaus mit der Goldbewegung bei der Konversionskassette überein. Wenn die Kaffeeausfuhr, die seit Monaten stilllag, in der zweiten Jahreshälfte nicht lebhafter wird, so werden wir in diesem Jahre zum ersten Male seit langer Zeit einen Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr zu verzeichnen haben. Wir kommen damit in die Lage Englands, Deutschlands, Frankreichs usw., nur mit dem Unterschiede, daß jene Länder ihre passive Handelsbilanz durch ihre Kapitalanlagen in fremden Ländern mehr als ausgleichen, während wir solche Anlagen auswärtig nicht zu machen haben, sondern im Gegenteil auf die Kapitaleinfuhr angewiesen sind. Das Bild ist also höchst unerfreulich.

Ertrunken. Die Familie unseres Mitbürgers Herrn Heinrich Geve wurde durch den plötzlichen Tod ihres 15jährigen dem Vater gleichnamigen Sohnes in tiefe Trauer versetzt. Der junge Heinrich Geve ging mit einigen Altersgenossen in Villa Marianna in einem Teich baden und ertrank. Den tiefbetrübten Eltern unser Beileid.

Einfuhr von Rassevieh. Dieser Tage wurde der Landwirtschaftsminister, Herr Dr. Pedro de Toledo, von dem Vertreter der „Brasil Land Cattle and Packing Company“, Herrn Reynaldo Porebat, um eine Audienz gebeten, der ihm die Tätigkeit der genannten Gesellschaft schilderte. Die „Packing Company“, mit dem Sitz in São Paulo, hat ohne jede offizielle Vergünstigung 915 Rassetiere importiert, meistens Zuchtbulen und Jungvieh. Die Nachkommenschaft der importierten Tiere beläuft sich schon auf 50 reinrassige Kühe und auf drei bis viertausend Mestizenkälber. Die Gesellschaft hat die Beobachtung gemacht, daß die Hereford-Rasse in Brasilien am besten gedeiht und deshalb will sie im nächsten Jahre 500 Zuchtbulen dieser Rasse importieren. Es handelt sich der Gesellschaft darum, Dreiviertelblut heranzuzüchten. Zu diesem Zwecke sollen die Mestizen-Kühe mit reinrassigen Bullen gekreuzt werden. Der Gesellschaft wäre nun sehr viel daran gelegen, wenn sie für den Import der Zuchttiere dieselben Vergünstigungen bekäme, die anderen Importeuren auf solches Viehmaterial gewährt werden. Auf dieses Gesuch gab der Minister die

Antwort, daß nach dem bestehenden Reglement das Ministerium nur den Import von nicht mehr als zehn Zuchtstieren subventionieren könne; die Packing Company möge sich daher mit ihrer Bitte um Subvention an den Nationalkongress wenden. — Zu bemerken ist, daß im verfloffenen Jahre von anderen Züchtern zusammen 500 Zuchttiere eingeführt worden sind, während die Packing Company allein und ohne jede Subvention in fast derselben Periode 915 solcher Tiere in Brasilien eingeführt hat. Daraus kann man ersehen, daß die Gesellschaft allein fast zweimal soviel für die Hebung der Viehzucht in Brasilien leistet, als alle übrigen Züchter zusammen.

Großer Erfolg der deutschen Eisenindustrie. Aus London wird berichtet, daß die Londoner Hafenbehörde den Auftrag für zwei Paar Schleusen und eine Drehbrücke für die East India-Docks an die Gute Hoffnungshütte in Oberhausen vergeben hat, deren Angebot bei einer wesentlich kürzeren Lieferungsfrist 34.729 Pfund Sterling war, während das geringste britische Angebot 51.371 Pfund Sterling betrug. — Noch vor 20 Jahren hätte man eine derartige Nachricht für unmöglich gehalten, denn wohl niemand hätte geglaubt, daß die deutsche Stahlindustrie in verhältnismäßig so kurzer Zeit zu einer solchen Machterhebung gelangen könnte. Und erst recht hätte man wohl daran gedacht, daß Erzeugnisse deutscher Eiseningenieurkunst in dem klassischen Lande nicht nur des Stahlgewerbes sondern auch der Maschinenindustrie, dem eigenen Produkte eine wirksame Konkurrenz machen würden. Der Eingang des Londoner Auftrages ist ein sehr schöner Erfolg speziell der Gute Hoffnungshütte, des stolzen rheinischen, der Familie Hanjell gehörenden Stahlwerkes, dessen Erzeugnisse nicht zum ersten Male die britische Konkurrenz in wichtigen Absatzgebieten schlug.

Theater Municipal. Am Sonntagabend fand das erste der drei Abonnements-Konzerte des großen in allen Kulturländern gefeierten Violinvirtuosen Franz von Vecsey statt. Der Künstler ist hier kein Neuling mehr, er hat bereits früher zwei Konzerte in São Paulo gegeben. Vor seiner Größe und Vollendung muß die Kritik schweigen und bewundernd seine Leistungen anerkennen. Er begann seine Darbietungen mit dem großen E moll-Konzert von Mendelssohn. Als er es zu Ende gespielt hatte, da brauste ein Sturm des Beifalles durch das Haus, das Publikum war fasziniert und saß wie gebannt da. Die Bewunderung nahm mit jeder neuen Darbietung zu und der Beifall wollte am Ende des Konzertes gar nicht aufhören. Man weiß nicht, was man an Franz von Vecsey zuerst loben soll. Er ist ein musikalisches Wunderkind gewesen und die Musikgeschichte verzeichnet nur wenige Virtuosen, welche in den Jahren der Reife das gehalten haben, was sie als Wunderkinder versprochen. Er hat es gehalten, er ist einer dieser wenigen gottbegnadeten Künstler, die die Hoffnungen, die man bereits als sechsjährigen Knaben von ihm hegte, voll und ganz erfüllt hat. Er gilt heute als einer der bedeutendsten Violinvirtuosen. Nicht nur beherrscht er die Technik in ganz hervorragender Weise, sondern er besitzt auch eine geniale Begabung, die ihm die Eigenart jedes Komponisten sofort erfassen läßt und es ihm ermöglicht, sich darin zu vertiefen. Seine Haltung und Bogenführung stets korrekt und die Schönheit geht ihm über alles, er bewahrt sie auch bei den leidenschaftlichsten Stellen. Nur ein einziges Mal ließ sich der Künstler bei dem klassischen Ave Maria von Schubert hinreißen, seiner Empfindung durch ein ganz leichtes Beugen des Körpers mit Ausdruck zu geben, das kam sich aber eine so hervorragende Größe, wie Franz von Vecsey erlauben, es ist dies nur ein Beweis, wie sehr er nicht nur technisch vollendet äußerlich, sondern mit dem tiefsten Gefühl seiner Seele spielt, und deshalb über sein Spiel auf die Zuhörer auch eine so unwiderstehliche Gewalt aus. Seine wesentlichen Eigenmöglichkeiten sind die Größe und der Adel seines Tones und die tadellose Reinheit seines Spiels, das sich auch in den höchsten Tönen in kristallener Klarheit zeigt. Einen großen Eindruck machte auch seine eigene Komposition, ein Caprice, das er nach stürmischem Beifall wiederholen mußte. Die technischen Schwierigkeiten, die darin enthalten sind, überwand er mit einer Leichtigkeit, als ob sie überhaupt nicht vorhanden wären. Vollends hingerissen und in die höchste Bewunderung versetzt wurde das Publikum indessen durch den Vortrag der Streghe von Paganini. Die Leichtigkeit und Vollendung, mit welcher der Künstler die Schwierigkeiten dieses Prüfsteins an das Können eines Violinvirtuosen überwältigte, waren staunenswert und ein Beifall durchbrauste das Haus, wie wir ihn hier von unserem sich allgemem schwer begeisternden Publikum selten erlebt haben. In Franz von Vecsey hat uns wieder einer der großen, gottbegnadeten Künstler aus der alten Kulturwelt besucht, die leider den Weg zu uns noch so sehr selten finden. Das Publikum hat aber dieses Mal den Ruf São Paulos bewahrt, es war sehr zahlreich erschienen und hat dadurch gezeigt, daß es die wirkliche Kunst doch zu schätzen weiß. Am Dienstag findet das zweite der drei Konzerte statt. Der Künstler wird darin u. a. die Synchronie Espagnole von Lalo spielen, welche zu den raffiniertesten Virtuosenstücken gehört und ungeheure technische Schwierigkeiten bietet.

Abreise. Herr Luiz Dapples, Direktor der französischen-italienischen Bank, tritt eine längere Europareise an. Wir wünschen eine recht gute Reise.

Büchertisch. Als im vorletzten Herbst die Nachricht vom Ausbruch der Revolution in China die Welt durcheilte, da kam dieses Ereignis für Europa überraschend und unerwartet. Wir waren gewohnt, von dem „Reich der Mitte“ zu urteilen als einem Lande, das zwar den höchsten Grad der Entwicklung erreicht, dann aber stehen geblieben und allen fremden Einflüssen gegenüber sich streng ablehnend verhalte. Und nun ist dieses Rieseneich mit einemmal aus der Jahrtausende alten Erstarrung erwacht; die Söhne des „himmlischen Reiches“ fangen an, ihre seltsame Anschauungsweise und Denkungsart zu verlegen, sie beginnen sich zu regen und zu reformieren. Mit dieser stürmischen Umwälzung ist China in ein neues Stadium der Entwicklung getreten, das nach dem Urteil des tiefer blickenden Sachverständigen wohl schon für die nächste Zukunft nicht ohne Einfluß auf die christlichen Völker bleiben wird. Wer diesem weltgeschichtlichen Ereignis das richtige Verständnis abgewinnen will, der greife zu einer Schrift, die den Titel trägt: „M. Maier-Hugendubel, die Revolution in China“. Mit einer Vorrede von Professor Dr. v. Wurster in Tübingen. Verlag von Johannes Blake, Konstanz, Preis 40 Pfg. Aus der Broschüre spricht ein gründlicher Kenner des Landes zu uns; ein Mann, der jahrzehntelang in China gewesen und dessen Ausführungen getragen sind von der Kenntnis persönlicher Erfahrung und Beobachtung. Bei aller sachlichen Kürze doch klar, verständlich und leicht faßlich, bietet die Schrift eine Fülle von Gedanken und Anregungen für ein Problem, an dem insbe-

sondere auch unser deutsches Volk nicht ruhig vorübergehen kann.

(Preiswettbewerb für Dichter und Denker. Uns wird aus Chemnitz gemeldet: Dr. Cuhmann bereitet unter Mitarbeit von Professor Dr. Kopp-Marburg, Professor Koester-Köln, Professor Dr. Imendorfer-Wien, Königl. Rat Dr. Adolph Kohut-Berlin und Professor Dr. Hadina-Iglau die Herausgabe eines umfassenden Sammelwerkes vor, das unter dem Titel „Deutsches Dichten und Denken“ unter Mitarbeit von Paul v. Heyse, Hugo v. Hofmannsthal, Otto Ernst u. a. gewissermaßen als ein getreues Spiegelbild deutschen Geisteslebens, deutschen Dichtens und Denkens, erstehen soll. Idee und Titel dieses monumentalen Werkes berechtigen somit zu besten Hoffnungen, zumal die Mitarbeiter nicht lediglich auf die bereits anerkannten Literaten beschränkt werden wird, sondern auch — endlich einmal! — soweit geeignet weniger gekannte Dichter und Schriftsteller auf den weiten Gebieten der gesamten Literatur in Poesie und Prosa zu Worte kommen sollen. Zu diesem Behufe wird ein allgemeines Preiswettbewerb veranstaltet. Zum Wettbewerb zugelassen sind: eigene literarische Arbeiten, poetische und prosaische, jeder Gattung und jeden Inhaltes, musikalische auch, jedoch nur beschränkt. Der erste Preis beträgt 300 Mark, der zweite 100 Mark. Es sind ferner eine große Anzahl weiterer Preise für gute, aber nicht prämierte Arbeiten vorgesehen, auch stellt es dem Verlag frei, nicht prämierte Arbeiten gegen ein angemessenes Honorar zum Abdruck zu erwerben. Für die Zuerkennung eines Preises ist es durchaus belanglos, ob die Arbeit prosaischer oder poetischer Natur und ob sie keinen oder größeren Umfangs ist. Kunstgemäßheit allein ist nicht ausschlaggebend, vielmehr der tatsächliche Inhalt mitbestimmend. Beiträge sind bereits zu literarischer Anerkennung durchgedrungenen Autoren sind ausnahmslos Gründen von vornherein von der Prämierung ausgeschlossen. Ueber die Preisuerkennung entscheiden als Preisrichter u. a. Professor Dr. Schuster-Dresden, Rudolf Freiherr v. Schmehen-Salzburg, Professor Koester-Köln, Margarete Baronin v. Selnitzky-Eichendorff-Wien, Königl. Rat Dr. Adolph Kohut-Berlin. Einsendungen und Anfragen sind mit der Aufschrift „Preiswettbewerb“ zu versehen und ausschließlich an die Mitteldeutsche Verlagsanstalt (Redaktion „Deutsches Dichten und Denken“), Reichenbrand-Chemnitz zu adressieren.

Bundeshauptstadt.

Ankunft des Ministers des Aeußern. Am Sonntagabend ist Herr Dr. Lauro Müller von seiner langen Amerikareise zurückgekehrt und wie ein Triumphant in Rio empfangen worden. Das Panzerschiff „Minas Geraes“, an dessen Bord der Minister des Aeußern sich befand, erschien vor der Barre um 8 Uhr morgens. Der Kommandant des Kriegsschiffes setzte sich mit dem Marinearsenal drahtlos in Verbindung und erbat sich Instruktionen, wann er einlaufen sollte. Die Antwort lautete, daß der „Minas Geraes“ Punkt 12 Uhr an dem bereits bekannten Platz ankern sollte. Während der „Minas Geraes“ draußen blieb, fahren zahlreiche Fahrzeuge, alle festlich beflaggt, zu ihm hinaus und brachten viele Herren, die den heimkehrenden Minister schon vor der Landung begrüßen wollten. Unter diesen Herren befanden sich General Barbedó, Chef des Militärkabinetts des Bundespräsidenten; Dr. Rivadavia Corrêa, Finanzminister; Dr. Herculano de Freitas, Minister des Innern; Dr. Pedro de Toledo, Landwirtschaftsminister; Dr. José Barbosa Gonçalves, Verkehrsminister; Admiral Alexandrino de Alencar, Marineminister; General Vespasiano de Albuquerque, Kriegsminister; Dr. Regis de Oliveira, Unterstaatssekretär des Aeußern, und Edwin Morgan, Botschafter der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Bevor noch die kleinen Schiffe den „Minas Geraes“ erreichten, begab sich der Flieger Deveau zu ihm hinaus, umkreiste wiederholt den Panzer und ließ ein Blumenbouquet auf den Deck fallen, das einen Gruß für den Minister des Aeußern enthielt.

Die Landung des Ministers vollzog sich nach dem vom betreffenden Festkomitee organisierten Programm. Der „Minas Geraes“ warf um 12 Uhr Anker und einige Minuten später bestieg der Minister mit seinen Begleitern die Galeone „Dom João VI.“, mit der er nach der Landungsbrücke des Cattete-Palastes fuhr. Als Herr Dr. Lauro Müller das Panzerschiff, mit dem er seine Reise gemacht, verließ, gaben die im Hafen befindlichen anderen Kriegsschiffe, darunter auch der englische Kreuzer „Glasgow“, Salutschüsse ab.

Dr. Lauro Müller bestieg das Land kurz nach 1 Uhr und nahm dann den ihm zur Verfügung gestellten Wagen des Bundespräsidenten, der von einer Schwadron Kriegsschüler eskortiert wurde. Der Zug ging durch die Avenidas Rio Branco und Beira Mar und dann durch die Straßen Silveira Martins und Cattete bis an den Palast des Bundespräsidenten, wo der Minister ausstieg, um dem Landeschef seine Grüße zu entbieten. Nach der Begrüßung Marschall Hermes da Fonseca fuhr Herr Dr. Lauro Müller nach dem Monroo-Palast, wo ihm von dem großen Festkomitee ein Empfang bereitet war. Diesen Palast verließ der Minister um 3 Uhr 10 Minuten. Die Begrüßungsrede hielt im Namen des Festkomitees Herr Dr. Miguel Calmon du Pin e Almeida, der seinerzeitige Nachfolger des Gefertigten als Verkehrsminister.

Die Stadt hatte zum Empfang des Ministers Festschmuck angelegt. Die Straßen, durch welche sich der Zug bewegte, hüllten sich in Flaggen und Girlanden und waren ganz von einer festlich gekleideten unbüschelbaren Menge gefüllt. Sowohl die öffentlichen Aemter wie der Handel machten einen Festtag, sodaß die Beamten und Angestellten sich an dem Empfang beteiligen konnten.

Es schien des Glanzes und des Enthusiasmus zuviel, um nur dem Minister des Aeußern zu gelten, und unwillkürlich muß man daran denken, daß Herr Dr. Lauro Müller in den Kombinationen der Politiker wohl noch eine andere Rolle spielt. Die Kandidatenfrage scheint wohl geregelt zu sein, denn die Kandidaten sind schon aufgestellt und sie haben die Aufstellung angenommen, aber wir weiß, ob da hinter den Kulissen der hohen Politik sich nicht noch etwas vollzieht, wovon die Profanen nicht verständig werden, wobei aber der Minister des Aeußern mitwirkt.

Zu einer Demonstration gestaltete sich das Geleite, das dem Senator Antonio Azeredo bei seiner Einschiffung an Bord der „Aranza“ gegeben wurde. Am Kai Lauro Müller erschien der Bundespräsident in Person, begleitet von seinem militärischen Gefolge, erschienen die Minister Rivadavia Corrêa, Herculano de Freitas, Pedro de Toledo, Alexandrino de Alencar mit Regis de Oliveira, die Senatoren Pinheiro Machado, Urbano Santos, Baron Toffé, Francisco Glicerio, Alcindo Guanabara,

Walfrido Leal, Tavares de Lyra, Felipe Schmidt, Lauro Sodré, João Luiz Alves, Augusto de Vasconcellos, Oliveira Valladão, Braz Abrantes, die Deputierten Fonseca Hermes, Eloy de Souza, Joaquim Pires, Miguel Calmon, Thomaz Dellino, Floriano de Brito, Erico Coelho, Araújo Reis, Villalobos, Nicanor do Nascimento und andere, der vorige und der jetzige Polizeichef, der unvermeidliche Präsidentengevater Paschoal Segreto, der Telegraphendirektor, der General Pedro Ivo, der Baron von Ibrocahy, der glückliche Regierungs-Baumunternehmer Leontian Palmyro Pülcherio, selbstverständlich auch Herr Frontin, der Chefredakteur Paulo Barreto vulgo João do Rio von der „Gazeta de Noticias“, sein Kollege João Lage vom „Paiz“ und noch eine große Anzahl von Politikern und Offizieren usw. Die Liste der Erschienenen, die wir geben, genügt, um einen Begriff von der Bedeutung zu geben, die man Herrn Antonio Azeredo in unserer Politik beimißt. Herr Azeredo, der in Begleitung von Frau, Sohn, Tochter und Schwiegersohn (Dr. Gastão Teixeira vom Kabinetts des Bundespräsidenten) reist, wird sich direkt nach Paris begeben. Dort wird er ausreichend hoffiert werden, und wenn er dem zurückkehrt, wird er im Senat und in der Presse wieder eine blutige Germanophobie zum Besten geben.

— Neue Weberei in Uberabinha. Die Empreza Força e Luz de Uberabinha, die den Herren Carneiro & Irmãos gehört, beabsichtigt in der Stadt eine Weberei einzurichten, in welcher die gewöhnlichen baumwollenen Waren angefertigt werden sollen. Es soll auch gleichzeitig eine Spinnerei erbaut werden. Die Regierung zeigt auch guten Willen, das Pflanzen von Baumwolle zu fördern, und die Besitzer der projektierten Fabrik bemühen sich, die Landwirte der Gegend und ihre eigenen Aktionäre zum Pflanzen zu ermunten. Die Baumwolle gedeiht bei richtiger Pflege bekanntlich fast überall in Brasilien, wo es nicht zu kalt ist; wenn also Produktion des Rohstoffes und Verarbeitung sich die Hand reichen, so kann für beide Teile nur ein ersprießliches Resultat herauskommen, und der dritte im Bunde ist der Konsument, der seine Waren zu billigeren Preisen erstehen kann, ohne daß der Fabrikant an seinem Gewinn einzubüßen braucht.

Kabelnachrichten vom 17. August

Deutschland. Am Sonntagabend wurde in Berlin in der Hl. Hedwigskirche für die Seelenruhe des jüngst verstorbenen brasilianischen Gesandten, Herrn Dr. Basilio Iliboré da Cunha, ein feierliches Requiem abgehalten. Kaiser Wilhelm war bei der Trauerfeier durch den Ex-Kriegsminister General von Heeringen vertreten, der im Namen des Monarchen auf den Saig einen kostbaren Kranz niederlegte. Das diplomatische Korps war bei dem Trauergottesdienst vollzählig vertreten. — Kaiserin Auguste Viktoria ließ durch den Unterstaatssekretär des Answärtigen Amtes, Herrn Dr. Zimmermann, der Witwe des brasilianischen Diplomaten ihre herzlichste Teilnahme an ihrem herben Verlust ausdrücken. — Die Leiche Dr. Iliboré da Cunha bleibt in der Krypta der Hedwigskirche provisorisch beigesetzt, bis sie nach Brasilien überführt wird.

— Die deutsche Regierung hat nach einer Umfrage bei den wichtigsten Industriellen des Landes die Vereinigten Staaten von Nordamerika verständigt, daß Deutschland auf der Weltausstellung in San Francisco offiziell nicht vertreten sein wird. Bekanntlich hat England schon früher die Einladung, an der gedachten Ausstellung teilzunehmen, abgelehnt.

— Die brasilianische Gesandtschaft in Berlin hat der deutschen Presse ein Schriftstück betreffend die Behandlung der Indianer in Brasilien zugehen lassen. Die Darlegung des Indianerdienstes hat bei den deutschen Zeitungen nur Anerkennung gefunden.

Oesterreich-Ungarn.

— Im ganzen Lande werden die umfassendsten Vorkehrungen getroffen, um den 33. Geburtstag des Kaisers und Königs Franz Josef I. würdig zu begehen. Die Völker Oesterreichs und Ungarns, die mit großer Liebe an ihrem greisen Herrscher hängen, haben für diese Tage die ganze Politik vergessen und konzentrieren ihre Gedanken auf die ehrwürdige Gestalt des Monarchen.

England.

— Die Aktien der São Paulo Railway sind in den letzten Tagen bedeutend gestiegen. Diese Erscheinung wird auf ein Gerücht zurückgeführt, daß die brasilianische Regierung die genannte Eisenbahngesellschaft aufkaufen wolle.

— Die „Financial News“ befassen sich in einem längeren Artikel mit der Präsidentenwahl in Brasilien. Das bekannte Finanzblatt fällt über die Kandidaten für die Präsidentschaft mit Vizepräsidentenschaft ein sehr günstiges Urteil und meint, daß die Wahl der Herren Wencesláo Braz und Urbano dos Santos zum Präsidenten resp. Vizepräsidenten der Republik für unser Land eine Garantie der friedlichen Entwicklung bedeuten werde.

Frankreich.

— Die pariser „Humanité“ bringt die Nachricht, daß der bekannte russische Schriftsteller Maxim Gorki schwer erkrankt sei, sodaß man jeden Tag sein Ableben erwarten könne. Maxim Gorki leidet bekanntlich an Lungentuberkulose.

Dänemark.

— Die Expedition des Kapitäns Koch hat von Procven ausgehend Grönland durchquert und ist an der Baffin-Bai angelangt. Der Weg, der ein ganzes Jahr dauerte, war ungemein schwierig.

Spanien.

— In Barcelona streiken jetzt mehr als 30.000 Arbeiter, darunter 8000 Frauen. Der Gouverneur, dessen Vermittlung bisher erfolglos geblieben ist, will auf weitere Vermittlungsversuche verzichten.

Uruguay.

— Die paulistauer Fußballspieler machten einen Abstecher von Buenos Aires nach Montevideo, um mit den dortigen Spielern einen Match auszutragen. Das Spiel verlief für die paulistauer wenig günstig, denn sie wurden mit zwei Goals gegen Null besiegt.

Gedankensplitter

— Böse Beispiele werden häufiger zitiert als gute; es scheint, die letzten haben weniger Beweiskraft. * * * Die meisten Blumen schließen sich, wenn der Abend kommt; im Gewächshaus der Erinnerung ist es umgekehrt. * * * Die Rosen welken, die Dornen nicht. * * * Ein Körnlein Wahrheit stürzt oft Berge der Lüge. * * * Es ist ein törichter, aber sehr beliebter und verbreiteter Trost, zu meinen, man sei geschwieher geworden, wenn man unzufriedener ward.

Companhia Antartica Paulista



COMP. LITH. HARTMANN-REICHENBACH S. PAULO e RIO

General-Agenten: ZERRENNER, BÜLOW & C.
SÃO PAULO

Agenten fuer Rio de Janeiro, Nord- und Sued- Haefen:
Gonçalves, Zenha & C. - RIO DE JANEIRO

BRASILIANISCHE BANK = FÜR DEUTSCHLAND =

GEGRÜNDET IN HAMBURG AM 16. DEZEMBER 1887

VON DER

Direktion der Disconto-Gesellschaft, Berlin

UND DER

Norddeutschen Bank in Hamburg, Hamburg

Volleinbezahltes Aktienkapital Mk. 15.000.000

Reserven Mk. 7.000.000

KORRESPONDENTEN

AN

ALLEN PLÄTZEN

DES INNERN

Telegramm-Adresse

für

sämtliche Filialen:

ALLEMABANK



FILIALEN:

Rio de Janeiro — São Paulo — Santos — Porto Alegre — Bahia

Die Bank zieht auf alle Länder Europas, die La Plata-Staaten, Nordamerika, usw.

Vermittelt Auszahlungen, besorgt den Ankauf und Verkauf, die Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren und befasst sich mit der Einziehung und Diskontierung von Wechseln, sowie mit allen übrigen bankmässigen Geschäften.

VERGÜTET FÜR DEPOSITEN:

IN KONTO KORRENT

tägliches Geld 3% p. a.

mit 30 tägiger Kündigung (Spargelder) 4% p. a.

AUF FESTE TERMINE

von 3 bis 6 Monaten 4% p. a.

„ 6 „ 9 „ 5% p. a.

„ 9 und mehr Monaten 6% p. a.



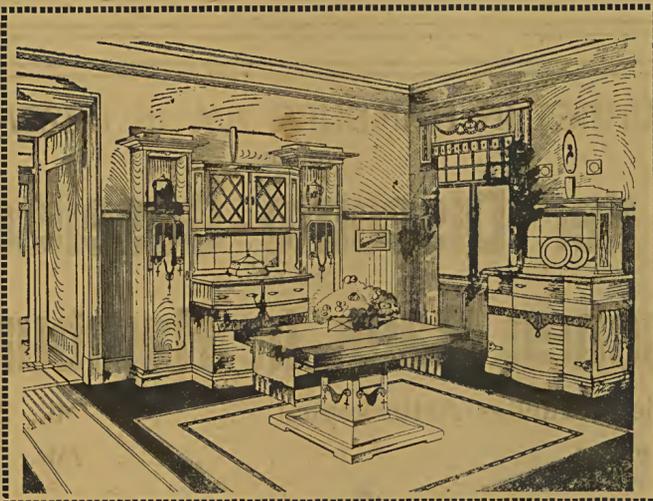
A RESIDENCIA

MÖBEL-FABRIK TEPPICHE DECORATIONEN

FABRIK-ANLAGE:
RUA Dr. FAUSTO FERRAZ 11, 13, 15
PARAIZO

Übernahme vollständiger
Innen-Einrichtungen:

für Wohn- und Representationsräume.
Restaurants, Hotels, Klubräume,
Bureaux, Ladeneinrichtungen usw.
sowie für einzelne Räume in allen
Stilarten nach gegebenen oder eigen-
nen Entwürfen.



Die rationelle Anlage unserer Werkstätten, welche unter Leitung erprobter Fachleute stehen, sowie der vorteilhafte direkte Import unserer weiteren Artikel, ermöglicht uns, geschmackvolle Ausführungen unter Verwendung besten Materials zu billigsten Preisen zu liefern.

BLUMENSCHNEID & Co.

Postfach N. 1185 Telegramm-Adresse: Mobilia Telefon 3524



Ersuchen um Besichtigung unserer
Ausstellungsräume

Beste Ausführung bei
mässigen Preisen:

Übernahme aller besseren Tischlerarbeiten
Holztäfelungen, Panele, Türen usw.
Möbel aller Art stets auf Lager.
Eigene Polsterei und Dekorationsab-
teilung. Grosses Sortiment in Leder-
möbeln, Fenster- und Türvorhängen,
Teppichen, Linoleums, Gardinen,
Rouleaux usw.

:: Geschmackvolle Arrangements ::

4, PRAÇA DA REPUBLICA, 4

Sherlock Holmes in Brasilien

Professor R. A. Reiss in S. Paulo

Die ungeheuren Fortschritte auf dem Gebiete der Technik, die bedeutenden Errungenschaften der Chemie, die im modernen Leben eine so wichtige Rolle spielen und teilweise eine radikale Umwälzung der Verhältnisse herbeigeführt haben, sind, ebenso wie zum Vorteil der Menschheit, auch zu ihrem Schaden verwendet worden. Das bekannte physikalische Gesetz, jeder mechanische Vorteil, bringt auch einen mechanischen Nachteil, kann sehr gut auf die neuen Erfindungen und Entdeckungen angewendet werden. Sie haben der Menschheit bedeutende Vorteile, aber auch Nachteile gebracht, denn die Verbrecherwelt hat sich ihrer ebenso bedient und macht sich die modernen Fortschritte ebenso zum Nachteil ihrer Mitmenschen zunutze, wie sie auf der anderen Seite zum Vorteil und zur Vervollkommnung des menschlichen Lebens und seiner Einrichtungen dienen. Der moderne Einbrecher arbeitet nicht mehr allein mit Nachschlüsseln, Dietrichen, Brechstangen und Blendlaternen, sondern er bedient sich auch der Sauerstoffapparate, chemischer Lösungen, feiner Präzisionsinstrumente und verschiedener anderer moderner Erfindungen, um dem Nebenmenschen zu schaden und auf verbrecherische Weise ein bequemes Leben zu führen. Nichts war daher näherliegender und durch die neugeschaffenen Verhältnisse notwendiger, als daß die Sicherheitsbehörde, die Polizei, sich nach neuen Mitteln umsehen mußte, um den Verbrechern, die sich der wissenschaftlichen Erfolge der Neuzeit bedienen, auf die Spur zu kommen. Das war aber nur möglich, wenn wirkliche Gelehrte in den Dienst der Polizei aufgenommen wurden, und in dieser Erkenntnis wurde in allen Kulturländern die sogenannte wissenschaftliche Polizei geschaffen, die mit Hilfe der Physik, Chemie, Technik und anderer Wissenschaften Verbrecher entdeckt und sie durch unumstößliche Beweise überführt, die die Laienwelt in Erstaunen setzen. Die Schädelmessung, die Fingerabdrücke, chemische Untersuchungen von Kleiderresten und unwesentlichen Dingen, die man an den Tätern fand, haben ganz außerordentliche Resultate bei der Entdeckung und Überführung von Verbrechern gezeigt. Der englische Schriftsteller Conan Doyle hat diese Errungenschaften zur Grundlage eines Romans „Sherlock Holmes“, der Musterdetektiv, gemacht, der einen Welterfolg erlangt hat und in allen Sprachen übersetzt wurde. Wunderbare, ungläubliche Sachen führt dieser Sherlock Holmes aus, Entdeckungen macht er, die als Unmöglichkeit gelten. Es ist eben ein Roman, die Erfindung einer Phantasie, sagt sich der Leser, und doch sind Taten, die Conan Doyle seinen Sherlock Holmes ausführen läßt, heute keine Phantasiegebilde mehr, sie sind zur Tatsache, zur nackten Wirklichkeit geworden und dies dank der Tätigkeit der Gelehrten, dank der Einrichtung der Polizei auf wissenschaftlicher Grundlage. In allen Kulturländern besteht heute die wissenschaftliche Polizei. Sie hat sich als eine unumgängliche Notwendigkeit erwiesen und die Justiz kann ihrer heute nicht mehr entbehren. Richter und Advokaten, Behörden und Polizeibeamte widmen sich heute ihrem Studium, für welches u. a. in Berlin, Lausanne, Wien, Paris, Rom, Petersburg, London, Brüssel, Bukarest, Madrid, Graz, Dresden, Hamburg usw. bedeutende Lehrstätten eingerichtet wurden. In São Paulo ist bekanntlich seit einigen Jahren der Polizeidienst von Grund auf neuorganisiert und auf eine achtungsvolle Höhe gebracht worden,

was unso höher anzuschlagen ist, als durch die bunte Mischung der Bevölkerung es viel schwerer ist, eine stramme Disziplin herzustellen, als in den alten Kulturländern mit einheitlicher Bevölkerung. Bei diesen Neueinrichtungen und Verbesserungen lag es daher auch sehr nahe, den Untersuchungs- und Forschungsdienst, einen der schwersten in der Polizeiorganisation, der noch ganz nach altem System gehandhabt wurde, mit den neuen Einrichtungen in Einklang zu bringen. Die Paulistaner Staatsregierung hatte daher, auf Veranlassung des Staatssekretärs der Justiz und der öffentlichen Sicherheit, Dr. Sampaio Vidal, den Entschluß gefaßt, die Polizei auf wissenschaftlicher Grundlage einzuführen und zu diesem Zwecke den Professor R. A. Reiss von der Universität in Lausanne als Lehrmeister kontrahiert, der bereits seit einigen Wochen in der Hauptstadt São Paulo weilte.

Professor Reiss ist einer der bedeutendsten Männer auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Polizei. Ehemaliger Schüler von Alphonse Bertillon ist er heute Leiter des Spezial-Instituts für polizeiliche Entdeckungen auf wissenschaftlicher Grundlage, welches der Universität von Lausanne in der Schweiz angegliedert ist. Er hat verschiedene technische Schriften in seinem Fache verfaßt und errang sich innerhalb weniger Jahre durch seine außerordentliche Befähigung eine ganz hervorragende Stellung in der europäischen wissenschaftlichen Welt. Er ist ein hervorragender Anthropologe, Psychologe, Chemiker, Doktor der Naturwissenschaften, eine Autorität für die Beurteilung von Fingerabdrücken, Sachverständiger für Geheimschriften und beherrscht mehrere Sprachen. Seine praktischen Studien, die er in der internationalen Verbrecherwelt machte, haben ihm die Kenntnis verschiedener Verbrecher-Dialekte verschafft. Er hat die Höhlen des Lasters in den europäischen Hauptstädten aufgesucht und mit den Verbrechern als ihresgleichen gelebt, er ist also mit ihren Gewohnheiten vertraut, kennt ihre Schlupfwinkel und weiß, welcher Mittel sie sich bedienen, um die Wachsamkeit der Polizei zu täuschen. Eine scharfe Beobachtungsgabe kommt dabei zustatten, er ist nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein bedeutender Kriminalist und hervorragender Detektiv. Deshalb gibt es für ihn auch keine Geheimnisse und keine Schwierigkeiten bei einem Verbrechen; er kennt eben in wahren Sinne des Wortes alle technischen Hilfsquellen, die bei Verbrechern angewendet werden können, wie auch im allgemeinen das System der Verbrecher. Seine Kenntnisse erweitern sich außerdem von Tag zu Tag, da er außer seiner natürlichen Veranlagung für den wissenschaftlichen Polizeidienst ein unermüdlicher Forscher ist, der fortgesetzt nicht nur theoretischen Studien obliegt, sondern sich auch beständig mit praktischen Versuchen im Laboratorium beschäftigt und genaue Beobachtungen an Personen macht. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß Prof. Reiss ein lebendiges Nachschlagebuch für ältere und moderne Polizeistudien auf wissenschaftlicher Grundlage geworden ist. Er ist ein Fachmann, der in der Zerlegung und Einteilung der Nachforschungen zur Entdeckung von Verbrechern unerreicht dasteht. Er ist der vollkommene und vollendete Typ eines Kriminalisten, und seine wirksamste Waffe im Kampf gegen die Verbrecherwelt ist seine hervorragende geistige Begabung. Nur durch diese hohe Intelligenz ist er imstande die verwirrtten Fäden zu ordnen und die nur schwachen Anhaltspunkte, die manche Verbrechen für die Entdeckung bieten, zu befestigen und daraus starke Beweise gegen den Verbrecher zu bilden. In seinem

Laboratorium, mit den geringen Beweismitteln, die am Tatort des Verbrechens gefunden werden, beschäftigt, sie geduldig mit den Mitteln der Physik und Chemie behandelnd und sie mit der Scharfsichtigkeit des Naturwissenschaftlers untersuchend, so muß man sich Professor Reiss vorstellen. In der Stille seines Studierzimmers untersucht er Fingerabdrücke, setzt die Formel für eine gesprochene Photographie zusammen, die telegraphisch übermittelt werden soll, wendet eine Lösung salpetersaures Silber an, um einen Fingerabdruck auf irgend einen Gegenstand zu fixieren, um ihn dann später zu präparieren und eventuell als Beweismittel zu verwenden. Ein ganzes Arsenal von Hilfsmitteln, die nur der Gelehrte oder der besondere, wissenschaftliche Studien machende Fachmann anwenden kann, dienen in der modernen Kriminalistik zur Entdeckung von Verbrechen und ihrer Urheber, und in diesen Anwendungen ist Professor Reiss nicht nur eine hervorragende Autorität, sondern einige derselben rühren von ihm selbst her. Mikroskop, Körper- und Schädelmessung, Nachzeichnungsapparat, Untersuchung des feineren Reliefs der Haut an der Hohlhand und der Beugseite der Finger (Fingerabdrücke), Meßbildverfahren (das ist die Kunst, die Maße eines Gegenstandes aus dem photographischen Bilde abzuleiten), Röntgen-Strahlen und Anwendung chemischer Prozesse mit allen möglichen Säuren, Basen usw., das sind die Hilfsmittel, in deren Anwendung Professor Reiss Meister ist und die ihm zu einem wirklichen in der natürlichen Welt existierenden und handelnden Sherlock Holmes gemacht haben.

Mehr als einmal hat er seine hohe Befähigung umfassende Kenntnis bewiesen. Vor einigen Monaten lieferte er die Beweise zur Entlarvung von Fälschern, die französische Banknoten nachgemacht hatten, und zeigte hier hervorragende graphische Kenntnisse. Er war einer der ersten, der die an den Tätern der Verbrechen gefundenen Fingerabdrücke zur Entdeckung der Täter benutzte. So entdeckte er einen Dieb durch seine an dem Tatort auf dem Deckel einer Zigarrenkiste zurückgelassenen Fingerabdrücke, und einen Mörder durch seine auf einem mit Staub bedeckten Wassergläse gefundenen Fingerspuren. Ein in einen Neubaun eingedrungenen Dieb ließ nach Spitzbuben Art in einem Zimmer des ersten Stocks eine duftende Visitenkarte zurück. Er zerstörte darauf verschiedenes Material und begab sich in die Küche, wo er sich durch ein zweites Andenken verewigen wollte. Es fehlte ihm indessen an Material. Da fand er in einem Schranke Glaserkitt, wie er zum Befestigen der Fensterscheiben benutzt wird. Er formte daraus das Andenken in künstlicher Weise, aber er hatte dabei nicht berechnet, daß seine Fingerabdrücke auf dem Kitt zurückgeblieben waren. Besonders schön war der Abdruck seines Zeigefingers auf dem Kitt sichtbar. Der Vergleich direkter Fingerabdrücke mit den im Kitt vorgefundenen gab kein genügendes Resultat. Professor Reiss gab sich aber nicht zufrieden, er veranlaßte, daß die verdächtige Person noch nicht ohne weiteres in Freiheit gesetzt wurde und machte neue Versuche. Das Photographieren der Fingerabdrücke bot Schwierigkeiten. Er modellierte dieselben daher in Gyps, photographierte dieses Modell, vergrößerte es, ebenso wie die photographierten Fingerabdrücke, welche direkt von der verdächtigten Person genommen wurden, und siehe da, die Uebereinstimmung war eine vollkommene, sodaß dem Verdächtigten seine Schuld bewiesen werden konnte. Solche und ähnliche Beweisführungen hat Professor Reiss unzählige ge-

macht, immer hat er durch Anwendung wissenschaftlicher Prozesse aus der Physik, Chemie usw. unumstößliche Beweise erbracht, sodaß die Verbrecher überführt wurden und oftmals unter der Wucht der von dem Gelehrten aufgesteckten Tatsachen ein Geständnis abgelegt haben. In seinem Laboratorium in Lausanne hat er schon so manches Experiment gemacht, das den alten Spruch bekräftigte: „Es ist nichts so fein gesponnen, was nicht kommt an's Licht der Sonnen“. Aber nicht nur Untersuchungen nimmt Professor Reiss in seinem Laboratorium vor, er gibt auch Unterricht in der Kriminalistik und hat schon tausende von Schülern aus aller Herren Länder mit dem Wesen der wissenschaftlichen Polizei bekannt gemacht. Unzählige offizielle Studienkommissionen sind ihm mehr als einmal zugeschickt worden. Rußland und Rumänien haben ihm zu wiederholten Malen ihre Beamten gesandt, und in Petersburg und Bukarest besitzt die Polizei heute Laboratorien, die denjenigen des großen Lehrers in Lausanne nachgebildet sind.

Der Unterricht des Professors Reiss bevorzugt vor allem praktische Anwendungen. Theorie wird so wenig wie möglich getrieben und alle Mühe auf das Studium der wissenschaftlichen Methoden verwendet, durch die die Verbrecher entdeckt und identifiziert werden können. In seinem Buche „Handbuch der wissenschaftlichen Polizei“, welches aus drei Bänden besteht, deren erster im Jahre 1911 erschienen, hat Professor Reiss alle seine Erfahrungen niedergelegt und in systematischer Weise sich über alle Arten von Verbrechen und Vergehen ausgebreitet. Er gibt erschöpfende Darstellungen von den bei den verschiedenen Delikten einzuschlagenden Maßnahmen und verbreitet sich eingehend über die Geistestätigkeit der Verbrecher. Das Werk ist von den ersten Autoritäten anerkannt und bildet den allgemeinen Weltleitfaden zur Anwendung des wissenschaftlichen Verfahrens bei Entdeckung von Verbrechen. Es ist sehr durchdacht und bis ins kleinste ausgearbeitet und beschreibt Verbrechen, Verbrecher, sowie die Mittel zu ihrer Entdeckung so genau, wie eine Naturgeschichte. Professor Reiss hat auch noch andere bedeutende Werke geschrieben, die in das Fach der Polizeitätigkeit durch wissenschaftliche Hilfsmittel schlagen. So z. B. das Buch von der Gerichtsphotographie, dasjenige über „Die gesprochene Photographie“, den „Telegraphenschlüssel zur gesprochenen Photographie“ usw. Es ist nicht möglich, sich über alle diese Werke, die für die Kriminalistik von großem Wert sind, noch weiter auszulassen, es möge daher zur näheren Erklärung nur erwähnt werden, daß die wissenschaftliche Polizei ein System erfunden hat, eine Photographie durch Worte zu übermitteln, die dem Vermittelst des besonderen Telegraphenschlüssels vom Empfänger zusammengesetzt werden.

Diesen hervorragenden Gelehrten, diesen wirklichen Sherlock Holmes, hat die Paulistaner Staatsregierung nun als Lehrer für die Staatspolizei gewonnen. Er ist, wie bereits bekannt, vor kurzer Zeit hier angekommen und hat seine Tätigkeit schon begonnen. Ohne Zweifel wird der hervorragende Lehrer auf dem Gebiete des polizeilichen Untersuchungswesens und der Nachforschungen eine radikale Umwälzung hervorrufen. Es ist eine wirkliche Kulturart, welche die Regierung des Staates São Paulo damit völlbracht hat und für die mehr und dem Sekretär der Justiz und der öffentlichen Sicherheit, Dr. Sampaio Vidal, die vollste Anerkennung zollen muß.

Die Regierung des Staates São Paulo

Die staatsmännische Befähigung und Klugheit unseres Präsidenten Dr. Rodrigues Alves ist bei den Verhandlungen über die Lösung der Kandidaturfrage wieder einmal recht eklatant in den Vordergrund getreten. Hätte sich der Staat São Paulo nicht im letzten Augenblick zugunsten der Kandidatur Weneolau Braz entschieden, so hätte auf alle Fälle die hochgradige Erregung fortgedauert, welche der erbitterte Kampf um die Kandidaturen auslöste. Die Entscheidung São Paulos, die eine Art Durchhauung des gordischen Knotens bildet, muß als das ureigenste Werk des Staatspräsidenten angesprochen werden. Als der Vorstand der republikanischen Partei zusammentrat, um einen entscheidenden Beschluß zu fassen, war die Stimmung der maßgebenden Persönlichkeiten Ruy Barbosa günstig und man erwartete auch so ziemlich allgemein, daß sie sich für die Kandidatur des „Adlers von Haag“ erklären würden. Indes kam es anders und das Zünglein der Waage neigte sich zugunsten des Vizepräsidenten der Republik, nachdem Dr. Rodrigues Alves nach reiflicher Überlegung dessen Kandidatur als geeignet zur Beschwörung des innerpolitischen Wirrwarrs befunden hatte und den Mitgliedern des Parteivorstandes die Gründe auseinandergesetzt hatte, die ihn bewogen, Weneolau Braz Ruy Barbosa vorzuziehen. Die Gründe waren so stichhaltig, daß der Parteivorstand Weneolau Braz einmütig auf den Schild erhob.

Das entscheidende Eingreifen des Staatspräsidenten dürfte auch sehr wesentlich dazu beigetragen haben, die geistigen Führer der Bewegung pro Ruy Barbosa zu bestimmen, die Adepten der politischen Schule des zweiten Präsidentschaftskandidaten in einer Parteiorganisation zu vereinigen und damit dem haltlosen Zustande der Einparteiherrschaft ein Ende zu machen. Dr. Rodrigues Alves verdammt bekanntlich in seiner letzten Botschaft an den Staatskongreß die Einparteiherrschaft und machte sie, nicht mit Unrecht, für die herrschenden innerpolitischen Mißstände verantwortlich. Wenn, wie zu erwarten steht, die liberale Partei sich kräftig entwickelt und Einfluß auf die Geschehnisse des Landes zu gewinnen vermag, so wird man das in erster Linie indirekt unserem Staatspräsidenten zu danken haben.

Ein Staatsmann von so eminenten Fähigkeiten, wie sie dem Dr. Rodrigues Alves eignen, würde jedem Staatswesen, auch dem größten und hochstehenden, zur Zierde gereichen und sicher benedict uns manche südamerikanische Republik um ihn. Die Haupttugenden unseres Staatsoberhauptes sind Besonnenheit, Ueberlegung, strenge Rechlichkeit gepaart mit einer über allen Zweifel erhabenen Ehrlichkeit und energisches, selbständiges Handeln. Diese Tugenden lenkten schon unter dem monarchischen Regime die Aufmerksamkeit der leitenden Männer auf Dr. Rodrigues Alves. Seine ungemein rasche politische Karriere beweist, wie schätzenswert seine dem Kaiserreich geleisteten Dienste waren. Schon in jungen Jahren wurde er auf den höchsten Posten in seiner engeren Heimat, auf den des Präsidenten der Provinz, berufen. Er zeichnete sich in dieser hohen Vertrauensstellung dermaßen aus, daß ihm der Monarch den Conselheiro-Titel verlieh, der mehr oder weniger dem des Geheimrats in Deutschland entspricht. Nach Zusammenbruch der Monarchie stellte sich Dr. Rodrigues Alves nicht wie so viele andere in den Schmolzwinkel, sondern bekannte sich gleich von Anfang an freudig zum neuen Regime, dem er in der Folge die größten Dienste leistete. Natürlich suchte sich die junge Republik eine so anerkannt tüchtige Kraft zunutze zu machen. Dr. Rodrigues Alves wurde in die gesetzgebenden Körperschaften seines Heimatstaates und des Bundes berufen und er hatte großen Anteil an der gesetzgeberischen Arbeit der ersten Jahre.

Auf den verantwortungsreichen Posten des Staatspräsidenten berufen, machte sich Dr. Rodrigues Alves in kurzer Zeit in so hervorragender Weise verdient, daß die republikanische Partei ihn zum Kandidaten für das Amt des Präsidenten der Republik erkor, als die Aera Campos Salles sich zu Ende neigte. Dr. Rodrigues Alves wurde einstimmig gewählt. Hätte er sich als erster Beamter der Republik auch keine anderen Verdienste erworben, als die Bundeshauptstadt gesund zu machen, sie zu modernisieren und zu einer der schönsten Städte, wenn nicht zur schönsten Stadt der Welt umzuwandeln, so würde ihm schon das allein die Unsterblichkeit sichern. Im politischen Haben des Dr. Rodrigues Alves sind viele große Taten verzeichnet. Wir erinnern nur an die von ihm ergriffene Initiative zum Kaibau im Hafen von Rio und zur Schaffung einer modernen Flotte. Großen Beifall hat sich Dr. Rodrigues Alves als Bundespräsident auch damit verdient, daß er nicht von der bewährten Finanzpolitik seines Vorgängers Dr.

Campos Salles abwich, sich weiser Sparsamkeit befleißigte und im Auslande das Vertrauen in die Finanzwirtschaft der Republik befestigte.

Nach Ablauf seiner Amtszeit empfand Dr. Rodrigues Alves das Bedürfnis, die alma mater der modernen Kultur, das alte Europa gründlich kennen zu lernen. Im Gegensatz zu vielen seiner Landsleute schlug Dr. Rodrigues Alves sein Hauptquartier nicht in Paris, sondern in London auf, wo er den größten Teil seines europäischen Aufenthaltes verbrachte. Dem Ex-Bundespräsidenten war es hauptsächlich darum zu tun, einen Einblick in die Weltgeldwirtschaft im besonderen und die Welt-

rettung, wie sich aus seiner letzten Botschaft an den Kongreß überzeugend ergibt. Er bahnte die Tilgung der großen Valorisationsanleihe an, die wie ein Alpdruck auf den Staatsfinanzen lastete, und nahm unter den denkbar günstigsten Bedingungen im Auslande eine Anleihe von 7,5 Millionen Pfund Sterling auf, um die drückendsten der von der Regierung seines Vorgängers hinterlassenen schwebenden Schulden abzutragen. Die glatte Unterbringung der Anleihe in der akutesten Periode der durch den Balkankrieg hervorgerufenen universellen Wirtschaftskrise demonstriert, wie groß das Vertrauen ist, welches die europäische Finanzwelt unserem

Zuverlässigen Nachrichten aus Guarujá zufolge, wo Dr. Rodrigues Alves wieder seit Monatsfrist weil, ist in seinem Befinden erfreulicherweise eine bedeutende Besserung eingetreten, die zu der Hoffnung berechtigt, daß er uns noch lange erhalten bleiben wird. Möchte sich die Hoffnung erfüllen.

Der Staat São Paulo hat bisher sehr viel Glück mit den Männern gehabt, die er an seine Spitze gestellt. Das trifft besonders auf die gegenwärtige Regierung zu. Ist Dr. Rodrigues Alves durchaus der rechte Mann am rechten Platze, so hätte man für den Posten des Vizepräsidenten kaum einen Würdigeren Geeigneteren finden können, als den früheren Staatssekretär des Innern Dr. Carlos Guimarães. Derselbe hat sich als Leiter des Ressorts des Innern in jeder Hinsicht, am meisten auf dem Gebiete des Schulwesens hervorgetan. Der Volksunterricht wurde von ihm besonders liebevoll behandelt. Dr. Guimarães hat sich als ein bedeutendes Verwaltungstalent erwiesen und er ist ohne Zweifel befähigt, selbst die Zügel der Regierung zu führen, wozu ihm voraussichtlich nach Ablauf der Amtsperiode des Dr. Rodrigues Alves Gelegenheit gegeben wird.

Die Umsicht eines Staatsmannes zeigt sich am deutlichsten in den Leistungen seiner Mitarbeiter und besonders in ihrer Wahl. Die Wahl, welche Dr. Rodrigues Alves bei der Berufung seiner Staatssekretäre getroffen, hätte kaum besser sein können.

Dr. Paulo de Moraes Barros füllt den Posten des Ackerbausekretärs zur allgemeinsten Zufriedenheit aus. Wir haben selten einen tätigeren und auch tatkräftigeren Mann an der Spitze des vielseitigen, an die Arbeitskraft und die Tüchtigkeit des Leiters so große Anforderungen stellenden Ressorts gesehen. Dabei ist Dr. Moraes Barros ein äußerst gewissenhafter, sich seiner Pflichten voll bewußter Beamter. Seine Sporen in der Verwaltung verdiente sich der Ackerbausekretär in seiner Vaterstadt Piracicaba, wo er jahrelang die Municipalgeschäfte leitete. Er war es hauptsächlich, welcher Piracicaba zu dem Rufe verhalf, das bestverwaltete Muizip im Staate zu sein. Was den Deutsch-Paulistanern den Ackerbausekretär besonders sympathisch macht, ist, daß er unsere Muttersprache gründlich beherrscht und deutsche Kultur schätzt. Und dann gehört er einer Familie an, die von den Deutschen sehr hoch geschätzt wird. Sein Vater war der in der deutschen Kolonie im besten Andenken stehende Bundes Senator Domingos de Moraes, und der unvergeßliche Demokrat und Mitbegründer der Republik Prudente de Moraes war sein Onkel, außerdem steht er mit einer der angesehnen deutschbrasilianischen Familien in verwandtschaftlichen Beziehungen.

Der Staatssekretär des Innern Dr. Altino Arantes wurde von Dr. Rodrigues Alves von der früheren Verwaltung übernommen, was dem Ressortchef das ehrendste Zeugnis ausstellt. Gleich Dr. Moraes Barros ist auch Dr. Altino Arantes von großer Arbeitsfreudigkeit und Tatkraft besetzt. Mit seinem Amtsvorgänger, dem Vizepräsidenten Dr. Guimarães, teilt er die Vergötterung des Volksunterrichtes.

Eine geeignete Persönlichkeit als die Dr. Sampaio Vidal ist, hätte der Staatspräsident kaum für die Leitung des Justizressorts finden können. Dr. Sampaio Vidal leitet das dem Ressort angegliederte Polizeiwesen nach wahrhaft großen Gesichtspunkten und dank seinen Bemühungen wird die Polizei unseres Staates bald zu den besten Polizeiorganisationen der Welt zählen. Es braucht nur auf die Berufung des Professors Reiß hingewiesen zu werden, der den wissenschaftlichen Grund zur Ausübung der polizeilichen Funktionen legen wird, dessen sie bisher ermangelten. Seit dem Rücktritt des Dr. Joaquim Miguel vom Finanzressort dirigiert Dr. Sampaio Vidal auch das Finanzsekretariat, woraus sich ohne weiteres ergibt, daß er ein fleißiger und auch vielseitiger Mann ist.

Dank dem intelligenten Zusammenarbeiten dieser Männer unter der Leitung des erfahrenen Staatsmannes Dr. Rodrigues Alves hat São Paulo seine aussehlaggebende wirtschaftliche und kulturelle Stellung im brasilianischen Staatenbunde trotz der erstaunlichen Fortschritte verschiedener anderer Staaten unbestritten aufrecht erhalten können.

São Paulo darf sich glücklich preisen, eine so vortreffliche Regierung zu besitzen. Mit ihrer Hilfe wird es gelingen, die schwere wirtschaftliche Krise, welche über die Republik hereingebrochen ist, ohne allzu große Opfer zu überwinden. Sie wird auch dazu verhelfen, daß die Bundespolitik wieder in ruhiges Fahrwasser gesteuert wird. Jedenfalls hat São Paulo alle Ursache, mit seiner Regierung zufrieden zu sein.



wirtschaft im allgemeinen zu gewinnen, und wo hätte er dazu bessere Gelegenheit gefunden, als in der Welthandelsmetropole an der Themse? Hier erweiterte sich sein wirtschaftspolitischer Horizont, im englischen Milieu wurde ihm aber auch die große politische Zerkahrenheit seines Vaterlandes klar und er lernte von den Engländern, daß die Tat schwerer wiegt als die Phrase. Nichts ist Dr. Rodrigues Alves wohl mehr verhaßt als die Phrase und daraus erklärt es sich auch, daß er sich für Ruy Barbosa nicht besonders begeistert. Als das wertvollste Resultat seiner europäischen Reise brachte Dr. Rodrigues Alves ein geläutertes nationalökonomisches Verständnis und gereifte politische Ansichten mit nach Hause.

Es war ein entscheidender glücklicher Gedanke, Dr. Rodrigues Alves zum zweiten Male zum Lenker der Geschehnisse seines Heimatstaates zu berufen. Dieser hatte das gewagte Experiment der Kaffeewalorisation gemacht und sich damit große finanzielle Sorgen auf den Hals geladen. Der im Finanzfach so versierte tüchtige Wirtschaftspolitiker erschien als ein richtiger Retter in der Not. Und er brachte

Staat und der Regierung des Dr. Rodrigues Alves entgegenbringt. Was könnte übrigens die wirtschaftspolitische Routine des Staatspräsidenten besser kennzeichnen als die Aufnahme der jüngsten Anleihe von 2 Millionen Pfund Sterling? Die Anleihe ist weniger aus einem dringenden finanzpolitischen Bedürfnis heraus als zu dem Zwecke kontrahiert worden, den Geldmarkt zu erleichtern, der sich in äußerst kritischer Lage befindet. Wie sehr kontrastiert dieser von der Vernunft eingegebene Schritt mit dem in der Bundeshauptstadt von vielen Leuten suggerierten ruinösen Mittel der Emission von 100.000 Contos Papiergeld zur Beschwörung der monetären Krise!

Unserem Staatsoberhaupt ist, wie ja allgemein bekannt, wiederholt die Kandidatur für die Bundespräsidentschaft angeboten worden und fraglos würde die große Masse des wahlberechtigten Volkes ihm ihre Stimme gegeben haben, wenn es die Kandidatur nicht abgelehnt hätte. Wäre der Gesundheitszustand des Staatspräsidenten nicht ziemlich kritisch, so hätte er sicherlich dem Vaterlande das große Opfer gebracht, welches es von ihm heischte.

Vermischtes

Die Abenteuer eines Journalisten.
 Einer der bekanntesten Londoner Journalisten, der seit mehr als vierzig Jahren seinen Beruf bald in dieser, bald in jener englischen Kolonie ausübt, befindet sich mit einem Baarvermögen von zehn Millionen Francs auf dem Wege nach England; er hat sich, wie man sich wohl denken kann, das runde Stümmechen nicht bei der Ausübung seiner journalistischen Tätigkeit erspart, sondern verdankt seine Millionen einem der fast schon sagenhaft gewordenen amerikanischen Goldonkel, der den guten Einfall hatte, zu sterben und ihn zum Erben seines Riesenvermögens einzusetzen. Das Leben dieses Journalisten — Moritz Brodski heißt er und aus Polen stammt er — ist immer so reich an abenteuerlichen Ereignissen gewesen, daß ein auch nur annähernd

gleichartiges Journalistenschicksal nicht leicht gefunden werden dürfte. An dem Tage, an dem er geboren wurde, wurde das Haus, in dem seine Eltern wohnten, durch eine Feuerbrunst zerstört, und der junge Erdenbürger und seine Mutter wären ein Opfer der Flammen geworden, wenn sich nicht der Hausarzt mit eigener Lebensgefahr in das brennende Haus gestürzt und sie ins Freie getragen hätte. Als der Krieg zwischen Frankreich und Preußen ausbrach, war Moritz Brodski Student der Medizin in England; er gab sofort sein Studium auf, cilte nach Paris und ließ sich als Freiwilliger in die Fremdenlegion einreihen. Nach dem Kriege wollte er die unterbrochenen Studien nicht wieder aufnehmen, sondern sein Glück in anderen Weltteilen versuchen; er schiffte sich nach Australien ein, aber das Schiff, auf dem er fuhr, ging in der Nähe von Kapstadt unter, und Brodski war einer der wenigen Passagiere, die gerettet wurden. Als er dann schließlich nach

Melbourne kam, widmete er sich dem Journalismus und gründete, nachdem er sonst für alle Blätter Australiens geschrieben hatte, eine eigene Zeitung; als das Unternehmen fehlschlug, ging er kurz entschlossen von Australien nach Canada, dann von Canada nach den Vereinigten Staaten, von hier nach Südafrika und schließlich als Berichterstatter einiger Blätter, die in den britischen Kolonien erschienen, nach London zurück. Hier hielt es ihm aber auch nicht lange und er wanderte als Chefredakteur eines in Kalkutta begründeten Blattes nach Indien aus; von dort gelangte er nach San Francisco, wo er gerade am Tage des letzten großen Erdbebens eintraf. Er benutzte die „günstige Gelegenheit“, um rasch sich die Trümmer der unglücklichen Stadt anzusehen und an mehrere Blätter in London, Australien und Canada einen ausführlichen Bericht — es war der erste, der überhaupt erschien — über die furchtbare Katastrophe zu kablen. Von San Francisco kam

er von Neuem nach London, wo er in die Redaktion eines konservativen Blattes eintrat; hier erreichte ihn die Nachricht, daß sein steinalter Onkel in New York gestorben sei und ihm sein ganzes Vermögen vermachte habe. Zuerst wollte der alte Journalist an dieses Glück gar nicht glauben; er hielt die Nachricht für einen schlechten Scherz, mußte aber zuletzt anerkennen, daß der Onkel in solchen Dingen keinen Spaß verstand und ihm tatsächlich mit Gold überschüttet hatte. Brodski machte sich denn zum dritten- oder viertenmal auf den Weg nach Amerika, um die Erbschaft anzutreten und sich in die Millionenrolle einzuleben. Von New York telegraphierte er dieser Tage an einen Freund: „Ich gedenke in der nächsten Woche in London zu sein, vorausgesetzt, daß der Dampfer nicht mit mir und meinen Millionen untergeht.“ Also erzählte der Londoner Berichterstatter der römischen „Tribuna“, indem er sich für die Richtigkeit der Tatsachen verbürgt.

Fremden- und Familien-Pension

„VIENNA“

EMMY HAESLIN

WIEN IX., FRANKGASSE No. 6
NAHE DER VOTIVKIRCHE I. UND IV. ETAGE

Gemütliches Heim in dem ruhigsten und vornehmsten Stadtviertel, nächst den HOFTHEATERN, MUSEEN, OEFFENTLICHEN GAERTEN UND KLINIKEN, POST- UND TELEGRAPHENAMT im :
Nebenhaus, Strassenbahn nach allen Richtungen :
Elegante Zimmer, Bad, elektrisches Licht, Telephon 15986 interurban
Es wird deutsch, französisch, englisch und italienisch gesprochen

DIE PENSION STEHT UNTER SCHWEIZERISCHER LEITUNG

Feuilleton

Alexa oder das Drama von Montheron

(49. Fortsetzung.)

Alexa hatte sich bald so durchwärmt, daß sie keine nachteiligen Folgen von ihrem kalten Bade zu befürchten hatte. Mrs. Gregg und die beiden ältesten Töchter bemühten sich fortwährend, es ihr so ungenehm wie möglich zu machen.

„Sie sind wahrscheinlich eine Fremde und wohnen in Dorfe Montheron, Miß?“ fragte nun der Müller plötzlich, um zu wissen, wem er die Erhaltung seines Kindes zu danken habe.

„Ich bin Miß Strange, ein Gast von Mrs. Ingestre auf dem Schloß Montheron.“ antwortete Alexa.

Der Müller betrachtete sie schärfer. „Sie sind ein Mitglied der Gesellschaft Montheron, Miß?“ fragte dieser weiter. „Sie haben große Ähnlichkeit mit derselben. Ihre Augen und das Haar besonders erinnern mich an Lord Stratford Heron.“

„Es ist mir schon von anderen gesagt worden, daß ich etwas Ähnlichkeit mit Lord Stratford Heron habe.“ entgegnete Alexa ruhig. „Es heißt, daß er der Mörder des letzten Marquis war; ist es nicht so, und ihre Augen waren forschend auf den Müller gerichtet.“

„Es heißt so,“ stammelte nun Jakob Gregg, die Farbe wechselnd. „Nein, er war der Mörder.“

„Glauben Sie wirklich, daß Lord Stratford Heron seinen Bruder mordete?“ fragte das Mädchen, die Augen noch immer fest auf ihn gerichtet.

Der Müller wurde totenbleich unter des Mädchens scharfem Blick und der kühnen Frage. Seine plötzliche Unruhe und das Zucken seiner Augen überzeugten Alexa, daß er mehr über das Montheron-Drama wüßte als irgend jemand ahnte.

„Das ist eine seltsame Frage, Miß,“ sagte er, sich zu einem Lächeln zwingend. „Jedermann glaubt es und warum sollte ich anders glauben?“

„Ich habe gehört, daß Sie zur Zeit des Mordes Gärtner auf dem Schlosse waren. Ich dachte, daß Sie etwas gesehen oder gehört haben könnten.“

„Ich, Miß? O, nein, ich hörte und sah nichts.“

„Zu welcher Zeit verließen Sie in jener Nacht das Schloß?“ fragte das Mädchen, scheinbar unbefangen.

„Um elf Uhr. Ich erinnere mich, daß gerade die Turmuhr schlug, als ich über die Terrasse ging. Hat denn jemand darauf hingedeutet, daß ich etwas von dem Morde sah oder hörte?“

„O, nein. Niemand hat einen solchen Verdacht laut werden lassen. Ich habe die Geschichte zu verschiedenen Malen gehört und interessiere mich sehr dafür.“

„Ahl!“ stieß der Müller in leichtem Tone hervor.

„Sie haben hier eine hübsche Besitzung,“ bemerkte Alexa, sich umsehend.

„Ja, Miß, aber ich würde der unglücklichste Mann im ganzen Lande geworden sein, hätte ich meinen Sohn verloren. Ich hoffe, er wird dereinst Müller werden, wie ich es selbst bin, und dieses Grundstück erben.“

„Lord Montheron ist sehr generös gegen Sie gewesen. Ich habe gehört, Sie stehen sehr in Ansehen bei ihm, Mr. Gregg.“

Der Müller lächelte sehr seltsam, wie es Alexa schien.

„Sie müssen ihm gute Dienste geleistet haben,“ fuhr sie fort. „Und doch, wie war dies möglich? Er konnte von einem auf dem Schlosse beschäftigten Gärtner wenig gewußt haben und doch belohnte er Sie so freigebig, als er in den Besitz des Schlosses kam.“

Aus des Müllers Augen blitzten Mißtrauen und innere Unruhe. Er rief seine Frau und sagte, daß er nach der Mühle sehen müsse, aber gleich zurückkommen werde.

„Mein Mann sieht sehr gedrückt aus,“ bemerkte letztere, als sie mit Alexa allein war. „Der Unfall hat ihn sehr angegriffen. Er hätte es nie überwinden können, wenn der Knabe ertrunken wäre.“

„Wir sprachen gerade von dem Montheron-Drama,“ sagte Alexa ruhig.

„Ahl! Das bringt ihn immer in Aufregung,“ versetzte die Frau.

„Er sagte mir,“ fuhr Alexa fort, „daß er in der Nacht, als der Mord begangen wurde, im Schlosse war. Um welche Zeit verließ er Sie in jener Nacht?“

„Er hat mir streng befohlen, nicht über den Mord zu sprechen,“ sagte Mrs. Gregg; „aber wenn er selbst davon spricht, weshalb soll ich es nicht? Mein Mann ging in jener Nacht zehn Minuten vor zwei Uhr von mir, — gerade um die Zeit des Mordes, Miß — aber gewiß, er sah nichts davon. Ich erinnere mich der Zeit genau, denn eins der Mädchen, — Majory Dill, jetzt Majory Goff, — kam in die Dienststube und sagte ihm, wie spät es war, und sie erklärte, daß sie ihn bei Mrs. Matthews verklagen müsse, wenn er nicht sogleich ginge. Wir waren verlobt und wollten bald heiraten, also mochten wir gern so lange beisammen sein.“

Alexa brach dieses Gespräch ab, äußerte sich lobend über die Kinder und hörte geduldig den kleinen Geschichten zu, welche Mrs. Gregg von denselben erzählte.

Nach einiger Zeit meldete die älteste Tochter, daß Alexas Kleider trocken seien und führte sie in

ein Nebenzimmer, wo sie sich umkleidete. Als sie in die Familienstube zurückkehrte, fand sie den Müller am Kamin stehend, finster vor sich niedersehend.

Seine Frau hatte ihm erzählt, daß sie dem Mädchen die Zeit genannt hatte, zu welcher er sie in jener Nacht, als der Mord verübt worden war, verlassen habe, worüber er in heftigen Zorn ausgebrochen war.

Alexa schien die trübe Stimmung zwischen den Eheleuten nicht zu beachten; sie verabschiedete sich von der Familie und trat den Rückweg nach dem Schlosse an.

Sie war nicht weit gegangen, als sie rasche Schritte hinter sich hörte und den Müller gewahrte, welcher ihr eiligst folgte.

„Warten Sie einen Augenblick, Miß,“ rief er. „Ich habe Ihnen noch etwas Besonderes zu sagen!“

Fünfzigstes Kapitel.

Ein neuer Zeuge.

Alexa blieb stehen und wartete, bis der Müller an sie herankam. Er sah noch ängstlich, finster und sehr aufgeregter aus.

Doch ihre jugendliche Schönheit blendete ihn, und als er den Blick scheu zu ihr erhob, erinnerte sie ihn mehr als je zuvor an Lord Stratford Heron, und er empfand eine geheime Furcht vor ihr.

„Was haben Sie mir zu sagen?“ fragte Alexa freundlich.

„Ich vermute, Miß,“ antwortete Mr. Gregg verlegen, „daß Sie eine Verwandte von Mylord sind, und da meine Frau und ich Ihnen zwei Geschichten erzählt haben, fühle ich mich veranlaßt, zu erklären, daß sie im Irrtum ist, Miß.“

Seine unstillen Blicke und sein unruhiges Wesen trugen nicht dazu bei, seine Erklärung glaubhaft zu machen.

„Ich denke, daß Ihre Frau nicht im Irrtum war,“ sprach Mr. Gregg mit scharfer Betonung.

Der Müller rang nun nach Atem. Sein Gesicht, eben vorher glühend rot, wurde totenbleich.

„Ich denke,“ fuhr das Mädchen ruhig fort, „daß Sie, als Sie die Dienststube im Schlosse in jener verhängnisvollen Nacht verließen, etwas bemerkt haben, was, wenn Sie es gesagt hätten, die Schuld des Verbrechens auf einen anderen gelenkt haben würde als auf Lord Stratford Heron. Ich glaube sogar, Sie kennen den wirklichen Mörder des Marquis.“

Der Müller starrte das Mädchen an, als wäre sie ein überirdisches Wesen und hätte ihm völlig durchschaut. Sein Atem stockte und seine Knie schlotterten. Die Angst schien ihn seiner Kraft zu berauben und er lehnte sich schwer an das Brückengeländer, um nicht umzusinken.

Alexa erblickte in diesen Symptomen ein vollständiges Bekenntnis. Der Müller kannte den Mörder

des Marquis; er konnte den Namen ihres Vaters wieder zu Ehren bringen.

„Lord Stratford Heron ist tot,“ sagte der Müller zitternd. „Er starb in einem anderen Weltteile und die Ermordung des Marquis geschah vor so viel Jahren, daß es zu nichts führt, davon zu sprechen. Das Geschehene kann nicht ungeschehen gemacht und die Vergangenheit wird nicht wieder aufgeführt werden: es ist niemand, der die alten Geschichten wieder ans Licht bringen wird.“

„Lady Wolga Clyffe, die Gattin des Lord Stratford Heron, hat nie an seine Schuld geglaubt,“ erklärte Alexa, „sie wird die Sache wieder aufnehmen und alles daran setzen, die Wahrheit ans Licht zu bringen.“

Der Müller schwankte.

„Und wenn die Sache zur Untersuchung kommt, werden Sie als Zeuge vernommen werden.“

„Das wird sich finden,“ entgegnete Alexa. „Warum überläßt Ihnen Lord Montheron die Mühle und das Haus ohne Pacht? Sie sind von einem bedeutungslosen Gärtner zu einem wohlhabenden Müller avanciert. Das muß eine Ursache haben und Sie werden vor Gericht dieses erklären müssen.“

Der Müller stöhnte, antwortete aber nicht.

„Wenn Sie soviel dafür bekommen, daß Sie die Wahrheit verschweigen,“ sprach Alexa ernst und eindringlich, „wird es das Beste für Sie sein, Sie sagen alles, was Sie wissen. So sicher, als Sie leben, wird der Name Lord Stratford Heron wieder zu Ehren gebracht werden. Wollen Sie mir dabei helfen?“

„Lord Stratford Heron ist tot,“ antwortete der Müller. „Der jetzige Marquis wird Marquis bleiben. Es ist zu spät, etwas zu tun.“

„Es ist nie zu spät, ein begangenes Unrecht gut zu machen,“ sagte das Mädchen. „Sie werden nichts verlieren, wenn Sie die Wahrheit sagen, wohl aber gewinnen. Wenn Sie Ihre Mühle und Ihr Haus behalten wollen, so ist der einzige Weg dazu, die Wahrheit zu sagen. Wenn Sie das nicht tun, werden Sorgen und Unheil über Sie und Ihre Familie kommen. Gehen Sie zu Mr. Dalton, dem Pfarrer, und sagen Sie ihm —“

„Ich weiß nichts, und kann deshalb nichts sagen,“ unterbrach sie Mr. Gregg mürrisch. „Sie haben das Leben meines Kindes gerettet, Miß, und dafür bin ich Ihnen von ganzem Herzen dankbar, aber ich kann nichts sagen. Wenn Lady Wolga die Spur des Mordes verfolgt, werde ich nichts damit zu tun haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Es gibt viele gute
Schreibmaschinen,
aber KEINE so gut

wie die



Der Name dieser Schreibmaschine lässt keine Zweifel zu und ist die beste Garantie welche der Käufer verlangen kann oder wünscht. Es liegt nicht nur im Interesse des Käufers einer Schreibmaschine, sondern man soll auch die Vorzüge und Vollendungen dieser Maschine in Betracht ziehen. Keine Andere vereinigt so die Vorzüge und zugleich Dauerhaftigkeit und Einfachheit der Konstruktion wie die „Remington“. Der Käufer einer „Remington“ versucht nicht, sondern er kauft eine garantierte Maschine welche seit 37 Jahren der Erfolg in der Schreibmaschinenfabrikation ist. — Unseren werten Kunden im Innern senden wir Kataloge, Beschreibungen und Preise und denen in der Stadt demonstrieren wir die Maschine ohne Kaufzwang. — Es genügt die Telefonnummer 2556 anzurufen oder eine Postkarte an

CASA PRATT

Rua do Ouvidor 125, RIO DE JANEIRO
Rua Direita 19, SÃO PAULO
Rua 15 de Novembro 63-A, CURITYBA

PIANOS

Steinway — Perzina — Winkelmann

Harmoniums Mannborg

Ausgewählt von dem Senior-Chef des Hauses in Europa

Deutsches Piano-Geschäft Frederico Joachim Filho

S. PAULO Rua Florencio de Abreu 5 S. PAULO

Atteste über Steinway und Perzina Pianos

Herrn Friedrich Joachim!

Dem Retter in der Not mit wiederholtem Dank für seine herzliche Teilnahme und dem wunderbaren Steinway-Flügel.

(gez.) José Vianna da Motta.

Es gereicht mir zum besonderen Vergnügen, bezeugen zu können, dass die Pianos aus der Fabrik Gebrüder Perzina in jeder Weise als denkbar vorzüglichste Instrumente bezeichnet werden müssen.

(gez.) Teresa Carneiro.

Bundeshauptstadt

Industrie und Handel. Die Statistik, die die Direktion für Handel und Industrie des landwirtschaftlichen Ministeriums für 1912 herausgab, führt 41 Aktiengesellschaften an, die im vorigen Jahre Erlaubnis hatten, in Brasilien Geschäfte zu machen. Von diesen Gesellschaften waren 7 brasilianische mit einem Kapital von 4.190 Contos und 34 ausländische, deren Kapital sich auf 157.190 Contos belief. Der Nationalität nach zerfallen die auswärtigen Gesellschaften in 12 nordamerikanische, 17 englische, 1 französische, 1 belgische, 1 italienische, 1 argentinische und 1 uruguayische. In dem gleichen Zeitabschnitt erhöhten 15 bereits bestehende Aktiengesellschaften ihr Kapital und erhielten die Erlaubnis ihre Geschäfte in Brasilien fortzusetzen. Von diesen waren 7 brasilianische mit einer Kapitalerhöhung von 13.655 Contos und 8 ausländische mit einer Kapitalerhöhung von 134.221 Contos. Unter den ausländischen Gesellschaften waren 3 nordamerikanische, 1 kanadische, 2 französische, 1 deutsche und 1 englische.

Professor Dr. Pleseh, der bekannte Mediziner der Berliner Universität, ist gestern mit dem Dampfer „König Friedrich August“ hier eingetroffen. Er wird einige Tage in Rio verweilen und auf Einladung einer Gruppe von Professoren unserer medizinischen Fakultät auch einen Vortrag halten. Herr Pleseh begibt sich alsdann nach Buenos Aires, wo er einen Vorlesungszyklus abhalten wird.

Das Wort des Finanzministers, daß die Regierung sich bemühen werde, ihre Schulden so schnell als möglich zu bezahlen, scheint nicht nur für den Lloyd Brasileiro gehalten werden zu sollen. Im selben Ministerrat, in dem Anordnungen über die Bezahlung der Schulden des Lloyd getroffen wurden, erhielt auch die Schatzamtsdelegatur in London Anweisung, der Firma A. H. Walker & Co. 4389 Pfund Sterling für Baggerarbeiten im Zufahrtskanal des neuen Hafenkais auszuführen. Ferner wurden der Polizeibrigade 270:059\$935 zur Begleichung von Rechnungen für Lieferungen aus dem Jahre 1909 (neunzehnhundertundneun) angewiesen. Die übrigen Gläubiger der Bundesregierung dürfen sich somit der frohen Hoffnung hingeben, daß auch sie nach und nach an die Reihe kommen werden.

Konsularkorps. Am 18. ds. wird der neuernannte k. u. k. österreich. Generalkonsul, Herr Oskar Prohaska, in Rio de Janeiro erwartet. Dieser Herr, der in den besten Jahren steht und als ein sehr befähigter Beamter gilt, war vor einigen Monaten einer der am meisten genannten Männer der Welt. Serbische Soldaten waren in Prizren in das österreichisch-ungarische Konsulat eingedrungen, dessen Leiter damals Herr Oskar Prohaska war, und hatten damit neutralen Boden verletzt. Der Fall wurde von der „Reichspost“ über Gebühr aufgebauscht und der Konsul wurde zu einem Helden des Tages. Der unliebsame Zwischenfall wurde bekanntlich dadurch beigelegt, daß die Serben die von Oesterreich-Ungarn verlangte Sühne leistete. Wir heißen Herrn Generalkonsul Herrn Oskar Prohaska auf brasilianischem Boden und auf seinem neuen Posten in unserer Bundeshauptstadt recht herzlich willkommen.

Sensationsreiches Gericht. Es heißt, daß der frühere Fregattenkapitän Costa Mendes, der wegen des Bombardements von Manaus prozessiert und seines Ranges verlustig erklärt wurde und der jetzt Kapitän des Lloyd dampfers „Jupiter“ ist, den Majineminister, Admiral Alexandrino de Alencar, zum Duell herausfordern werde. Seinerzeit zirkulierte ja schon das Gerücht, daß Costa Mendes nur im Auftrage seines Chefs, desselben Admirals Alencar gehandelt habe, dieses wurde aber abgelehnt und die ganze Schuld an dem skandalösen Vorfall wurde allein dem Kapitän zugeschoben. Jetzt scheint er aber entschlossen zu sein, mit Admiral Alexandrino de Alencar die Rechnungen ins Reine bringen zu

Wenn nicht wahr... Vor einigen Tagen wurde der Polizeichef des Bundesdistrikts, Herr Dr. Edwiges de Queiroz, von einem Vagabunden aufgesucht, der ihm die wichtige Mitteilung machte, daß ein Bankhalter des Bichspiels ihm nach dem Leben trachte. Er selbst, der Denunziant, sei von dem Betreffenden aufgefordert worden, diese „Arbeit“ zu verrichten. Der Polizeichef glaubte dem Manne nicht und ließ ihn einstecken. Da das Gerücht aber auch schon in der Stadt zirkulierte, so wollte Herr Dr. Edwiges de Queiroz ein für allemal zeigen, daß er sich nicht so leicht einschleichen lasse und unternahm am selben Nachmittag einen Spaziergang durch die belebtesten Straßen der Bundeshauptstadt. Auf der Avenida Rio Branco wurde er von einigen Austrägern eines Abendblattes überrascht, die als die neueste Sensation des Tages den Selbstmord des Polizeichefs ausschrien. Einer der Schlingel steckte sogar ihm selbst das Blatt unter die Nase: „Noticia, freguez; suicidio do chefe da Policia!“ Herr Dr. Edwiges de Queiroz kaufte das Blatt und sah es sehr aufmerksam durch, fand aber keine Notiz über seinen eigenen Selbstmord. Ein Müßiggänger hatte sich den Spaß erlaubt, die Zeitungsjungen zu bestehen, damit sie in seiner Gegenwart seinen Selbstmord ausschrien. Der Polizeichef schüttelte den Kopf — er hatte erfahren, daß auch sein Ausgehen nicht verhindern konnte, daß über ihm Gerüchte verbreitet wurden, denn man teilte ja sogar ihm selbst seinen Selbstmord mit.

Ein vernünftiger Beschluß. Die ärztliche Visite an Bord der Ueberseedampfer läuft oftmals recht lange auf sich warten. Stundenlang harren zuweilen die übrigen Behörden, Zoll, Polizei, Post, harren die Passagiere und die Stauer auf den Herrn Arzt, der nicht erscheint und das Schiff freigibt. Diese läbliche Gepflogenheit schädigt nicht nur die Passagiere und die Rhedereien, sondern wirft auch ein schlechtes Licht auf unsere administrative Zivilisation. Die Proteste und Klagen der Passagiere und der Agenturen waren bislang ebenso häufig wie erfolglos. Vorgestern nun hat der Generaldirektor des Sanitätswesens, Dr. Carlos Seidl, mit dem Minister des Innern über die Angelegenheit konferiert. Es wurden Maßnahmen beschlossen, die die schleunige Erledigung der ärztlichen Visite garantieren sollen. Hoffentlich entspricht der Erfolg dem vernünftigen Beschluß.

Der Telegrammwechsel zwischen dem Bundespräsidenten und dem General Dantas Barreto über die Kandidaturen, der anfangs nicht veröffentlicht worden war, ist nunmehr der Presse zur Verfügung gestellt worden. Der Gouverneur von Pernambuco telegraphierte: „Ich beglückwünsche Sie zu dem ehrenvollen Ausgange unseres politischen Feldzuges, dessen Prinzipien eingehender Prüfung im ganzen Lande gewürdigt wurden. Die Republik benötigte dieser Lösung, die sicherlich ihre Finanzen und ihren Kredit wiederherstellen wird, die beide durch die Unsicherheit des nationalen Friedens erschüttert waren. Herzliche Grüße. Dantas Barreto.“ Die Antwort des Bundespräsidenten lautete: „Ich danke und erwidere die Glückwünsche Ihres liebenswürdigen Telegrammes bezüglich des ehrenvollen Ausgangs des Feldzuges um die Kandidaturen für die zukünftige Präsidentschaft der Republik. Herzliche Grüße. Hermes da Fonseca.“ — Von einer ungemessenen Herzlichkeit des Tones, die eine Garantie für die Wiederherstellung der alten Beziehungen zwischen den beiden Soldaten sei, vermögen wir offengestanden in diesem Wortlaute nichts zu entdecken. Herr Dantas Barreto sagt dem Bundespräsidenten ganz gewiß keine Schmeicheleien, wenn er meint, das ganze Land habe die Prinzipien, die ihm zu seinem „Feldzuge“ veranlaßten, eingehender Prüfung gewürdigt. Denn bekanntlich prüft man nur das eingehend, was besonderer Beachtung wert erscheint. Die Herren Hermes da Fonseca und Pinheiro Machado fanden aber die Prinzipien des Gouverneurs von Pernambuco gar nicht beachtenswert, sondern lehnten sie glatt ab. Wenn nun Herr Dantas Barreto als An-

er das Land in Gegensatz zu seinem Oberhaupt. Aneh was er über Finanzen und Kredit sagt, kann dem Bundespräsidenten unmöglich lieblich in den Ohren geklungen haben. In seiner Antwort vermeidet der Marschall denn auch, auf diese Punkte einzugehen. Er dankt vielmehr ausdrücklich nur für die Glückwünsche zur ehrenvollen Lösung der Kandidaturenfrage. Wenn die Nachricht von der Herzlichkeit des Telegrammwechsels nicht von der Nachmittagsausgabe des „Jornal do Commercio“ verbreitet worden wäre, so könnte man glauben, daß die Konstatierung eines Bedürfnis von Leuten entspräche, die dem Bundespräsidenten nahestehen. Die Nachmittagsausgabe des „Jornal do Commercio“ hat sich jedoch bislang noch nie für den Marschall Hermes oder den Senator Pinheiro Machado begeistert. Man vermag also nicht recht einzusehen, warum sie ihnen gerade jetzt Vorspanndienste leisten sollte.

Der Zentralbahndirektor muß sich bekanntlich von den Zeitungen sehr viele unangenehme Dinge sagen lassen und er hat sich — leider nur allzu sehr — daran gewöhnt, sich um die Bemerkungen der Presse nicht zu kümmern und den Journalisten keinen Groll nachzutragen. Neulich aber machte er eine Ausnahme. Als den Bundespräsidenten bei der letzten Exkursion auf der Zentralbahn, wie gewöhnlich, auch die im Palast arbeitenden Reporter begleiteten, näherte sich in Belem ein Bahnbeamter den Journalisten und fragte nach dem Vertreter der „Epoca“. Er hatte dem Herrn im Namen des Zentralbahndirektors mitzuteilen, daß er die Fahrt nicht mit fortsetzen dürfe. Die Erwiderung, daß die Reporter ja gar nicht mit Herrn Frontin reisten, sondern mit dem Bundespräsidenten, der sie habe einladen lassen, machte nicht den geringsten Eindruck. Der Bahnbeamte blieb dabei, daß der Reporter der „Epoca“ den Sonderzug zu verlassen habe. Und so geschah es. Man kann nicht umhin, sich über die ungläubliche Arroganz zu wundern, die sich in diesem Verhalten des Zentralbahndirektors offenbart. Die „Epoca“ mag ihn scharf und vielleicht auch zu Unrecht angegriffen haben. Das berechtigt ihn aber nicht, einen vom Bundespräsidenten eingeladenen Reporter hinauszuschleusen. Dieses Recht hätte er nur, wenn die Zentralbahn sein Privateigentum wäre, obwohl er auch dann noch eine grobe Taktlosigkeit beginge, wenn er einen Gast seines Gastes abweise. Soweit sind wir aber noch nicht, obwohl Herr Frontin bei der Bahn so souverän schaltet, als ob sie wirklich ihm gehöre. Verwunderlich ist nur, daß der Bundespräsident zu solchen Akten, die ihm doch unmöglich verborgen bleiben können und die doch auch eine Beleidigung für ihn bedeuten, stillschweigt.

Die Leopoldina Railway. Interessenten haben eine Eingabe an den Verkehrsminister gerichtet, in der sie ihn bitten, auf die Leopoldina Railway einzuwirken, damit sie endlich die Variante von Raiz da Serra nach Rosario baut, durch die die Fahrt zwischen Rio und Petropolis um 15 Minuten abgekürzt wird. Die Ausführung dieses Planes ist schon lange versprochen worden, und da es der Leopoldina augenblicklich sehr gut geht, so liegt kein Grund vor, sie noch fernherin von der Erfüllung ihres Versprechens zu entbinden.

Bebel und die Bundeskammer. In der Sitzung der Bundeskammer vom Freitag sprach Herr Dias de Barros über den verstorbenen deutschen Sozialistenführer August Bebel. Er beantragte die Aufnahme eines Trauervotums in den Annalen des Kongresses und die Absendung eines Beileidstelegramms an den deutschen Reichstag. Der Antrag wurde angenommen. So hat unser Kongreß dem großen Toten den Tribut der Achtung gezollt, der ihm als Parlamentarier gebührt, und herrlich wäre es, wenn unsere Volksvertreter aus Achtung vor Bebel einen zehnten Teil der Arbeitslust an den Tag legten, die er besaß.

Wirtschaftliche Lage Brasiliens. Die in der Bundeshauptstadt erscheinende „Gazeta de

zösischer Sprache abgefaßte Sonderbeilage, die den Titel „Le Brésil économique“ führt und wie der Titel besagt, sich mit wirtschaftlichen Fragen befaßt. In der letzten Nummer befinden sich einige Angaben über die finanzielle Lage Brasiliens im gegenwärtigen Augenblicke, denen wir das folgende entnehmen: In den letzten fünf Monaten betrug der Import Brasiliens 696.286.000 Franken und der Export 609.242.000 Franken. Der Import überstieg also den Export um 87.044.000 Franken, ein nicht unbedeutender wirtschaftlicher Schaden für ein Land mit so reichen Bodenschätzen wie Brasilien. Im gleichen Zeitraum des Jahres 1912 betrug der Import 617.610.000 Franken und der Export . . . 639.726.000 Franken, das ergibt einen Saldo von 22.116.000 Franken zugunsten von Brasilien. Diese Zahlen beweisen deutlich, wie rapid sich die wirtschaftliche Lage verschlechterte. Im Jahre 1912 in fünf Monaten einen Uberschuß von rund 22 Millionen und im gleichen Zeitraum des folgenden Jahres 87 Millionen Franken Schaden. Zahlen beweisen und Zahlen reden eine deutlichere Sprache, als alles andere. Mögen die politischen Drahtzieher aller Parteien Brasiliens diese Zahlen genau studieren und sich einprägen, dann wird es ihnen klar werden, daß die gegenwärtig betriebene Hetzpolitik und Haarsparterei bei dem Suchen nach einem neuen Präsidenten gar keinen Zweck hat und die Verhältnisse nur noch weiter zerrütet. Brasilien braucht eine kräftige und ehrenhafte Regierung, die die Verwaltungsmaschine mit starker Hand den geraden Weg zu führen versteht. Das sollten alle brasilianischen Wähler in erster Linie im Auge behalten und danach die Wahl des neuen Präsidentschaftskandidaten treffen. Das Land ist durch das gegenwärtige Treiben der Politiker genügend erschüttert und das Vertrauen des Auslandes bereits stark ins Wanken gebracht worden. Es ist die höchste Zeit zur Umkehr. Die Wirtschaftspolitik des Landes muß in erster Reihe wieder in geordnete Bahnen geführt werden, das ist die Hauptsache für die Zukunft, der alles andere untergeordnet werden muß.

Eine Anerkennung der deutschen militärischen Ausbildung. Der Jahresbericht des Kriegsministers erwähnt die ertüchtlichen mit Verwendung der in Deutschland ausgebildeten Offiziere erzielten Ergebnisse. Die Offiziere betätigten sich in den Truppenteilen mit größtem Eifer und erzielten die trefflichsten Erfolge. Bedauerlich sei nur die Knappheit der Kredite für die im Auslande dienenden Offiziere.

Die Schulden des Lloyd Brasileiro. Im letzten Ministerrat wurde der Finanzminister ermächtigt, Titel der inneren Schuld bis zum Betrage von 32.000 Contos auszugeben, um die Schulden des Lloyd Brasileiro zu liquidieren. Da Hauptgläubigerin der unglückseligen Subventionsreederei die Bank von Brasilien ist, so wird also diese die Freude haben, ihren Effektenbestand um den größten Teil jener Titel vermehrt zu sehen. Die Bank kann es schließlich noch aushalten, denn sie ist ja nicht gezwungen, sich der Titel jetzt zu entledigen, wo der Kurs tief unter Pari steht, sondern sie kann ruhig bessere Zeiten abwarten. In dieser Lage befinden sich aber nicht die anderen Gläubiger des Lloyd, die zusammen etliche Tausend Contos zu erhalten haben und die nun auch mit Apollies abgepeist werden sollen. Sie werden fast durchweg die Papiere alsbald veräußern müssen und daran etwa 10 Prozent verlieren. Aber sie werden auch denken: Besser so, als gar nicht!

Lehrfreiheit. Die sogenannten freien Universitäten, die nach der Unterrichtsreform des Herrn Rivadavia Correa dutzendweise gegründet wurden, sind durch die Ernennung des Herrn Herenlano de Freitas zum Minister des Innern erstlich beunruhigt, denn sie wissen nicht, ob sie noch nach wie vor die Erlaubnis haben werden, den Diplomenhandel zu betreiben. Deshalb wollen sie, wie es heißt, an den neuen Minister eine Kollektivpetition richten und ihn um Aufklärung bitten, wo sie dazu sind

Photographie u. Vergrößerungs-Anstalt
von
Gustavo A. Schmidt
MOGY DAS CRUZES
empfiehlt sich zur Anfertigung aller einschlägigen Arbeiten, speziell zu Vergrößerungen in tadelloser Ausführung und konkurrenzlos, billigen Preisen. Bei Anfragen bitte Original-Photographie beizufügen, welche in jedem Falle franco retourniert wird. 3377

Hotel Forster
Rua Brigadeiro Tobias N. 23
S. PAULO
Klavierunterricht
erteilt deutsches Fräulein. Gef. Anfragen unter D. Z. P. an die Exp. Js. Bl., S. Paulo.

Restaurant und Pension
Zum Hirschen
Rua Aurora 37, S. Paulo
hält sich dem hiesigen n. reisenden Publikum bestens empfohlen. Gute Küche, freundliche Bedienung, luftige Zimmer, saubere Betten, mässige Preise, stets frische Antartica-Chops.
Es ladet freundlichst ein
3325) HEINRICH GRAEFE
Pensionisten werden jederzeit angenommen. Auch Mahlzeiten ausser dem Hause.

GUILHERME GAENSLY
Photograph
SÃO PAULO Rua da Boa Vista No. 39 SÃO PAULO
empfiehlt sich für alle ins Fach schlagende Arbeiten.
Spezialität: Landschaften sowie Gruppen-Aufnahmen ausser dem Hause

Caixa Mutua de Pensões Vitalícias
Die erste Institution für lebenslängl. Rentenversicherung i. d. Vereinigt. Staaten v. Brasilien
Depôt auf dem Bundesschatzamt zur Garantie der Operationen 200:000\$000
Zentralbureau: 600 Korrespondenten in allen Staaten Brasiliens zerstreut
Travessa da Sé (Eig. Gebäude) S. PAULO
Filiale: Rua José Mauricio 115 — Sobrado Rio de Janeiro (Eigenes Gebäude)
Gezeichnetes Kapital 12.213:290\$ — Unveräußerliche Fonds 4.346.590\$
Eingetragene Mitglieder bis 19. Juli 06.302
Pensionen:
Kasse A. Bei einer monatlichen Zahlung von 1\$500 erlangt man nach 20 Jahren das Recht auf lebenslängliche Pension.
Kasse B. Bei einer monatlichen Zahlung von 5\$000 erlangt man nach 10 Jahren das Recht auf lebenslängliche Pension.
Statuten und Reglements gratis jedem der sie verlangt.

Kalk und Zement
Beneduci & Scapin
S. PAULO, Caixa postal 956
Telephon 4064 :: Rua do Thezouro, 3
Aufträge für das Innere werden angenommen.
Übernahme von Strassen-Pflasterungen.

Bauplätze
in schönster Lage in Mandaqui (Cantareirabahn) noch billig zu verkaufen. Näheres bei Dr. Lehfeld, Rua Quintana 8, u. Wilhelm Tolle, Mandaqui. 3551

BROMBERG, HACKER & CIA

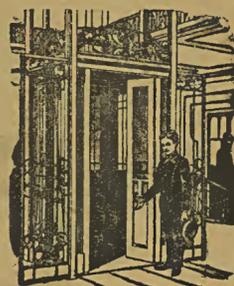
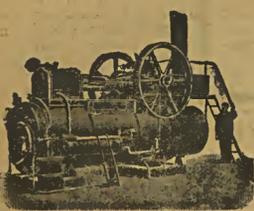
Ingenieure - Elektriker - Unternehmer - Importeure

Spezialhaus für Entwurf: Bau und Einrichtung ganzer Fabrikanlagen

Spezialisten für Elektrotechnik u. Hydraulik. Langjährige Erfahrungen

Grosses Maschinenlager Alleinvertretung erstklassiger Fabrikate.

Ueber 200 000 PS durch uns geliefert und in Brasilien installiert.



Caixa Postal Nr. 1367

RIO DE JANEIRO - Av. Rio Branco 7-11

Telephon Nr. 3066

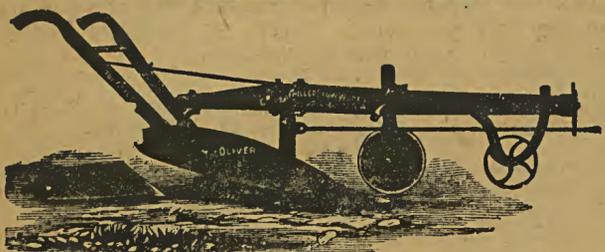
Caixa Postal Nr. 766

SÃO PAULO - Rua da Quitanda Nr. 10

Telephon Nr. 1070

Oliver Pflüge

sowie sämtliche landwirtschaftliche Geräte



Rio de Janeiro
Caixa N. 745

Hasenclever & Co.

São Paulo
Caixa N. 79

H.S.D.G.



Hamburg - Südamerikanische
Dampfschiffahrts-Gesellschaft

H. A. I.

Hamburg-Amerika-Linie
Südamerika-Dienst

Passagier-Dienst - Schnell-Dienst		Nächste Abfahrten nach Europa:	
Cap Arcona	25. August	Cap Ortegál	13. Januar
K. F. August	1. September	Blücher	19. Januar
Cap Ortegál	9. "	Cap Arcona	27. Oktober
Blücher	15. "	K. F. August	3. November
Cap Blanco	23. "	Cap Ortegál	11. "
K. Wilhelm II.	29. "	Blücher	17. "
Cap Vilano	6. Oktober	Cap Blanco	31. "
		K. Wilhelm II.	1. Dezember
		Cap Vilano	6. "
		Cap Ortegál	14. "
		Cap Arcona	22. "
		K. Friedr. August	29. "
		Cap Ortegál	1. März
		Blücher	9. März
		Cap Blanco	17. März
			23. März
			31. März

Der Dampfer

Blücher

Kommandant Wicher

geht am 29. August nach Santos, Montevideo und Buenos Aires.

Mittel-Brasil-Linie

Nächste Abfahrten nach Europa: Schnelldienst

Der Dampfer

Cap Roca

Kommandant Tochimsen

geht am 19. August nach Bahia, Lissabon, Leixões und Hamburg.

Cap Roca	19. August	Habsburg	1. September
Cap Verde	26. August	Hohenstaufen	15. "

Zwischendienst

Navarra	15. August	Pernambuco	17. Oktober	Belgrano	28. November
Cordoba	12. September	Petropolis	24. Oktober	Cap Verde	2. Dezember
Santos	26. September	Cap Roca	4. November	Cordoba	12. Dezember
San Nicolas	3. Oktober	Tijuca	14. November	Hohenstaufen	15. Dezember
Bahia	10. "	Habsburg	7. November	San Nicolas	26. Dezember

Die Gesellschaft befördert Passagiere und deren Gepäck kostenlos an Bord ihrer Dampfer. Wegen Frachten, Passage und sonstiger Informationen wende man sich an die Agenten

Theodor Wille & Co.

Avenida Rio Branco No. 79.

Brasilianer

der etwas Deutsch versteht oder Deutsch-Brasilianer für Bureau in Rio de Janeiro gesucht. Bewerbungen unter Einreichung von Zeugnisabschriften unter „B. 55“ an die Exp. d. Ztg., Caixa postal 302 879g



Butter-Maschinen für Butter-Fabrikation

System Alpha Laval
Sehr widerstandsfähig Aus erstklassigem Material
Immer am Lager; Abnehmer u. Stampfer aller Masse, Auspressische, Waschvorrichtungen, Gefrierrichtungen, Pastorisierapparate, Gefässe f. Milchtransport, Hydrometer, Thermometer, Laktometer, graduierte Gefässe, Spatel und sonstiger Zubehör für die Butterfabrikation nach vervollkommensten Systemen.

Import von Maschinen für Landwirtschaft u. Industrie.
Röhren für Wasser, Gas u. Abfuhr. Metalle und Werkzeuge.
Rua Theophilo Ottomí No. 77 Rio de Janeiro
Hopkins, Causer & Hopkins

Billigstes Baumaterial
Kalksandsteine
Stets grösseres Quantum auf Lager. Jede Quantität kann sofort geliefert werden.

Companhia Paulista de Tijolos Calcáreos
Geschäftsleitung: Rua S. Bento N. 29 (2. Stock)
Postfach 130 SÃO PAULO
Fabrik: Rua Porto Seguro 1 Telephone 920



Austro - Americana

Dampfschiffahrts-Gesellschaft in Triest

Nächste Abfahrten nach Europa:
Sofia Hohenberg 3. September
Laura 14. September

Nächste Abfahrten nach La Plata
Laura 31. August
Atlanta 13. September

Der Dampfer

Sofia Hohenberg

geht am 3. Sept. von Santos nach Rio, Las Palmas, Almeria, Neapel und Triest

Fahrpreis 3. Klasse nach: Las Palmas und Almeria 105\$000, Neapel u. Triest Frs. 200 und 5 Prozent Regierungssteuer.

Diese modern einrichteten Dampfer besitzen elegante komfortable Kabinen für Passagiere 1. und 2. Klasse, auch für Passagiere 3. Klasse ist in liberalster Weise gesorgt. Geräumige Speisesäle, moderne Wasebräume stehen zu ihrer Verfügung.

Wegen weiterer Informationen wende man sich an die Agenten

Rombauer & Comp.

Rua Visconde de Inhauma 84 RIO DE JANEIRO

Rua Augusto Severo 7 SANTOS

Gordano & Comp., Largo do Theouro 1, S. Paulo

LAMPADA "AEG"

FIO DE METAL ESTIRADO INQUEBRAVEL



Aus gezogenem Metalldraht

Unzerbrechlich

Erhältlich in allen bedeutenderen Installationsgeschäften und bei der

„AEG“

C.ª Sul Americana de Electricidade

(Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft Berlin)

Rua do Hospicio 59 Rio de Janeiro Rua do Hospicio 59

Rio de Janeiro

Wegen Abreise preiswert zu verkaufen

eine gutgehende, nicht weit vom Centrum gelegene

Pension

Schrittliche Off. zu richten unter Chiffre „Pension“ an die Expedition dieses Blattes, Rua Ourives 91, Rio.

Verkauf für die einzelnen Staaten Brasiliens zu vergeben.

Schlagwetterseiten, Innenwände, Fussböden, Decken bleiben trocken durch



D. R. P.

Wodurch ist CERESIT

allen anderen Cement-Dichtungsmitteln überlegen?

Durch seine: Farb- und Geruchlosigkeit, Einfache Verarbeitung, Billigkeit, Wasserabstossende Kraft.

Höchste Auszeichnungen! Brüssel 1910: Grand Prix Turin 1911: Grand Prix

In allen Weltteilen erprobt und im Gebrauch. Alleinvertrieb für ganz Brasilien und Lager:

H. E. Bornemann, RIO DE JANEIRO, Caixa 1845 Rua do Rosario No. 114, sobr

Motores OTTO

Gasmotoren Fabrik Deutz Succursal Brasileira



Motores OTTO - Diesel

„Original Otto“

Diesel-, Sauggas-, Petrol- und Benzin-Motoren aller Grössen ferner

Maschinen für Sägereien, mechanische Werkstätten und Ziegeleien

Eismaschinen, Kühlanlagen, Motorboote, Teigknetmaschinen,

Dampfbacköfen, Pumpen, etc. - Maschinenöle von Nobel Co.

Grosse Lager in Transmissionen u. Riemen

Filialen:

Bello Horizonte □ Pernambuco

Vertreter in allen Staaten Brasiliens.

Verkaufsbureau und technisches Bureau:

RIO DE JANEIRO

Rua 1.º de Março 104, 106 - Caixa Postal 1304

CASA BAMBERG

Postfach 113

Rua 15 de Novembro No. 14-A

Telephon 1875

3710

Taschenuhren von Gold, Silber
:: und Nickel :: Wecker ::

Bijouterie, Uhren
Optische Artikel

Juwelen mit Brillanten und
echten Steinen :: Silberwaren

Grosser Jahres-Ausverkauf

Rabatt von 20 Prozent auf alle Preise. ➔

Café Suisso

Rua 15 de Novembro 11
S Paulo

Erstklassiges Etablissement

Die ganze Nacht geöffnet

Spezial Dinners - Reine Milch - Feine, verschiedenartige Getränke - LUNCHS - Warme Sandwichs etc. etc. für Feinschmecker - Cocktails etc. etc.

Souza Brandão & Teixeira



Letzte Neuheit!

Folhinhas u. Plakate

nach ganz neuen patentierten
Verfahren mit Nickel-Schrift

Phänomenal!

Verlangen Sie Muster und Per sie
vom Kunstgewerbehaus IDAI

Proprietario: Henrique Franke
Rua da Conceição Nr. 16

Casa Lucullus

Rua Direita 55-B • São Paulo

Westfälischer und Koch-Schinken

Westfälische Cervelatwurst

Frankfurter Wurst mit Rotkraut

Gänseleberpastete -- Sandwichs-Pains

Gelées St. James, Californische Früchte

Geräuch. Lachs, Aal in Gelée

Allerfeinster Caviar, Kieler Bücklinge

Geräuch. Lachsheringe, Matjesheringe

Braunschweiger Spargel

Gesucht

junger Mann für Anfangsstellung
in kleinerem Kommissionsge-
schäft. Offerten mit Gehaltsan-
sprüchen unter „Kommissions-
geschäft“ an die Exped. d. Zig,
S. Paulo 3888

Vornehm möbliertes Zimmer

in Hygienopolis gelegen, zu ver-
mieten. Gefl. schriftliche Anfr-
gen unter „Hygienopolis“ an die
Exp. d. Zig., S. Paulo 3886

Sítio oder Chacara

wird zu pachten, event. später
zu kaufen gesucht. Offerten un-
ter „Landwirt 3896“ an die Exp.
d. Bl., São Paulo. 3896

Atelier für Innen-Dekoration

Hans Reinhart
Rua Amaral Gurgel 52, S. Paulo
übernimmt tapezieren von
Zimmern, Villen, Neubauten

Willy Fladt

Zahnarzt
In Deutschland diplomiert
Spezialist für
Zahnregulierungen
Rua 15 Novembro 57, 1. Stock
São Paulo

Dr. Senior

Amerikanischer Zahnarzt
Rua S. Bento 51, S. Paulo
Spricht deutsch. 3956

Junge

für ein Kaffee-Haus gesucht. Rua
Mauá 85, Nähe der Rua Brigad.
Tobias, S. Paulo. 3914

Abreisehalber

sind Möbel zu verkaufen und
ein grosses Haus zu vermieten.
Näheres Rua Itambé Nr. 52, São
Paulo. 3897

Deutsches Mädchen

mit Kochkenntnissen für Haus-
halt gesucht. Vorzustellen Rua
15 de Novembro 14, S. Paulo,
abmittags 4 Uhr 3932

Ein Mädchen

sucht Beschäftigung für leichte
Hausarbeit von morgens 7 bis
abends 7 Uhr. Adresse Rua da
Conceição 18, S. Paulo. 3931

Kravatten - Fabrik

Komplettes Sortiment
in Strümpfen, Hemden
Kragen, Manschetten
und anderen
Artikeln.



Verkauf
en gros und
en detail

Billigste Preise
nur gegen Barzahlung

Rua Quintino Bocayuva, 10
Nähe der Rua Direita S. PAULO

Mehrere Zimmer

unmöbliert, fast im Zentrum der
Stadt gelegen, sind an bessere
Herren oder kinderloses Ehepaar
sofort zu vermieten. Zu erfragen
in der Expedition dieses Blattes
S. Paulo.

Gute echte Weine

Niersteiner . 15\$500
Waadtländer 18\$000
Zeller 15\$500
das Dutzend mit Flaschen

Ernesto Sohn & Cie.

Rua Libero Badaró Nr. 135
S. PAULO 3926

Privat-Pension

An guter deutscher Pension
können noch einige Herren
teilnehmen. Monatl. 80\$.
Rua Ipiranga 14, S. Paulo.

Tiere als Selbstmörder.

Vor einigen Tagen wurde berichtet, daß die populäre Giraffe des Pariser zoologischen Gartens sich das Leben genommen habe. Ob es sich nun wirklich um einen Selbstmord gehandelt hat oder nicht, sicher ist, daß der Drang nach Selbstvernichtung bei den Tieren genau so gut bestehen kann wie bei den Menschen. Besonders zum Selbstmord geneigt scheinen — so erzählt Edgard Lelong in „Journal“ — die Hunde zu sein. Am liebsten sterben sie, wenn sie mit dem Leben abgeschlossen haben, an Erschöpfung; man kennt ja aus vielen rührenden Geschichten den Hund, der am Grabe seines Herrn den freiwilligen Hungertod stirbt. Während der französischen Revolution war einmal, wie der durchaus glaubwürdige Tierfreund Henri Coupin erzählt, Lyon der Schauplatz einer tragischen Szene. Ein Hund folgte seinem zum Tode verurteilten Herrn zur Richtstätte. Nachdem der Verurteilte erschossen war, warf sich der Hund heulend auf die Leiche, ließ sich auch mit Gewalt nicht vom Platze bringen, nahm keine Nahrung mehr zu sich und war nach einigen Tagen selbst tot. Vom Hund des Lysimachus, eines Feldherrn Alexanders des Großen, wird erzählt, daß er auf den Scheiterhaufen, auf dem die Leiche seines Herrn verbrannt wurde, gesprungen und in den Flammen umgekommen sei. Auch die Katze sucht freiwillig den Tod, wenn sie verzweifelt ist, und man beschuldigt sie mit Unrecht der Selbstsucht und der Gleichgültigkeit. Ein Missionär namens Arrousset, der in Afrika das Evangelium predigte, verlor einen siebenjährigen Sohn. Der Knabe hatte eine Katze als unzertrennliche Gespielin gehabt. Nach dem Tode ihres kleinen Freundes wurde die Katze unruhig, wies jede Nahrung zurück, miaute in geradezu kläglichem Weise und war schließlich verschwunden. Ein paar Tage später fand man ihren Kadaver auf dem Grabe des Kindes.

Die Montegriner versichern, daß die Maus, wenn sie sich ihres aufgespeicherten Vorrates an Nüssen oder Wurzeln beraubt sieht, sich selbst in den Hals beiße, um aus dieser schlechtesten aller Welten zu scheiden. Ähnliches wissen die sibirischen Burjaten zu berichten. Auch aus Liebesgram sollen Tiere Selbstmord begehen. Cuvier erzählte einmal eine recht traurige Geschichte von einem Affenpärchen, das sich im Pariser Jardin des Plantes befand. Das Weibchen war gestorben, und das Männchen konnte seines Schmerzes nicht Herr werden. Bittere Tränen weinend, liebte es den Leichnam der Lebensgefährtin, als wenn es ihn durch warme Zärtlichkeit ins Leben zurückrufen wollte. Als es

sich endlich überzeugen mußte, daß das Weibchen unrettbar tot war, zog es sich in eine Ecke zurück, bedeckte das Gesicht mit den Händen und starb, da es keine Nahrung mehr zu sich nahm, an Erschöpfung.

Ältere Tiere fühlen, wenn sie dem Tode nahe sind. Manchmal schämen sie sich des körperlichen Verfalls, dem sie entgegengehen und wenden ihre letzte Kraft an, um ihren Artgenossen den Anblick ihres Siechtums und ihres Hinscheidens zu ersparen. So verlassen die Gazellen, wenn der Tod kommt, ihre Herde, ziehen sich in eine Wüste zurück und warten auf das Sterben. Man weiß, daß Forscher oft Tierfriedhöfe gefunden haben. Die Bergbewohner der Karpathen erzählen, daß der Adler, wenn er alt wird, sich noch zum letzten Male in die Lüfte schwingt und sich dann auf Felsen niederfallen läßt. Das klingt sehr poetisch, die Wirklichkeit dürfte aber etwas prosaischer sein: der schwache Vogel kann nicht mehr fliegen und fällt zur Erde, wo er tot liegen bleibt. Bekannt ist auch die Sage von den Skorpionen, die sich, wenn sie sich von Flammen umgeben sehen, den giftigen Stachel, der sich an ihrem Schwanzende befindet, in den Kopf bohren. Der Reisende Piron will das auf Kuba selbst mitangesehen haben. Er packte einen Skorpion, von dem er in der Nacht gestochen worden war, mittels einer Zange, legte ihn auf eine Eisenblechplatte und umgab ihn mit heißer Asche und glühenden Kohlen. Das Tier suchte vergebens einen Ausweg, blieb dann einen Augenblick lang unbeweglich und faßte schließlich einen heroischen Entschluß: es krümmte seinen Schwanz so, daß er den Kopf berührte, und stach sich selbst mit dem giftigen Stachel. Andere Naturforscher haben das Experiment wiederholt, ohne dasselbe Ergebnis zu erzielen: das Tier wurde von der Asche und den Kohlen einfach verbrannt.

Soziale Rundschau.

Eine Kur für arbeitsscheue Ehemänner. Unter einem neuen Gesetz, das in Seattle im Staate Washington in Kraft getreten ist, können Männer, die wegen unverbesserlicher Arbeitsscheu oder weil sie ihre Frauen oder Familien verlassen haben, zu Gefängnisstrafen verurteilt werden. In Ballard, einem Vororte von Seattle, hat die Stadt einen Grundbesitz von 26 Hektar, der von hohen Palisaden umgeben ist und von Gefangenwärtern bewacht wird. Der Boden selbst ist steinig und dicht mit Bäumen und Untergestrüpp bewachsen. Die Ge-

fangenen müssen die Bäume fällen, Wurzeln ausgraben und den Boden vor allem was der Bebauung im Wege stehen würde, säubern. Die Frauen erhalten für die Arbeit ihrer Ehemänner ungefähr sechs Mark pro Tag, während die Gefangenen außer der Kleidung und der gewöhnlichen Gefangenkost auf nichts weiter Anspruch haben. Das Gerichtsgebäude von Seattle ist jetzt von Frauen umlagert, die gern Auskunft haben möchten, ob das Gesetz auch rückwirkend Kraft habe und ob ihre Ehemänner, die augenblicklich wegen ihrer Faulheit im Gefängnis sitzen, zu dieser Arbeit angehalten werden können.

Alkoholismus bei Schulkindern. Es ist noch strittig, in wieweit Alkoholgenuß den Organismus des erwachsenen Menschen schädigt, über seine Wirkung auf Kinder herrscht aber nur eine Stimme. Erzieher und Aerzte dringen darauf, dem Kinde jeden Alkoholgenuß zu versagen. Daß die Eltern diesen Warnungen nicht immer Gehör geben, zeigen Mitteilungen aus der preußischen Medizinalstatistik, worauf die „Hygienische Rundschau“ hinweist. So wurden in den ostpreussischen Kreisen Lötzten, Neidenburg, Ortelshagen und Osterode zahlreicher Kinder gefunden, die täglich Schnaps tranken. In einer Schule des Kreises Sensburg führte der Lehrer den Schwachsinn eines Schülers auf Schnapsgenuß zurück. Der Kreisarzt von Ost-Stenberg bei Frankfurt an der Oder fand bei einem einer Trinkerfamilie entstammenden zwölfjährigen Mädchen bereits Zeichen des Alkoholismus. Ebenso wurde in einem Dorle des Kreises Groß-Wartenberg bei Breslau regelmäßiger Alkoholgenuß bei Schulkindern festgestellt. Diese Kinder fielen nach Aussage des Lehrers durch Schwerfälligkeit auf. Im Regierungsbezirk Trier bekommen die Kinder überall, wenn auch nur in beschränktem Maße, Alkohol zu trinken, und zwar Most, bisweilen auch Bier und Wein. Auch an Orten, wo Brennereien sind, wie in Regenwalde (Pommern), sind die Kinder gefährdet. In Hofgeismar stellte der Kreisarzt fest, daß der größte Teil der Schul Kinder, selbst der jüngste Jahrgang, sich bei den häuslichen Festen an Schnapsgenuß der Eltern beteiligt. Auf eine besondere, versteckte Gefahr weist Landesrat Dr. Schellmann hin. Es sind das die Likörbonbons, deren Genuß zugleich Alkoholkonsum bedeutet.

Humor und Kurzweil

Unbestellte Bleistifte. Daß der sprichwörtlich gewordene Pfälzer Humor noch nicht ausgestorben ist, zeigt eine niedliche Geschichte, von der das „Heidelberger Tageblatt“ erzählt. In den letzten Ta-

gen wurden in der altehrwürdigen Neckarstadt und anderwärts Geschäftsleute von einer Nürnberger Bleistiftfabrik mit unbestellten Bleistiftsendungen beglückt. Ein Heidelberger Baugeschäft nun, das eine solche Sendung erhalten hatte und zweifellos eine tüchtige Dosis jenes unverfälschten Pfälzer Humors besitzt, sandte der Nürnberger Firma folgenden eigenartigen Geschäftsbrief: „Heidelberg, 21. Juni 1913. An die hochloblichen Herren Gebr. N., Vereinigte Bleistiftfabriken, Nürnberg. Ich bestätige von Ihnen ein Groß unbestellter blauer Bleistifte erhalten zu haben. Sie werden es mir daher nicht verübeln, wenn ich Ihnen umgehend per Bahn ein Quantum Ziegelsteine übersende. Da ich wohl nicht mit Unrecht annehme, daß Sie durch Ihren großen Bleistiftvertrieb Vergrößerungen Ihrer Fabrik vorzunehmen haben und dazu die Ziegelsteine nötig gebrauchen können. Zu bemerken habe ich, daß sich ein kolossaler Ziegelvorrat in meinen Lagerräumen befindet (durch die flauen Bauzeiten) und um damit zu räumen, Ihnen dieses Quantum sende. Zur Nachbestellung halte ich mich bestens empfohlen. In der Hoffnung, daß Sie für die Backsteine mehr Verwendungen haben, vielleicht als Briefbeschwerer, als ich für die Bleistifte, zeichne ich mit vorzüglicher Hochachtung X. Y., Baugeschäft.“

Der Bahnhof.

Zu Weinberge im Lande Böhmen
Ein neuer Bahnhof ward gebaut;
Man hat auf dieses Unternehmen
Ringsum mit großem Stolz geschaut.

Jetzt ist der Bahnhof beinahe fertig,
O weh, da muß man etwas sehn,
Was scheußlich, gräßlich, widerwärtig
Und peinlich, offen zu gestehn.

Wie schön war alles ausgemessen,
Und wie vortrefflich war der Plan,
Doch eines hatte man vergessen:
Der Bahns eig fehlt der Eisenbahn.

Ganz dicht steht leider bei den Schienen
Das schöne neue Bahnhofsbaus.
Wie soll es dem Verkehr nun dienen?
Wo steigt man ein? Wo steigt man aus?

Man liest nichts Näheres bezüglich
Der neuen Bahnhofs Konstruktion.
Doch die Vermutung scheint nicht trügllich:
Es ist wohl keine Kopfstation.

Gedanensis.

Institut für das wissenschaftliche Naturheilverfahren. Massage- Elektrizität, Licht, Wasserbehandlung etc.

Rio de Janeiro. Wiener Bier- und Speise-Halle. Largo da Carioca 11 - Teleph. 1758 (privat 548)

Bäcker und Private. Fermento seco, marca Nacional. sollten nur noch backen mit Fermento seco, marca Nacional

Pensão Progresso Mineiro. Bello Horizonte. RUA AYMORES Nr. 695

Dr. Alexander Hauer. chem. Assistent an den Hospitälern in Berlin, Heidelberg, München und der Geburtshilf. Klinik in Berlin.

Antunes dos Santos & Co. Commissions- und Konsignationsgeschäft. Import Export

Hotel-Restaurant „Rio Branco“. Rua Acre No. 26 - Rio de Janeiro

Lotterie von São Paulo. Ziehungen an Montagen und Donnerstagen unter der Aufsicht der Staatsregierung, drei Uhr nachmittags.

CARL KELLER Zahnarzt. Rua 15 de Nov. 45, sobr. S. Paulo, 2956

Dampfer. General-Agenten in Santos der „Société Générale de Transports Maritimes & Vapor de Marseille“

Bar und Restaurant Guanabara. Travessa do Grande Hotel 10-B, S. Paulo

Malstunden. nach neuzeitlichem, interessantem System, kein Arbeiten nach Vorlagen

Mellin's Food. aufgelöst in Kuhlloch, kann den Kindern von Geburt an gegeben werden.

Leite „Urso“. Com e sem açúcar. A Salvação das crianças

Massage-Institut von Wilhelm Gronau, Rua Aurora No. 100

Gute und billige Pianos! nur zu haben bei JOSE' LUCCHESI

Dr. Carlos Niemeyer. Operateur u. Frauenarzt. behandelt durch eine wirksame Spezialmethode

Der Schirm. Eine kostümgeschichtliche Studie.

Es ist eine Eigentümlichkeit der Kostümgeschichte, daß sie Nebensächlichliches nicht kennt, mag es sich um einen anscheinend so geringfügigen Gegenstand wie den Schleier oder den Muff oder den Sonnenschirm handeln, stets entrollt eine geschichtliche Betrachtung eines solchen zugleich ein ganzes Stück Kulturgeschichte.

wird seine Verbreitung allgemeiner und zugleich seine Form leichter und gräßlicher. Auf einem Gemälde Charles Lebruns ist der Kanzler Pierre Seguier im Jahre 1639 zu Pferde in Rouen einreitend mit einem Schirm dargestellt.

Nach der Revolution wurde der Schirm auch von der vierten Klasse eingeführt, und der große Markt-schirm der Hökerinnen kam auf. Zugleich wurde der Schirm bei den vornehmeren Ständen mehr und mehr zu einem Bijou.

sofort herbeigerufenen Feuerwehr gelang es nach stundenlangem Arbeiten, die Erdmassen und Steine, welche die Maschine bedeckten, auf die Seite zu räumen und die entsetzlich zergerettete Leiche des Maschinisten zu bergen.

Aus aller Welt

Kosten des Lebensunterhalts. Die Kosten des Lebensunterhalts in den Vereinigten Staaten waren im zweiten Teile des Jahres 1912 höher

Ablehnung einer Erbschaft von 237.000 Franken. In einer Bürgermeisterversammlung der städtischen Kollegien in Lahr wurde die Annahme der Erbschaft des vor einiger Zeit in Paris verstorbenen Kaufmanns Albert Caroli endgültig abgelehnt.

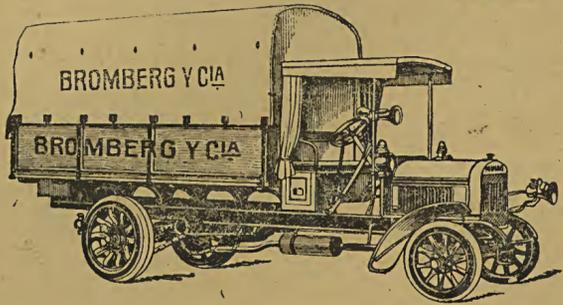
Die Sparkassen-Abteilung Banco Allemão Transatlantico (Deutsche Ueberseeische Bank, Berlin)

zukassieren. Der Herzog durchsuchte seine Taschen, aber fand keinen Sou. Die Stuhlvermieterin wurde ungeduldig, der Prinzessin war nötig, den Schirm zu geben.

als in irgend einem anderen der letzten 23 Jahre. Das Büro für Arbeiterstatistik hat statistische Angaben über die Detailpreise von Lebensmitteln von 1890 bis 1913 publiziert.

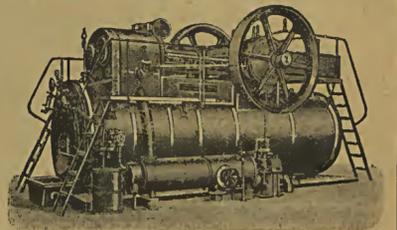
An der Pazifischen Küste der Ver. Staaten werden fünfmal so viele Erdstoffe registriert, wie an der Atlantischen Küste.

BROMBERG, HACKER & CIA.

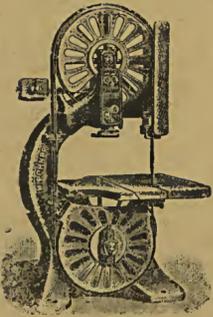


Lastwagen
MULAG
für 3000—5000
Kilogramm
stets auf Lager

Lokomobilen
Heinrich LANZ
MANNHEIM



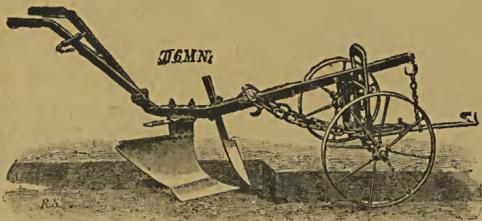
für Satt- und Heissdampf,
fahrbar und stationär
Ventilsteuerung „Patent LENTZ“



Sägemaschinen
und
Holzbearbeitungs-
maschinen
KIRCHNER & Co.

Milchseparatoren
„LANZ“

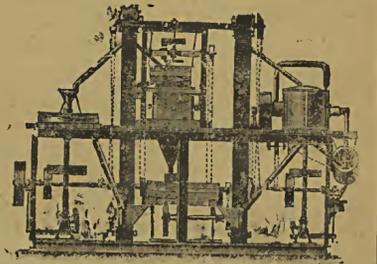
Kein Gummi-, kein Federhalslager
Unverwüsthche Lagerkonstruktion,
daher Reparaturen und Störungen
unmöglich.



Pflüge, Drillmaschinen,
Eggen, Kultivatoren
und Hackmaschinen
RUDOLF SACK
Die besten der Welt.

Reismühlen

Einfache Bedienung
Rationelle Anlage
F. H. SCHULE
Welt-Erfolg.



S. PAULO

Rua da Quitanda Nr. 10 -- Caixa Postal 756

SANTOS

Rua General Camara Nr. 109-A -- Caixa Postal R

Meine Regimentsmusik

Von E. K.

Er kam aus Bosnien, der Sturmwind zog vor ihm her! Private Nachrichten hatten uns schon aufgeklärt und vorbereitet. Gamaschendienst, Rücksichtslosigkeit bis zur Brutalität, wenn es sein muß über Leichen hinweg, so waren die vielverheißenden Schilderungen, und er kam — der neue Herr Regimentskommandant! Am Tage der Vorstellung des Offizierskorps wurden leider alle Befürchtungen noch übertroffen! „Außer Dienst bin ich der beste Kamerad, im Dienst aber bin ich ein Satan — und ich bin immer im Dienst!“ Dies war der Grundton seiner Ansprache, und nun begann im Regiment ein Exerzieren, Inspizieren und Schikanieren, daß jedem einzelnen der Kopf brummt und die Nervosität sich von Tag zu Tag steigerte. Ich war damals der einzige, welcher Ruhe vor ihm hatte, und schon glaubte ich, die Regimentsmusik sei ihm viel zu unwichtig für seinen Zorn — aber leider war es nur die Ruhe vor dem Sturm!

Ein Monat mochte so vergangen sein, als ich eines Tages „in Parade-Adjustierung“ zu dem Allgewaltigen befohlen wurde. Vielsprechend war die Anrede nicht: „Ich höre, Sie sollen in den Konzerten ganz nette Musik machen, angehört habe ich sie noch nicht, ist mir auch gleichgültig, paßt sich eigentlich für Militär überhaupt nicht, den Zivilisten im Wirtshaus etwas vorzuführen, ich kenne nur eine dienstliche Musik — Marschmusik, Hornisten und Tambours — und Herr!!! Diese ist in meinem Regiment miserabel, mi-se-ra-abel! Da ist kein Tempo keine Schneid, und marschieren tun die Kerle wie die Schweine. Das sage ich Ihnen heut' zum ersten und letztenmal: die Fidelei hört auf, ganz auf, von heute ab wird nur noch Marschmusik geübt und der Regimentstambour exerziert von heute ab mit der Bande daß die Schwarten krachen! In 14 Tagen werde ich mir dann die Gesellschaft am Exerzierplatz ansehen!“ — Schluß! — Na also, das kann ja schön werden, und trotzdem unsere Marschmusik als gut bekannt war, ging ein heilloser Büffel an, und schon bei Tagesgrauen führte der Regimentstambour die Schar seiner Getreuen in die Mysterien des Exerzitiums ein.

Endlich kam der gefürchtete Tag. Hoch zu Roß erschien der gestrenge Herr auf dem Exerzierplatz — vulgo Fliegerwiese — und beglückte zuerst die einzelnen Kompagnien mit seiner Gegenwart. Nachdem sich die Schale seines Zornes reichlich über die Häupter seiner Kriegeschar ergossen hatte, ging mit einem grimmigen Lachen der Befehl an den Adjutanten: So, und nun bringen Sie mir einmal die Schwefelbände, die Musik! „Bring mir den widerpenstigen Delinquenten, den Zarewitsch,“ von Peter dem Großen gesprochen — so ungefähr klang das.

Mein Regimentstambour, ein langdienender behäbiger Herr, schickte schnell noch ein Stoßgebet zum Himmel empor und nun begann das Exerzitium. — Heia, war das ein Anblick für Götter! Der dicke Regimentstambour Kommandant, im ersten Glied die alten, bewährten Feldwebel mit runden Bäuchen und klapprigen Knien, und nebhenher reitend, fluchend und wetternd der Oberst! — Ziehung halb rechts, Ziehung halb links, vorwärts Front, kehrt Euch —

im ersten Glied ist keine Richtung — Regimentstambour setzen Sie Ihren dicken Bauch flotter in Bewegung — Tempo Ihr Bunde! So klang es vom Pferd herab und immer heftiger wurde sein Toben und Schimpfen und immer verzweifelter und ausichtsloser die Anstrengungen der Musiker. Dem dicken Regimentstambour rann der Schweiß in Strömen herab, die alten Feldwebel pusteten wie die Lokomotive einer Gebirgsbahn — da plötzlich kommandiert der Oberst mit seiner Löwenstimme: Musik Laufschrift! Nun begann ein Laufen, ein Keuchen ein Stöhnen, die Blechinstrumente schlugen prasselnd gegeneinander, einzelne Instrumente blieben als Trophäen zurück und sogar der ruhige Trommel-Pony riß sich von seinem Wärter los und übte Laufschrift auf eigene Rechnung und Gefahr — da auf einmal ertönt die schon ganz heisere Stimme des Regimentstambours: „Musik halt! — kniet nieder zum Gebet!“ Atemlos und gottergeben sanken die geheizten Leute vor dem Oberst auf das vorgeschriebene Knie! — Lautlose Stille — sämtliche Offiziere, welche Zeugen dieses Vorfalles waren, sahen sich verwundert an — einen Moment — da ertönt das erlösende Lachen eines jungen Leutnants und sogleich erschüttert ein homerisches Gelächter des ganzen Offizierskorps die Lüfte — ein krasser Gegensatz zu den verzweifelten Mienen der gegülten Musiker. Vor Zorn und Wut außer sich, gibt der Oberst dem Pferd die Sporen, und mit dem Ausruf „hol der Teufel die ganze Musikantenbande“ jagt er über das Feld der Kaserne zu, daß Roß und Reiter schoben, und Kies und Funken stoben! In so animierter Stimmung war das Regiment lange nicht eingerückt und ein solcher Freuden-Früh-schoppen der jüngeren Herren gab der Sache erst den richtigen Abschluß, denn — Leutnants nur Verbrecherlich finden vieles lächerlich! Dem Regimentstambour blieb jedoch für alle Zeit der Spitzname: Der Gebet-Schani!

Lange sollten wir uns jedoch über diese unfreiwillig komische Episode nicht freuen! War auch die Exerzierfrage (unrühmlichst) gelöst, so harrte doch die angedrohte Kunstfrage noch ihrer Erledigung — dabei kam ich an die Reihe. — Auf Anregung unseres vorhergehenden Obersten, eines hochgebildeten, vornehm denkenden und künstlerisch hervorragenden Mannes, waren im Kasino die „Wagner-Abende“ eingeführt worden und erfreuten sich auch der besonderen Sympathie der ganzen Garnison. Kurze Zeit nach dem geschilderten Vorfall fand wieder solch ein Abend statt. Der Saal war zum Erdrücken voll und auch unser neuer Oberst anwesend, aber ach! — schon nach der zweiten Nummer stand er auf und verließ unter sichtbaren Zeichen des Mißmutes das Konzertlokal.

Holla — da stimmt wieder etwas nicht, und richtig, schon am nächsten Morgen wurde ich zum Rapport befohlen. Nun ging die Sache los: „Also das nennen Sie ein Programm für einen Unterhaltungsabend? Diese faden Winselien, bei denen man einschlafen kann? Und dann wieder der wüste Lärm, daß man sich nicht einmal unterhalten kann! Den Kerl hätte man in ein Narrenhaus sperren müssen und Sie dazu — ich finde es ganz unerhört, daß Sie an uns die Zumutung stellen, drei Stunden dies verückte Zeug anhören zu sollen!“ Na, so ging es eine Zeit weiter, aber endlich endigt auch das dickste Lexikon für derlei freundschaftliche Unterhal-

tungen, und so schloß er mit der etwas gewagten Frage: „Warum hören wir denn an solchem Abend nicht Kammermusik?“ Das schlug ein — Kammermusik! Die schwierigste und heikelste aller Musikgattungen, eigentlich doch nur denkbar von technisch und geistig hochstehenden und fest zusammengespilten Künstlern, und das wollte mein verehrter Chef in einer Regimentsmusik suchen, das ging mir denn doch über die Hutschnur, und ich äusserte mein Bedenken. Da kam ich aber schön an! — „Herr, sind Sie des Teufels, daß Sie mich befehlen wollen? Ich habe in Bosnien eine Kammermusik gehabt und kann sie also von einer Kapelle in der Hauptstadt erst recht verlangen! Ihnen sind nur die Proben zu viel, das ist Faulheit und Gleichgültigkeit gegen die Wünsche Ihres Vorgesetzten! Also merken Sie sich: Ich befähle hiermit für den nächsten Garnisonsabend Kammermusik!“ — Schluß! — Nun stand ich schön in der Patsche. Kammermusik — ja mit wem? Es war zum Verzweifeln! Da fiel mir ein junger Konzertmeister ein, ein ganz hervorragender Schüler des Wiener Konservatoriums (derselbe bekleidet heute eine der allerersten Konzertmeisterstellungen) und mit diesem besprach ich die leidige Affäre. Der schaffte Rat. Wir hatten ein paar junge, kunstbegeisterte Geiger und einen tüchtigen Violoncellisten und mein Konzertmeister versprach mir die Einstudierung energisch in die Hand zu nehmen. Wir suchten nun möglichst leichte, geeignete Quartette von Haydn, Mozart und Schumann heraus, und nun ging die Arbeit los. Eien aufgeregte Zeit. Aufmunterungszigaretten, Urlaub über die Zeit, Dispensation vom Dienst — alles mußte herhalten, um die ungewohnte Arbeit zu erleichtern, und so kam es, daß nach drei Wochen mir mein Konzertmeister melden konnte: „Jetzt kann es in Gottesnamen losgehen!“

Der nächste Garnisonsabend wurde festgesetzt und ich, behufs Vorlegung des Programms, zum Oberst befohlen. „Na, was ist's hören wir Kammermusik?“ „Jawohl, Herr Oberst.“ „Also doch! Ja, ja, nur ein bißchen aufpassen muß man und den Herrn das Phlegma austreiben, mit gutem Willen und Fleiß geht alles — und nun sagen Sie mir, was werden wir denn da Schönes hören?“ „Herr Oberst, wir haben Haydn, Mozart und Schumann vorbereitet.“ — Wie wenn der Blitz eingeschlagen hätte, so veränderten sich die Züge des Obersten, dunkelrot vor Wut schrie er mich an: „Herr, sind Sie des Teufels oder wollen Sie sich über mich lustig machen? Mozart — Haydn — die Kerle sind ja noch viel langweiliger als der Wagner und mit solemchem Zeug wagen Sie es, vor mich hinzutreten?“ — Nun war ich allerdings mit meinen Kenntnissen zu Ende und erlaubte mir die Bitte auszusprechen, mir den Begriff (seinen Begriff) Kammermusik doch zu definieren. — „Kammermusik — ja mein Gott, was soll ich Ihnen da ausinandersetzen? Sie kennen doch die hübschen kleinen Sachen für ein paar Geigen, Gitarre und Harmonium, und so hier und da ein Flügelhornsolo dazu! Tableau! „Alhah — Herr Oberst meinen Schrammelmusik?“ — „Unsinn, was heißt Schrammelmusik? Das waren ja scheint's Zivilisten, die in den Weinhäusern gespielt haben, von denen will ich nichts hören, hier haben wir es mit Kammermusik zu tun, verstanden? Und nun — wann hören wir endlich Kammermusik?“ — „Ja, Herr Oberst, wenn Sie es so meinen — diese Musik spielen meine Leute seit

Jahr und Tag, oft zu ihrem eigenen Vergnügen und sogar auswendig!“ — Er dachte eine ganze Weile nach und sagte dann in auffallend ruhigem Ton: „Sehen Sie, das kommt davon, wenn man es mit den Ausdrücken nicht genau nimmt, Sie haben sich eben den zivilistischen Ausdruck Schrammelmusik so angewöhnt, daß Sie den richtigen Ausdruck ganz vergessen haben. Jetzt habe ich Sie belehrt und das sollten Sie mir Dank wissen, also merken Sie es sich für künftige Fälle: diese Art Musik nennt man Kammermusik!“ — Ich ging, aber in meinem Kopfe kamen die beiden Begriffe immer mehr durcheinander, so daß es wie ein Mühlrad darin sauste: Kammer-schrammelmusik — Schrammel-kammermusik — Katzenjammermusik — o Du heilige Cäcilia! Kurze Zeit darauf trat der traurige Fall ein, daß sich der Oberst genötigt sah, einen Zylinder zu kaufen und es schien mir, daß mein Flügelhornist das „Belübt Dich Gott“ nie so schön und mit so innig überzeugtem Brustton geblasen habe, als wie bei der üblichen Abschieds-Serenade.

Beim Schelden.

Von Cornelia Kopp.

Das sind vielleicht die schwersten unserer Stunden: Wenn wir im tiefsten Herzen heimlich klagen Und unter Lachen leichte Worte sagen, Die niemals unsrer Seele Grund gefunden.

Wir möchten in die fliehenden Sekunden Die zarteste und treueste Liebe tragen, Und pressen doch voll Stolz und scheuem Zagen Die Hände fest auf die versteckten Wunden.

Dann gehn wir still und stark mit sicherem Schritt, Ertragen willig unser Heut und Morgen, Und wissen es, im Innersten verborgen Geht eine dunkle, freude Sehnsucht mit: Weil doch bei unserm heimatlosen Wandern Ein jeder Traum und Rätsel bleibt dem andern.

Humoristisches.

Auskunft. Meinen Sommerurlaub verbrachte ich bei einem Schulfreunde, einem Rittergutsbesitzer. Als ich eines Tages allein über die Wiesen ging, sah ich einen alten, biederen Landmann mit dem Mähen von Gras beschäftigt. Ich wollte ein Gespräch mit ihm anknüpfen und sagte: „Ihr mäht wohl das Gras für den gnädigen Herrn?“ — „Nee, brummt der Alte und ließ sich in der Arbeit nicht stören. — „Dann mäht Ihr wohl das Gras für euch selbst?“ — „Nee.“ — „Nun, für wen mäht Ihr denn das Gras?“ — „Für die Kühe!“

Beim Heiratsvermittler. „Daß die Dame eine halbe Million hat, ist ja sehr erfreulich; aber sie schießt doch furchtbar!“ — „Na, Sie schielen ja auch, da Klapp's doch famos!“ — „Was?! Ich schiele? Was erlauben Sie sich?“ — „Natürlich schielen Sie — nach der halben Million!“

Verborgene Kriminalität.

Von Staatsanwalt Dr. Erich Wulffen, Dresden.

In jedem von uns, auch in dem besten Menschen, steigen auf äußeren Anlaß, auf erregten Affekt oder aus innerer Verstimmung von selbst, ohne unser Zutun und gegen unser Widerstreben, unreine, niedrige, boshafte Gefühlserregungen und Vorstellungen auf. Sie entspringen den Instinkten und Urtrieben, dem Selbsterhaltungs- und dem Sexualtriebe, die eine niedrigste Schicht von Ablagerungen und Vorstellungen in uns bilden, eine Art Unterricht, ein primäres Ich.

Für diese Regungen und Vorstellungen ist der Mensch, wenn er sie nicht absichtlich nährt und wider sie nach Vermögen ankämpft, moralisch nicht zur Verantwortung zu ziehen. Sie sind ihm in individuell ganz verschiedener Weise mit seiner angeborenen Veranlagung gegeben. Insofern sieht er tatsächlich jenseits von Gut und Böse.

Befassen sich nun diese unreinen Gefühlserregungen und Gedanken mit verbrecherischen Zwecken im engeren Sinne, wie sie die Strafbestrafte verbieten, so spreche ich von einer latenten, einer verborgenen Kriminalität. Sie ist im äußersten Falle eine innere Bereitschaft zum Verbrechen, die aber die Schwelle der Tat nicht betritt.

Von der latenten Kriminalität aus bahnt sich aber unter Hinzutritt äußerer und innerer Anregungen — Verführung, Notlage, Gelegenheit, Verzweiflung, Leichtsinns usw. — der Weg zur wirklichen Verbrechensverübung, zur realen Kriminalität. Es sind bei beiden dieselben psychischen Kräfte, dieselben psychologischen Ereignisse, welche bis zur Schwelle der Tat wirksam werden. Der eine denkt Verbrechen nur in seinen Gedanken, der andere findet Verführung, Gelegenheit, Zwang, Mut, sie auch auszuführen.

Je differenzierter ein Seelenleben veranlagt ist, je weiter sich seine Fähigkeiten ausbreiten, desto näher kann die Möglichkeit liegen, daß in seinen reichen Anlagen, wenn sie sich nach allen Seiten erstrecken, auch jene ungünstigen vertreten ist, die den unreinen Gefühlserregungen und Vorstellungen, die latent bleiben oder zur Tat führen, leichter Zugang gestatten. Friedrich von Schiller sagt in seinem „Verbrecher aus verlornen Ehre“: „Bei jedem großen Verbrechen war eine verhältnismäßig große Kraft in Bewegung“, und in der Vorrede zu den „Räubern“: „Je weiter die Fähigkeit, desto weiter und größer die Verwirrung.“

Während die gehäufte wirkliche Verbrechensverübung im Normalfalle der Ausfluß einer seelischen und intellektuellen Minderwertigkeit ist, kann beim Genie — es gibt andererseits auch ein seltenstes sittliches Genie! — das Verbrechen nur eine Seite seines äußerst differenzierten Seelenlebens sein. Wie das Genie an Irtsinn, so kann es auch an das Verbrechen — Napoleon Bonaparte! — grenzen.

Eine große, eine organisatorische, ja eine gemalte Kraft, die einem Menschen verliehen wurde, kann sich verschieden objektivieren: in der großen ethischen, künstlerischen, sozialen Tat oder in der großen unsocialen Tat. Es hängt oft von kleinen Ursachen ab, welche Richtung die große Anlage nimmt. Diese Kraft selbst bleibt — rein psychologisch — dabei ganz dieselbe. So stehen der Held und der Verbrecher — wie in den tragischen Gestalten der großen Dichter — psychologisch nahe beisammen.

Mancher wurde nur deshalb zum Verbrecher im

wirklichen Leben, weil ihm für seinen regen Tätigkeitstrieb ein nützliches, positives Ziel fehlte. Stärkerer Bewegungsdrang — er steckt auch im Vagabundieren des Arbeitsscheuen — charakterisiert viele Verbrecher. Mancher zeigt auch große Intensität und Impulsivität des Willens, heftigen Drang zur Selbstständigkeit, Neuerungssucht usw. Mancher Verbrecher könnte dadurch gerettet werden, daß er auf ein soziales, positives Ziel gelenkt wird. Eine Bande jugendlicher Spitzbuben, die auf Bahnhöfen gestohlen hatten, bekam vom amerikanischen Jugendrichter als Strafe den Auftrag, nunmehr auf denselben Bahnhöfen die Reisenden vor ähnlichen Spitzbuben zu schützen. Der Erfolg war glänzend.

Auch geistige Leistungen aller Art können aus den entwickelten psychologischen Gründen dicht neben Verbrechen stehen, ja als Ersatzwerte, als seelische Äquivalente der verbrecherischen — bloß latenten oder zur Tat führenden — Strebungen auftreten.

Gedichte, Dramen, Melodien und Harmonien, Gemälde, Skulpturen, wissenschaftliche Hypothesen, technische Meisterstücke, kommerzielle Unternehmungen, heroische Taten können in der Seele des Schaffenden an Stelle verdrängter, unterdrückter Verbrechen stehen.

Friedrich Nietzsche hat gesagt, daß der große Dichter eine — latente — „Nachbarschaft zum Verbrechen“ hat. Ich glaube, er hat recht. Schon der Literaturhistoriker Gervinus hat darauf aufmerksam gemacht, daß Shakespeare ein mit feinsten und größten Seelenfähigkeiten reich ausgestatteter Mensch gewesen sein müsse.

Es ist nicht möglich, daß ein Dichter selbstschöpferisch die Verbrecherseele so offen und bloß darlegt, wie er es getan hat, wenn er nicht selbst befähigt war, diese Irrwege des Verbrechens im Geiste selbst zu gehen. Denn das Größte und das Tiefste, was der Dichter gibt, kommt aus seinem eigensten Menschentume.

Friedrich v. Schiller ist nach meiner Überzeugung in seinen Verbrechergestalten Franz und Karl Moor eigene kriminelle Geisteswege gewandelt. Der harte Zwang auf der Karlschule entfesselte in dem genialen Stürmer vorübergehend antisoziale Triebe.

Heinrich Laube läßt in seinem Schauspiel „Die Karlsschüler“ den Herzog Karl von Württemberg zum Feldscherer Friedrich Schiller sagen: „Auf diesem Wege, mein Sohn, wirst du vielleicht ein großer Dichter. Ich bezweifle es. Oder du wirst, und das ist für mich wahrscheinlich, ist für mich gewiß, du wirst ein großer Staatsverbrecher, der ein schreckliches Ende nimmt.“ Vielleicht ahnte Heinrich Laube nicht, wie nahe er der psychologischen Wahrheit war.

Vielleicht hat Schiller in jenem Sturm und Drang die antisoziale Tat nur deshalb vermieden, weil er sie aus seinem Innersten heraus in sein Kunstwerk „Die Räuber“ projizieren konnte.

Dann wäre im Hinblick auf die hohe Sittlichkeit und Lauterkeit des Charakters, die den reiferen Dichter auszeichnete, seine Entwicklung ein Fingerzeig, wie eine vorübergehend gefährdete Jugend durch große Begabung und hohes Streben zur sittlichen Höhe gelangen kann. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ Das Faustproblem behandelt denselben psychologischen Vorgang.

Die Lust zum Fabulieren, die den großen Dichter kennzeichnet, könnte unter Umständen eine „Umbiegung“ zum Kriminellen erfahren. Dies bestätigt

uns kein Geringerer als Goethe selbst. Am Anfange des zweiten Kapitels von „Wahrheit und Dichtung“ berichtet er, wie er als Siebenjähriger seinen Gespielen Märchen (den „neuen Amadis“) erzählte und hierbei vielfach in eigener Person sprach, als seien ihm selber alle diese wunderlichen Dinge begegnet. Hieran knüpft Goethe folgende Bemerkung: „Wenn ich nicht nach und nach, meinem Naturell gemäß, diese Luftgestalten und Windbutteleien zu kunstmäßigen Darstellungen hätte verarbeiten lernen, so wären solche aufschneiderischen Anfänge gewiß nicht ohne schlimme Folgen für mich geblieben.“

Die Kriminalpsychologie wäre um Beibringung weiterer Beispiele, zumal aus der Kunst- und Literaturgeschichte, nicht verlegen. Es handelt sich hierbei um einen ähnlichen seelischen Vorgang wie bei der künstlerischen und wissenschaftlichen Beichte (Goethe Werthers Leiden, Orest und Faust), die auch eine innerliche Befreiung durch eine Projizierung nach außen erreicht. Psychologisch bedeutet die wirkliche Verbrechensübung häufig genug dasselbe.

In manchen Fällen will die Verdrängung, die Umwertung des Kriminellen dem Schaffenden nicht gelingen. Ein interessantes Beispiel auf wissenschaftlichem Gebiet, um auch von diesem zu sprechen, ist Francis Bacon, der mächtige Kanzler von England und große Reformator der Wissenschaften. Nur weil sein Charakter so praktisch, so nüchtern und so geschmeidig war, konnte dieser bedeutendste Realphilosoph die Wissenschaft ebenso praktisch, nüchtern und geschmeidig denken lehren, damit ihr die Weltmacht zufallen sollte. Dieselben Charaktereigenschaften, die seine Größe bedingten, verstrickten ihn aber auch in die Schlinge des Verbrechens der richterlichen Bestechlichkeit, die ihn ins Gefängnis führte. So anpassungsfähig und dohnbar wie seine wissenschaftliche Methode war auch seine Moral in mancher Hinsicht.

Wenn es wahr ist, daß der Schaffende den Typus eines höheren Menschen darstellt, so erhalten wir aus seinem Seelenleben eine kriminalpsychologische Offenbarung. Die Natur, die aus vorläufig noch nicht vollständig enthüllten Ursachen dem Menschen das Böse ins Erdendasein mitgab, schenkte ihm auch die Fähigkeit, es — freilich anscheinend nicht bedingungslos — zu überwinden. Kriminalethik und Kriminalpolitik sollen dieser Offenbarung dienen.

Aus der Technik

Der elektrische Ferndrucker. Der rasche Fortschritt auf dem Gebiete der elektrischen Telegraphie und namentlich die Einführung der modernen Typendrucktelegraphen hat in weiten Kreisen den Wunsch nach einem Telegraphenapparat hervorgerufen, der es auch dem Uneingeweihten ermöglicht, die eigenen Telegramme selbst abzugeben und selbst zu empfangen. Diesem Wunsche hat der Ferndrucker Siemens & Halskes seine Entstehung zu verdanken, dessen Hauptverwendungsgebiet in der Uebermittlung von Börsen-, Geschäfts- und Zeitungsnachrichten von einer Zentrale aus nach Geschäftsräumen und Wohnungen sowie in der Abgabe und Empfangnahme der für die Abonnenten der betreffenden Anlage beim zuständigen Haupttelegraphenamt einlangenden beziehungsweise dorthin abzufertigenden Telegramme gelegen ist. Er ermöglicht es dem Inhaber einer Anlage, nicht nur seine

Telegramme rasch und ohne die bei der gewöhnlichen Zustellung durch Boten nicht zu vermeidenden Verzögerungen zu empfangen, sondern er setzt den Abonnenten auch instand, seine Telegramme auf dem sichersten telegraphischen Wege selbst abzugeben und mit anderen Inhabern direkt zu verkehren. Der Apparat hat die Gestalt einer Schreibmaschine mit alphabetischer Anordnung der Tasten; er kann leicht und ohne besondere Fachkenntnis von jedermann bedient werden. Die übermittelten Nachrichten erscheinen sowohl beim Empfang, als auch bei der Abgabe auf einem Streifen in Druckschrift; seine Leistungsfähigkeit beläuft sich für ein geübtes Personal auf etwa 1300, und für weniger geschulte Personen auf etwa 880 Worte in der Stunde. Von besonderer Wichtigkeit ist es, daß der Ferndrucker als Empfänger ganz automatisch arbeitet; wenn der Teilnehmer also auch durch längere Zeit von seinem Bureau abwesend ist, findet er bei seiner Rückkehr alle während der Zeit der Abwesenheit für ihn eingelangten Mitteilungen auf dem Streifen des Apparates vor. Durch den Gebrauch des Ferndruckers werden natürlich die beim telephonischen Verkehr leicht vorkommenden Hörfehler und Mißverständnisse völlig ausgeschlossen, weil der Apparat beim Absender und beim Empfänger in Typendruck auf einem Streifen den Wortlaut der Mitteilung wiedergibt. Diese für große Geschäftshäuser, Banken, Zeitungsunternehmungen usw. besonders wichtigen Vorzüge des Ferndruckers haben in den letzten Jahren zur Errichtung von Ferndruckanlagen in größeren Städten geführt. Das Wolfische Telegraphenbureau in Berlin bedient sich schon seit Jahren mit bestem Erfolg des elektrischen Ferndruckers, dem auch alle größeren Berliner Zeitungen als Abonnenten angehören, um ihnen wichtige telegraphische Nachrichten auf dem schnellsten und sichersten Wege zu übermitteln, indem es die Zentrale anruft und mit der Gruppe dieser Zeitungen verbunden zu werden verlangt. Da die Gruppenschaltungen für solche oft herzustellende Zirkularverbindungen in der Zentrale schon vorbereitet sind, kann die Verbindung durch die Drehung eines einzigen Handrades an einem sogenannten Gruppenschalter für alle Stellen zugleich herbeigeführt werden und schon in der nächsten Minute gibt das Bureau seine Nachrichten an alle Zeitungen gleichzeitig weiter. Banken können auf diese Weise einer beliebig großen Anzahl von Zweiganstalten gleichzeitig die Börsenkurse, und zwar direkt von der Börse aus vermittelt, Börsenaufträge erteilen oder empfangen, Behörden sind in der Lage mittels dieser Zirkulartelegramme Weisungen mit Ausschluß jedes Mißverständnisses hinauszugehen, Meldungen entgegenzunehmen usw. Es ist sonach in dem Ferndrucker zu den bereits lange eingebürgerten Nachrichtenverkehrsmitteln ein neues hinzugekommen, welches ohne Zweifel geeignet ist, den Interessen und Bedürfnissen der Öffentlichkeit und der Großbetriebe in wichtigen Industrie- und Handelszentren in weitgehendem Maße zu entsprechen.

Ohne Apparat. Doktor: „Soll ich Ihren Gatten mit X-Strahlen durchleuchten?“ — Dame: „Das ist nicht nötig! Ich habe ihn schon längst durchschaut.“

Originelle Menschen. Es gibt noch originelle Menschen. Neulich sah ich einen auf der Straße. Er stolperte über eine Bananenschale, machte sechs Schritte vorwärts, sieben seitwärts und neun in die Luft. Aber er sah sich nicht um.

Victor Usklaender & C. ia

Ingenieure und Importeure

Rio de Janeiro

São Paulo

Rua 1.º de Março No. 112-114

Rua José Bonifacio No. 18

Caixa Postal 542

Caixa Postal 564

Filialen in Pernambuco, Bahia und Juiz de Fôra

Einzige Vertreter folgender Fabriken:

J. A. Maffei, München - Lokomotivfabrik

Brown Boveri & Co., Baden, Schweiz - Elektrische Zentralen für Licht und Kraft

Tweedales & Smalley, Castleton, England - Spinnereianlagen

Gregson & Monk, Preston, England - Komplette Webereien

J. H. Riley & Co., Bury, England - Maschinen für Bleichereien und Zeugdruckerei

Ruston & Proctor & Co., Lincoln, England - Kesselanlagen, Dampf- und Petroleum-Motore, Zuckermühlen, Pumpen, etc.

Aktien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin - Anilin-Farbstoffe, photographische und pharmaceutische Produkte, natürliche und synthetische Essenzen.

A. & W. Smith & Co. Ltd., Glasgow, England - Maschinen für Zuckerraffinerieen

Badger Fire Extinguisher Cy., Boston, Mass. - Feuerlöschapparate

Banco Allemão Transatlantico

Volleingezahltes Kapital: Mark 30.000.000.—
Reservefonds: ca. Mark 9.000.000.—

Stammhaus: **Deutsche Ueberseeische Bank in Berlin** gegründet im Jahre 1886

Brasilien: RIO DE JANEIRO Rua da Alfandega N. 11
SÃO PAULO Rua Direita N. 10-A
SANTOS Rua 15 de Novembro N. 5 A

Filialen in: **Argentinien:** Bahia Blanca, Buenos Aires, Cordoba, Mendoza, Rosario, Tucuman.
Bolivien: La Paz, Oruro.
Chile: Antofagasta, Arica, Concepcion, Iquique, Osorno, Santiago, Temuco, Valdivia, Valparaiso
Perú: Arequipa, Callao, Lima, Trujillo.
Uruguay: Montevideo.
Spanien: Barcelona, Madrid.

Die Bank ist Vertreterin der **Deutschen Bank in Berlin** und ihrer Filialen.
(Kapital und Reserven Mk. 312.500.000.—)

Eigene Agenten und Korrespondenten in allen Staaten von Brasilien und an allen Hauptplätzen der Welt mit besonderer Organisation für briefliche oder telegraphische Zahlungen.

Ausführung aller bankgeschäftlichen Transaktionen, insbesondere:

- Einziehung von Wechseln, Dokumenten, Zins- und Dividenden-Scheinen.
- Annahme von Geldern zur Verzinsung auf laufender und Depositen-Rechnung.
- Eröffnung von Sparkonten unter besonderer Genehmigung der Bundes-Regierung.
- An- und Verkauf börsengängiger Wertpapiere des In- und Auslandes.
- Ausführung telegraphischer u. brieflicher Zahlungen nach allen Hauptplätzen der Welt.
- Kreditbriefe und Ziehungen auf alle bedeutenden Plätze der Welt.
- Diskontierung von Wechseln und anderen Schuldtiteln.
- Eröffnung von Krediten in laufender Rechnung und gegen Hinterlegung von Wertpapieren.

Telegrammadresse: **BANCALEMAN**

Das Fräulein mit den drei Stellen

Humoreske von Gustav Hochstetter.

Cyprienne tippt.
Welcher Gegensatz in diesen beiden Worten!
Cyprienne! Das Wort ertönt . . . und jeder denkt an die entzückende, kleine, geistreiche Frau, von der uns Sardou und de Najae in ihrem präziösen Lustspiel drei Akte lang die amüsantesten Dinge erzählen . . .
Tippt! Das Wort ertönt . . . und jeder hört das strenge, rhythmische Stahlgeklapper der Schreibmaschine. Man denkt an falschgeschriebene Fremdwörter, an ausgelassene oder zuvielgesetzte Interpunktionen, an Verdruß und Aerger . . .
Aber trotzdem bleibt es eine unumstößliche Tatsache: Cyprienne tippt.
Und welches Glück hat sie, wenn sie eine neue Stelle sucht!
Das ist klar: wenn sie auf eine Chiffreannonce ihre Offerte einschickt, so kann der prüfende Prinzipal den aparten, blaßblauen, quadratischen Briefbogen mit der eleganten Handschrift und dem Signum „Cyprienne Voß“ nicht auf den gleichen Stapel werfen, zu dem sich die unbelohlenen Offertbriefe von hundert Anna Meiers, Lina Lehmanns und Frieda Schulzes bereits aufgetürmt haben. Das zierliche Angebot Cypriennes wird besonders zur Seite gelegt — um so mehr, als ihm eine Ansichtskarte mit dem Bilde der Schreiberin beigelegt war. Einem Bilde, das uns nicht nur die vollendete Schönheit der Absenderin ahnen läßt, sondern auch ihren Geist, ihre sympathischen Umgangsformen, ihre Bildung. Cyprienne schreibt in dem Offertbrief: „ . . . ich spreche Italienisch, Französisch, Russisch, Englisch . . .“ Wenn Frieda Schulze das schreibt, denkt man sich: Na, na! Es wird um diese Kenntnisse etwas lükenhaft bestellt sein! Wenn aber Cyprienne Voß das schreibt, und man betrachtet auf der Ansichtskarte ihre klugen Augen, ihre intelligente Stirn, ihren gewinnenden Gesichtsausdruck, so ist man überzeugt, daß Cyprienne die versprochenen Kenntnisse tatsächlich in weitestem Umfange besitzt.
Nur eines störte bei Cypriennes Offertbrief: während die anderen Bewerberinnen nur fünfundsiebzig bis höchstens neunzig Mark für den Monat beanspruchen, verlangt Cyprienne schlankweg hundertfünfzig Mark. Das ist beinahe das Doppelte . . . „Aber immerhin,“ sagt der Chef zum Prokuristen, „ein Mädchen, das so viele Sprachen spricht —!“ (Und er meint dabei in Wirklichkeit: „Ein Mädchen, das so hübsch ist wie dieses Bild —!“) Und der Prokurist antwortet: „Man muß sie jedenfalls einmal anhören, vielleicht läßt sie noch etwas nach —!“ (Und er meint dabei in Wirklichkeit: „Man muß sie jedenfalls einmal ansehen, sie ist vielleicht noch schöner als das Bild!“)
Mithin ist von allen Bewerberinnen die erste, die man zur persönlichen Vorstellung lädt: Cyprienne.
Man hat sie gebeten, um halb zwölf Uhr vormittags zu erscheinen.
Es wird dreiviertel zwölf, und sie ist noch nicht da.
Der Prokurist macht sich auffallend oft im Zimmer des Chefs zu tun, um zu sehen, ob sie nicht vielleicht schon bei dem drinnen sitzt . . .

Der Chef macht sich ebenso oft im Zimmer des Prokuristen zu tun. Man kann nie wissen . . .
Es wird halb eins, Cyprienne ist noch nicht da. Hat sie vielleicht inzwischen schon eine andere Stelle angenommen?
Oder hat sich vielleicht in den Einladungsbrief ein Fehler eingeschlichen? . . . Der Prokurist ist eben dabei, der Sicherheit halber im Kopierbuch die Kopie des Einladungsbriefes nachzulesen, da kommt der Chef herein: „Ach, äh, könnte ich vielleicht mal die Kopie des Einladungsbriefes sehen, den wir an Fräulein Cyprienne Voß geschrieben haben?“
Sogar den Namen hat er behalten . . .
Ein Uhr. Da bringt der Lehrling eine hochelegante, breite, lithographische Visitenkarte herein und meldet mit merklich beklommener Stimme: „Hier die Dame wünscht . . . wünscht ihre Aufwartung zu machen.“
Cyprienne schlüpft durch die Tür, die sie dabei nur zu einem Viertel öffnet. Cyprienne ist dunkel gekleidet, wie sich das für eine seriöse Bewerberin schickt. Marineblaues Kostüm, violettes Trotteurlüthen, schwarzer Schleier, lange, dunkle Boa. Cyprienne ist viel, viel schöner als ihr Bild; denn das Bild lebt nicht. Cyprienne dagegen! Bei jedem Wort, das man an sie richtet, oder das sie redet, sprechen ihre Augen, lächelt ihr Mund. Bei jedem Schritt, den sie tut, bei jeder Bewegung, die sie macht, zeigt sich eine neue graziöse Linie dieses schlanken und doch mit so reizvollen Rundlichkeiten ausgestatteten Mädchenkörpers.
„Ich komme etwas später, meine Herren, entschuldigen Sie das, bitte. Ich war mit einer größeren Arbeit beschäftigt, die ich nicht im Stiche lassen wollte.“
Also fleißig ist sie auch! O, dieses Wunder von einem Bureaufräulein! Eigentlich wollte der Chef ihr Vorwürfe machen, weil sie ihn anderthalb Stunden warten ließ. Aber in diesem Falle . . .
Eigentlich wollte der Prokurist ihr etwas von ihrem monatlich hundertfünfzig Mark abhandeln. Aber, wenn sie so fleißig ist . . .
Noch schwankt der Entschluß —
Da spielt Cyprienne ihren letzten Trumpf aus.
„Soll ich Ihnen vielleicht etwas zur Probe stenographieren, meine Herren? Dann müssen Sie aber gestatten, daß ich mir's etwas bequemer mache.“ Sie zieht ihre schwarzen Gaeéhandschuhe aus und zeigt schmale, weiße Hände, die von blauen Adern durchzogen sind, und deren Nägel spiegelblank manikürt sind. Sie legt mit ihren graziösesten Bewegungen die Boa ab — der Chef hilft dabei. Sie zieht das dunkelblaue Jackett aus und steht in einer meergrünen Seidenbluse da, die entzückende Formen ahnen läßt. Sie schlägt den Schleier zurück und verrät den verführerischen Glanz ihrer braunen, klugen Augen. Sie nimmt den kleinen Trotteurlhut herunter und offenbart die berückende Fülle gewellten Haars, das so schwarz ist, daß es beinahe ins Blaue schildert. Und nun sagt sie zum Chef: „Darf ich um einen Bleistift bitten?“
Man diktiert. Cyprienne stenographiert doppelt so schnell als der Chef, der sich von seinem Erstaunen noch nicht recht erholt hat, ihr diktieren kann.
Der Prokurist rafft sich auf: „Dürfen wir Sie bitten, Fräulein, jetzt das Stenogramm vorzulesen?“
Cyprienne liest. Flott. Ohne Anstoß. Ohne Zögern. Ohne Fehler.

Der Chef: „Fräulein, Sie sind engagiert. Am nächsten Ersten können Sie eintreten.“
Cyprienne: „Darf ich um eine kurze schriftliche Bestätigung bitten?“
Der Prokurist: „Die werden wir Ihnen noch heute zusenden.“
*
An: nächsten Ersten sind Chef und Prokurist auf fallend früh im Bureau.
Aber wer nicht kommt, ist Cyprienne.
Statt ihrer erscheint ein Rohrpostbrief.
Sie ist krank. Leidend. Nervös. Nur für einzelne Tage wird sie im Bureau sichtbar; und dann ist sie so blaß, so zart, so schonungsbedürftig; da unterhalten sich manchmal der Chef und der Prokurist viertelstundlang mit ihr und reden gütig auf sie ein: sie solle sich nur nicht überanstrengen.
Am letzten Tage des Monats kam sie sogar nur für eine einzige Stunde. Kaum hatte man ihr das Gehalt ausgezahlt, da wurde sie halb ohnmächtig; und es mußte eine Droschke geholt werden, mit der Cyprienne nach Hause fuhr.
*
. . . nach Hause?
Fuhr Cyprienne in jener Droschke wirklich nach Hause?
O nein!
Sie fuhr nach einem anderen Geschäft, wo sie ebenfalls als Stenotypistin mit hundertfünfzig Mark engagiert ist, wo sie ebenfalls nur für wenige Tage im Monat erscheint, blaß, nervös und leidend, wo sie ebenfalls für den Rest des Monats durch betrübliche Rohrpostbriefe vertreten wird, wo sie ebenfalls heute nur ihr Salär einkassierte und dann halb ohnmächtig von dannen fuhr.
Von dannen fuhr — nach ihrer dritten Stelle.
*
Freilich — länger als ein Vierteljahr glaubte kein Chef und kein Prokurist an diese Serie von Zufalls-möglichkeiten. Immer Krankheit . . . und immer Ohnmacht nach der Gehaltszahlung . . . und überhaupt: . . . wozu hat man eine so wunderhübsche Stenotypistin, wenn sie doch nie da ist?
„Divorçons!“ haben Sardou und de Najae ihr Cyprienne-Lustspiel betitelt. „Trennen wir uns!“
„Divorçons!“ Ins Bureau deutsche übertragen: „Kündigen wir!“ Kündigen wir dieser Cyprienne, die zwar durch ihre Schönheit glänzt, aber noch mehr durch ihre Abwesenheit.
*
Einmal erhielt Cyprienne an einem Tag drei Kündigungsbriefe von ihren sämtlichen drei Stellen.
Sie lächelte, verließ das Haus, kam am Abend wieder und hatte — drei neue Stellen.
Bei all' diesen drei Stellen findet Cyprienne noch Zeit, ihre kranke Mutter zu pflegen, die sie von dem dreitägigen Salär gut und kräftig ernährt. Wenn es nötig ist, wacht sie die ganze Nacht am Bette der Mutter; und sieht dann tagsüber so blaß aus, daß man ihr die eigene Krankheit gerne glaubt . . .
Ueber die rechtliche Seite macht sich Cyprienne keine Vorwürfe; sie sieht nicht ein, daß es strafbar ist, ein großes, reiches Geschäftshaus täglich um fünf Mark zu prellen, bloß damit man eine arme, kranke Frau pflegen kann . . .
Das sieht sie durchaus nicht ein . . .
O, die Frauen sind zu schlecht!
Nicht wahr?

Humoristisches

Sittliche Entrüstung. In Rorschach, dem bekannten Schweizer Bodenseestadt, ist eine Wirtschaft, die Münchener Kochelbräuber verzapft. Der Wirt hängt deshalb eine weißblaue Fahne heraus, auf welcher der Schmied von Kochel in der Mitte abgebildet war. Diese Fahne wurde von der Behörde beanstandet „wegen unästhetischer und lästiger Gründe“. Der Schmied von Kochel ist bekanntlich abgebildet als alter Mann in der kurzen Oberlanderweits mit nackten Knien und Fußknöcheln, außerdem hat er das Hemd an der Brust geöffnet. Und so was nennen die Schweizer unästhetisch!
Der leichtere „Casey?“ — „Ja, Mike.“ — „Angenommen, ich würde plötzlich ohnmächtig und du ständest neben mir mit einer vollen Flasche Whisky.“ . . . — „Das ist kaum möglich.“ — „Ich sage doch: angenommen. Würdest du mir die Flasche an den Mund setzen und mir Whisky eingießen, bis ich wieder zu Bewußtsein käme?“ — „Nein.“ — „Du herzloser Geselle.“ — „Das bin ich nicht, aber ich weiß einen besseren, sicheren und leichteren Weg: ich werde selbst die Flasche an den Mund setzen, und du wirst sehen, wie rasch du wieder zum Bewußtsein kommen wirst!“
Es gibt kein Wiedersehen. Ein Mann, der während seines ganzen Ehelebens unter dem Pantoffel seiner herrischen Gattin gestanden hatte, wurde an das Sterbelager seiner Frau gerufen — nach vierzig Jahren kam für ihn endlich die Stunde der Erlösung. „Dave, es geht mit mir zu Ende; che ich dich verlasse, muß ich dich noch eins fragen: werden wir uns im besseren Jenseits wiedersehen?“ — „Nein, liebe Nancy — wenigstens nicht, wenn ich's verhüten kann.“

Sprechende Banknoten.
Noch immer blüht der Bösen Werk,
Die das Papiergeld imitiern,
Drum ließ ein Erfindergeist
Sich diese Sache patentieren:
Wie es schon Ansichtskarten gibt,
Die für das Grammophon als Platten
Verwendbar sind, so geht das auch
Mit Noten sicher gut von statten.
Wird eine Ecke präpariert,
So kann man sie alsdann besprechen,
Und solche Note wird so leicht
Zu fälschen niemand sich errecken.
Denn kommt die Note an die Bank,
So legt man sie ins Grammophon rein,
Zu sehn, ob sie das Kennwort spricht,
Es schadet nichts, ist nicht der Ton rein.
Ach, wenn's erst solche Noten gibt,
Dann wird sich wohl der Wunsch gestalten,
Daß jede spräch: Auf Wiedersehn!
Und dann getreu auch Wort zu halten.
Piro.

Companhia Lithographica Hartmann-Reichenbach

Wir benachrichtigen unsere geschätzten Kunden, dass unsere Kollektion von **Kalender-Mustern** für 1914 vorliegt und entweder in der Rua dos Gusmões Nr. 93 besichtigt oder brieflich (Caixa Postal 351) erbeten werden kann. Alle Chromos sind sorgfältig ausgeführt und stehen den aus Europa importierten in nichts nach, sind jedoch billiger. Wiederverkäufer gewähren wir hohen Rabatt. Wir nehmen Bestellungen auf jedes Quantum entgegen und liefern die Kalender mit jeder gewünschten Reklame und mit den Abreißblocks.

Der neue **Stadtplan von São Paulo** ist ebenfalls fertiggestellt. Er umfasst das ganze Weichbild der Stadt mitsamt den Vororten, mit allen Strassen und den Strassenbahnen etc., auch den im Bau befindlichen, ausserdem ein vollständig alphabetisches Strassenverzeichnis

Wir nehmen Bestellungen auf lithographische Arbeiten aller Art an: **Geographische Karten, Plakate, Abreisskalender nach Spezialvorlage, Chromos für Webereien, Etiketten für Brauereien und anderen Industrien, Druckerarbeiten für Bureaus u. s. w.**

Die Firma überträgt Agenturen an allen Orten, wo sie noch nicht vertreten ist.

Geschieden.

Von A. C. E. Stuart.

Es dunkelte. Draußen wurden bereits die Laternen angezündet, und noch immer stand Hutten regungslos am Fenster und starrte hinaus auf die Straße, ohne das Leben und Treiben drunten zu gewahren, ohne zu beachten, daß sein Teewasser Kochte und brodelte.

Die Turmuhr schlug halb acht. Wie lange war's denn her, daß bei diesem Glockenschlage ein süßes Kinderstimmchen an sein Ohr geklungen war: „Vati, der Tee ist fertig!“ Und wenn er dann umgeschaut, hatte an dem einladend gedeckten Tische, hinter dem blitzenden Samovar, sein blondes Weib gesessen, und auf einem hohen Taburett neben seinem Lehnstuhl sein Töchterchen, die runden Aermchen auf die Tischplatte gelehnt, ein Dominospiel vor sich, seines Kommens geharrt. Das kleine Ding verstand zwar nichts von dem Spiel, aber was tat das? Mit Dominosteinen ließen sich allerhand Figuren legen, Türme, Brücken und Häuser bauen, kurzum, es gab mannigfache Arten des Dominospiels.

Mutti und Vati waren leider nicht glücklich. Sie hatten einander kennen und — wie sie wähten — lieben gelernt; doch wenn man erst verheiratet ist, pflegen sich so viel kleine Mißlichkeiten, Sorgen und Misere einzustellen, die, wenn die gegenseitige Neigung nicht sehr tief und wurzelfest ist, leicht zur gefährlichen Klippe werden können, an der schon so manches Eheglück zerschellt ist.

Hutten war anfangs so vollbefriedigt im Besitz seiner Thea gewesen, und diese hatte sich überaus glücklich an seiner Seite gefühlt. Doch ihr Glück war nur von kurzer Dauer. Hutten war sehr bald zu den Gewohnheiten seiner Junggesellentage zurückgekehrt und mehr im Klub als daheim gewesen.

Als all ihr Bemühen, ihm zu Hause festzuhalten, all ihre Bitten und Vorstellungen sich vergebens erwiesen, hatte sie es als ihr Recht begehrt und ihm schließlich mit Vorwürfen überhäuft. Doch je erbitterter sie sich zeigte, desto unempfindlicher wurde er, bis ihr Verhältnis schließlich eine vollständige Wandlung erfahren hatte.

Beide gingen nunmehr ihre eigenen Wege, sahen einander fast nur noch bei den Mahlzeiten und redeten wenig miteinander. Und dann kam es meist zu Vorwürfen, die stetig herber wurden, so daß Theas Familie sich schließlich ins Mittel legte und die Gatten zur Trennung bewog.

Beide sahen ein, daß es so besser war. Thea sollte mit ihrem Töchterchen in der Wohnung verbleiben, er in eine Nachbarstadt übersiedeln, woselbst er eine Anstellung gefunden hatte. Und während er, um sich an das Alleinsein zu gewöhnen, zunächst eine Zeitlang auf Reisen ging, packte Thea seine Sachen ein, brachte seine Wäsche in Ordnung und sandte alles ab.

Sie fühlte sich so kampfes müde, daß ihr Friede um jeden Preis als das wünschenswerteste erschien. Es war nun ein leeres Zimmer im Hause; — „das soll Gretel haben, wenn sie größer ist,“ dachte sie. Es war ein leerer Platz am Tische; — den würden ihre Schwestern und Freundinnen oftmals ausfüllen. Nur die Leere in ihrem Herzen wollte sich nicht ausfüllen lassen, und obwohl sie sich immer wieder sagte, „es ist besser so!“, preßte das Gefühl schmerzlichen Vermissens, das Heimweh nach dem Glück, das sie dereinst besitzen, ihr das Herz zusammen.

Den Gatten durch den Tod verlieren, ist wohl der schwerste Schlag, der ein liebendes Weib treffen kann; aber es liegt ein Trost in dem Gedanken, daß kein Kampf, kein Erdenleid fortan seine Ruhe stören, keine Sorge ihm mehr drücken kann. Doch

das Bewußtsein, den Gatten zum Teil durch eigene Schuld, durch Unachtsamkeit verloren, ihm sein häusliches Leben durch stete Vorwürfe vergällt, ihm, der durch Geduld und Nachsicht vielleicht noch zu bessern gewesen wäre, durch stolz zur Schau getragene Kälte sich völlig entfremdet zu haben, das ist wohl das bitterste Leid für ein Frauenherz.

Dennoch konnte Thea sich nicht entschließen, ihm einen Schritt entgegen zu tun, ihm die Hand zur Versöhnung zu bieten; aus Furcht, daß er sich einer Annäherung gegenüber vielleicht ablehnend verhalten könnte.

Als die Turmglocke verklungen war, wandte Hutten, der erst im Laufe dieses Tages von seiner Reise zurückgekehrt war, sich in das von tiefen Schatten erfüllte Zimmer zurück, zündete die Lampe an, goß sich eine Tasse Tee ein und ließ sich mit der Miene anscheinenden Behagens am Tische nieder.

Endlich würden nun wieder zwanglose, unbekümmerte Tage für ihn anbrechen. Er war ja frei, frei wie die Vögel in der Luft und konnte seine Zukunft ganz nach Belieben gestalten.

Doch das Jubilieren der Vögel des Himmels klingt echter, fröhlicher als das Pfeifen dieses Mannes, und der auf den Tisch getrommelte Marsch, der ein Triumphlied auf die Freiheit bedeuten sollte, gelangweilt erhob er sich schließlich, um einen Brief an seinen Bruder zu schreiben.

Er ging mit der Lampe zum Schreibtisch und erschloß eine Lade desselben. Doch infolge des Umzuges lag natürlich nichts an seinem richtigen Platz. Das Postpapier war gewiß in der anderen Lade. Doch vergebens suchte er diese zu öffnen. Unwillig riß und rüttelte er daran, bis die Lade infolge eines jähen Ruckes plötzlich nachgab und ihr Inhalt zu seinen Füßen niederfiel.

Er bückte sich, um die verstreuten Gegenstände aufzuheben. Dabei berührte seine Stirn etwas Weiches, das auf dem Rande seines Schreibtisches lag. Unwillkürlich hob er den Kopf, langte nachdenklich darauf hin.

Es war ein kleines Knäuel hellblauer Wolle, wovon Thea am letzten Abend ihres Beisammensins ein Jäckchen für Gretel gestrickt hatte. Durch Zufall unter seine Papiere geraten, war es zwischen den Fugen der Lade eingeklemmt worden.

Hutten wand ein Ende des Fadens ab und ließ ihn sinnend durch die Finger gleiten.

Wie deutlich jener Abend plötzlich vor seiner Seele stand: — die blonden Häupter von Weib und Kind im warmen Schein der mit rosigem Schleier verhüllten Lampe, das trauliche, von Blumenduft erfüllte Gemach, der einladende Teetisch mit den Zeitschriften und dem blitzenden Rauchservice vor seinem Platz — alles wie immer, nun aber von so eigenem wehmütigen Reiz umflossen. Nun er im Begriff stand, es zu verlieren, begann der Zauber trauriger Häuslichkeit, den er bisher so wenig zu schätzen gewußt hatte, seine Macht auf ihn zu üben, ihn wie mit magischen Fäden zu umspinnen. Nun erst — hart am Scheidewege — kam ihm die Erkenntnis dessen, was er besessen und — verscherzt hatte.

Selbst sein Kind sollte ihm nur selten und stets nur auf kurze Zeit gehören. Und wenn es kam und über seine Mutter schwierte, würde er dann nicht mit abgewendetem Gesicht fragen: „Und . . . wie geht es daheim?“ Und wenn es zurückkehrte, würde Thea dann nicht mit bebenden Lippen sprechen: „Wie sah Papa aus, Gretel?“ Lauteten die Berichte günstig, so würden Vater und Mutter seufzend schweigen, und klangen sie trübe, so würde sie vielleicht fragen: „Habt ihr kein Wort über mich gesprochen? Und hast du ihm beim Abschied auch einen herzlichen Kuß gegeben?“ Und er: „Hat dir

Mutter auch gesagt, daß . . . du mußt immer recht lieb gegen sie sein, Kind?“

Seufzend strich der einsame Mann über seine Stirn. Noch nie hatte er die Leere um ihn her so schmerzlich empfunden. So lange sie die Seine gewesen, hatte er nicht gewußt, wie lieb sein schönes, blondes Weib ihm war.

Er sah sie wieder vor sich, wie er sie zuerst gesehen, bei einer Maifeier im Walde, in weißen Gewande, einen duftigen Blütenkranz im Haar, hold, herzlich, lenzefrisch. Er gedachte der jubelnden Seligkeit jenes Augenblicks, als er sie zum ersten Male im Arm gehalten, ihre Lippen sich zum ersten Kuß gefunden hatten. Er sah den Blick innigen, gläubigen Vertrauens, womit sie ihre Hand vor dem Altar in die seine gelegt hatte.

Hatte er sich dieses Vertrauens würdig erwiesen? . . . Die spärlich gefüllte Lampe, die ohne daß er es merkte, dem Ausgehen nahe gewesen, verlösch plötzlich.

Wie aus tiefem Traume erwachend, schaute er um sich. Wie kalt, wie leer und öde das nur von dem matten Schein einer Straßenlaterne erhellte Zimmer ihm plötzlich erschien, so kalt und leer wie seine Zukunft.

Plötzlich richtete er sich entschlossen auf, warf, zum Fenster tretend, einen Blick auf seine Uhr, nahm Hut und Mantel und eilte hinaus.

Es zog ihn zu ihr, die einst sein Trost, seine Zuflucht, sein alles zu sein gelobt hatte. Er wollte das Haus sehen, das einst sein Heim gewesen, einen Strahl des Lichtes aufsaugen, das Weib und Kind beschien, und, wenn irgend möglich, den süßen Laut von Gretels Stimme hören.

Kurz vor Abgang des Zuges langte er auf dem Bahnhof an und war eine halbe Stunde später am Ziel.

Scheu wie ein Dieb eilte er, um keinem Bekannten zu begegnen, durch Hinterstraßen seinem ehemaligen Hause zu.

Aus den Fenstern des im Hochparterre gelegenen Wohnzimmers schimmerte ihm Licht entgegen. Auf einem Mauervorsprunge stehend, spähte er durch die Spalten der Jalousie.

Drinnen saß Thea, die Wangen an das Köpfchen des auf ihrem Schoße sitzenden Kindes geschmiegt. Doch das Geplauder der Kleinen schien sie nicht zu ergötzen. Tränen schimmerten in ihren Augen und die früher so rosigen Wangen waren schmal und blaß.

Ihre schneidenden Bemerkungen und bitteren Vorwürfe waren plötzlich vergessen. Er sah nur das Liebste vor sich, was er auf Erden besaß, und ein heißes Verlangen überkam ihn, Theas Wangen wieder an der seinen und Gretels Aermchen um seinen Hals zu fassen.

Aber er war ja ausgeschlossen aus ihrer Gemeinschaft, sie waren ja geschieden, getrennt für allezeit! „Herrje, der gnädige Herr! Und so spät am Abend!“ ertönte gleich darauf die Stimme des dienstbaren Geistes.

Wortlos eilte er an dem erstaunten Mädchen vorbei zum Wohnzimmer.

Bei seinem Eintritt blickte Thea auf. Ein Freudenslaut brach von ihren Lippen. Und ehe sie wußte, wie es geschehen, lag sie in seinen Armen. Was beide damals gesagt und getan, wußten sie später selbst nicht, sie wußten nur, daß sie noch nie so tief und intensiv empfunden hatten, wie sehr sie einander liebten.

Auch Gretel, die sich jubelnd an die Eltern schmiegte, wurde geliebt und durfte heute weit über ihre Zeit aufbleiben.

Als sie zu Bette gebracht worden, saßen Mann und Frau schweigend beisammen. Ihre Herzen waren so voll, um Worte zu finden.

„Sag', Thea, warum warst du so traurig, als ich vorhin durchs Fenster sah?“ brach er endlich das Schweigen.

„Weil . . .“ Sie zögerte.

„Nun?“

„Weil Gretel so lieb und herzlich war und du sie nicht sehen konntest . . .“

Sie haben keine Gelöbnisse ausgetauscht und sind doch glücklich geworden.

Wie einen kostbaren Schatz hütet und bewahrt Hutten das Knäulehen blauer Wolle, den Ariadnefaden, der ihn aus dem Labyrinth menschlicher Irrungen heimgeführt hat. Doch noch viel sorglicher hegen und hüten sie beide den um ein Haar verlorenen Schatz ihres häuslichen Glückes.

Kunst und Wissenschaft

Eine Million für einen Rembrandt. In der Auktion der Steengratschen Kollektion in Paris erreichte das Gemälde „Bethsabe“ von Rembrandt den Preis von einer Million Franken. Das erste Angebot waren 500.000 Franken, das zweite 600.000; dann begann ein heißer Kampf, der aber nicht lange dauerte, da schließlich nur zwei Bewerber die Herren Wildenstein und Douveen aus London, als Bieter blieben, die sich stets um hunderttausend Franken steigerten. Endlich blieb der Bildhändler Douveen Sieger, indem er das Gemälde, wie erwähnt, um eine Million zugesprochen erhielt. Dieses Bild hat seine Schicksale. 1781 war sein Verkaufspreis in Paris 1200 Franken. Steingracht selbst erwarb es 1841 um 7800 Franken. Diese Summe hat sich also nicht übel verzinst. Ein anderes Gemälde der Sammlung von Steingracht, die „Tabagie“ von Bouwer, wurde um 426.000 Franken zugeschlagen. Das Ergebnis des Tages bezifferte sich auf mehr als vier Millionen Franken.

Die Wiege der Himmelskunde. Daß der früheste Ursprung der Himmelskunde im alten Babylon zu finden ist, hat sich durch die neuen Ausgrabungen bestätigt. Auf Denkmälern, die rund 6000 Jahre alt sind, hat sich ein eigentümliches astronomisches Symbol gefunden, das als Sterntrias bezeichnet worden ist. Der bekannte Astronom Maunder von der Sternwarte in Greenwich erklärt dieses dreifache Zeichen durch die Annahme, daß der Anfang des Jahres von den alten Babyloniern durch eine Konstellation zwischen Neumond und den Zwillingsternen Kastor und Pollux bestimmt wurde. Wenn diese Verbindung am ersten oder zweiten Tag des Jahres eintrat, wurde dies zu zwölf Monaten gerechnet; fiel sie auf den dritten Tag, so wurde ein Monat zugesetzt. Die Sternbilder wurden um 2700 v. Chr. „erfunden“, der Tierkreis erst zwei Jahrtausende später.

Neue Fortschritte der Chirurgie. In der letzten Wiener medizinischen Wochenschrift erschien eine Arbeit des Wiener Arztes Dr. Ernst Eitner über kosmetische Operationen, aus der hervorgeht, daß es neuerer Zeit gelingt, ganze Gesichtsteile zu verändern, ohne dabei eine sichtbare Narbe zu setzen, indem der Eingriff von innen vorgenommen wird. Auf diese Weise werden ungeschöng geformte Nasen umgebaut, abstehende Ohren zurückgelegt oder verkleinert, Lippen verschönert und so manches andere repariert und korrigiert. Die Eingriffe sind verhältnismäßig leichter Natur, werden ambulatorisch vorgenommen und ohne Narkose, nur durch lokale Kokainanwendung schmerzfrei gemacht. Die Heilung erfordert 8 bis 10 Tage.

„Grosser Kaiser Franz Joseph...“

Eine japanische Reminiszenz
von Dick Herbert.

Von Kobe aus, wo unser Schiff vor Anker lag, brachte uns der Morgeneilzug nach Osaka. In dieser geschäftigsten Stadt im Reiche des Mikado war kürzlich die erste internationale Ausstellung (1903) eröffnet worden und ein mehrtägiger Urlaub ermöglichte es uns, die in internationaler Hinsicht überaus interessante und reichhaltige Schau gründlich zu durchgehen.

Um mit der Besichtigung gleich nach unserem Eintreffen beginnen zu können, nahmen wir das Frühstück im Speisewagen des Zuges ein. Mit drei schmackhaft zubereiteten Beefsteaks per Mann waren wir auf ein paar Stunden hinaus gesättigt. Sapporito, wird man sagen, was sind das für Leute, die einen so fürchterlichen Appetit beim Frühstück schon entwickeln! — Nun, im allgemeinen waren wir recht bescheidene Esser, doch mit einer einzelnen dieser Miniaturplatten, wie sie in den japanischen Speisesälen serviert werden, könnte man kaum den Hunger eines zweijährigen Kindes stillen; so winzig sind da die Portionen. Dafür sind aber die Preise dort, daß man auch ein Dutzend der erwähnten Beefsteaks verzehren kann, ohne tiefer in den Sack greifen zu müssen, als im Augenblicke, da im Speisewagen europäischer Schnellzüge die Rechnung für einen bescheidenen Imbiß vom fahrenden Ober mit hoheitsvoller Geberde auf den Tisch fallen gelassen wird.

Je näher unser Zug zur großen Handelsstadt kam, desto dichter wurden die Spaliere der Reklametafeln, die größtenteils auf die Ausstellung Bezug hatten, und desto mehr wurden von ihnen die üppigen Vegetationsbilder verdeckt, die nirgends so wie in Japan das Auge erfreuen. Doch auch die japanischen Reklametafeln sind schenswerter als unsere und gewiß stimmen sie heiterer als beispielsweise jene in der Baumleile Wiens, weil da die meisten Grabsteine anpreisen.

Hunderte von Eingeborenen hatte unser Zug mit nach Osaka gebracht, und als er im Bahnhof hielt, leerte er sich fast ganz. Ohne Hast, ohne Gedränge, bewegte sich der Menschenstrom zum Ausgange, und wären die Bretchenpantoffeln an den Füßen der Einheimischen nicht gewesen, so würde auch kein Geräusch hörbar gewesen sein; so aber verursachte das Getrippel mit den hölzernen Sandalen eine Musik, als ob unzählige harmonisch abgestimmte Osterratschen gleichzeitig sanft gedreht würden.

Vom Bahnhofe führte unser Weg durch die belebteste Straße Osakas. Kilometerweit ist sie und schmergerade. In den Erdgeschosses der durchwegs niederen Häuser sind Geschäftsläden aufgeschlagen und Flaggen und Wimpel wehen von diesen quer über die Straße, an deren Ende sich ein weiter Platz öffnet, worauf die Ausstellungsgebäude in einem eingefriedeten, sehr ausgedehnten Raume standen, alle in einem Stil erbaut, der jenem der letzten Pariser Ausstellung abgelauscht war und blendend weiß glänzte.

Oesterreich-Ungarn hatte sich einen recht netten Pavillon zur Unterbringung seiner Erzeugnisse erbaut. Nicht nur Ledergalanteriewaren und Parfümerien, auch die Produkte unserer Maschinenfabriken fanden bei den Japanern gebührenden Anklang und

Absatz. Eine von einer Teplitzer Firma ausgestellte Feuerlöschspritze beteiligte sich an einem Wett-spritzen, welches der Magistrat von Tokio angeregt hatte, und erzielte unter den vielen Konkurrenten die beste Leistung, worauf sie vom Magistrat für die Feuerwehrbrigade von Tokio angeschafft wurde.

Der größte Raum des österreichisch-ungarischen Pavillons war als Repräsentationsraum ausgestattet. Thonet'sche Möbel und Wiener Stoffe schmückten den Saal, die später alle vom Mikado angekauft wurden. An einer Schmalseite des Raumes hing ein überlebensgroßes Porträt des österreichischen Kaisers in breitem Goldrahmen.

Nach einem Streifzug durch die sehenswertesten Hallen der Ausstellung, den wir zu unserer Orientierung unternommen hatten, schlenderten wir durch die Parkanlagen, die in reichster Blütenpracht die weißschimmernden Gebäude umgaben. Militärkapellen konzertierten in den Kiosken, und unter dem vielen Volk in geblühter Nationaltracht und in europäischer Kleidung bewegten sich auch zahlreiche Knaben in der Uniform der japanischen Militärschule. Verwundert blieben wir stehen, als uns zwei solcher Dreikäsehoche im dunklen Waffenrock mit hochrotem Kragen und breitrandiger Tellermütze, die geraume Zeit hinter uns hergeschritten waren, uns nach artigster Begrüßung deutsch ansprachen und den Wunsch äußerten, wir mögen sie auf eine Weise in unsere Gesellschaft nehmen, damit sie im Anhören unserer Gespräche sich die Aussprache der bereits erlernten deutschen Wörter besser einprägen könnten. Gerne erfüllten wir die Bitte der wissenschaftlichen Knaben und erinnerten uns bei dieser Gelegenheit an einen Besuch der großen Schiffswerfte in Nagasaki. Dort sahen wir in der Lehrlingschule Knaben vor der Tafel stehen, auf der komplizierte quadratische Gleichungen standen, die von ihnen in der kniffligsten Weise gelöst wurden.

Als wir im eifrigen Gespräche mit den Jungens um dem Pavillon näherten, von dem herab unsere Handelsflagge wehte, merkten wir vor demselben eine größere Menschenmenge, die auf etwas zu warten schien. Unsere Schiffsmusik war auch mit von Kobe gekommen und spielte einen flotten Walzer, als wir eintraten, um im Repräsentationsraum etwas auszuruhn. Hier erfuhren wir, daß der Kaiser und die Kaiserin in der Ausstellung seien und ihr Besuch in der österreichisch-ungarischen Abteilung gewärtig werde. Es dauerte nicht lange und die Majestäten schritten, gefolgt von ihrem Hofstaate, über die Schwelle des großen Saales, während die Menge außen in Banzairufe ausbrach und die Schiffsmusik die langgedehnte, schwermütige japanische Hymne intonierte, deren Schluß wie abgebrochen klingt.

Nach der Begrüßung des Monarchen, der die japanische Generalsuniform trug, und seiner in elegantester Pariser Toilette gekleideten Gemahlin durch die Vertreter unserer Ausstellung erkundigte sich der Mikado in französischer Sprache über die Firmen, die den Pavillon besichtigt hatten. Dann schweifte sein Blick über den Saal. Als er des Kaiserportraits ansichtig wurde, reckte sich seine gedrungene Gestalt, und mit einigen raschen Schritten knapp an dasselbe herantretend, leistete der Mikado dem Bilde strammen militärischen Gruß, der über eine Minute währte. Die Kaiserin war ihrem Gemahl gefolgt und bezeugte durch eine tiefe Verbeugung vor dem Bilde ihre Ehrfurcht für Kaiser Franz Joseph. Man merkte es dem Herrscherpaare

an, mit welcher Innigkeit es in der Zeit der Begrüßung an die Person unseres Kaisers dachte.

Unsere Freunde, die kleinen Kadetten, waren dem Beispiele ihres obersten Kriegshornn gefolgt. „Großer Kaiser Franz Joseph, großer Kaiser Mutsuhito, gute Kaiser, gute Freunde,“ sagte der jüngste unter ihnen, als seine Hand vom Kappenrand heruntersauste.

Das Blut.

Von jeher lebt in der Menschheit der Glaube, daß das Blut der Träger von Leben, Seele, Kraft, Gesundheit und Persönlichkeit sei. Wenn der wilde Kannibale seinen Feind besiegt, trinkt er zuerst sein Blut — im Glauben, daß er damit die Kraft des Besiegten seinem Körper übergeben würde. Fast jedes Volk hat seine besonderen Sagen von der Heilwirkung des „unschuldigen Blutes“, von den blut-saugenden Vampiren“ etc. Nach und nach, je mehr die Menschheit sich vom blinden Aberglauben zu wissenschaftlicher Klarheit vorgerungen hat, hat das Blut den Charakter des mystischen Rätsels verloren und ist allmählich zu einem rein wissenschaftlichen Rätsel, zu einem Problem der Physiologie und Chemie, der Medizin und Hygiene umgewandelt worden.

Zunächst ist das Blut schon seiner Masse nach eines der wichtigsten Bestandteile des menschlichen Körpers. Nicht weniger als ein Dreizehntel des Gesamtgewichts des menschlichen Körpers fällt auf das Blut. Ein normaler erwachsener Mensch hat im Durchschnitt etwa zehn Pfund Blut. Diese ungeheure Menge Flüssigkeit fließt in einem System von Blutgefäßen, die gleich Kanälen in unzähligen Verzweigungen und Verästelungen über den ganzen Körper verbreitet sind. Das Herz ist das Reservoir, in dem sich all die Kanäle des Blutlaufes sammeln.

Das Blut enthält alle Bestandteile, aus denen sich unser Organismus aufbaut. Aus zwei verschiedenen Stellen des Körpers entnommen, hat das Blut nie absolut dieselbe Zusammensetzung. Das helle Blut, das in den Arterien vom Herzen fließt, ist reich an Sauerstoff als das etwas dunklere venöse Blut, das in den Venen von den verschiedensten Teilen des Körpers nach dem Herzen zurückkehrt, um hier durch die eingeatmete Luft, oder eigentlich durch den Sauerstoff, erfrischt zu werden.

Betrachtet man ein Tröpfchen Blut unter dem Mikroskop bei etwa 500facher Vergrößerung, so erscheint das Blut als farblose Flüssigkeit, in der zahllose kleine Körperchen, die sogenannten Blutkörperchen, herumschwimmen: rote und weiße. Die roten Blutkörperchen haben die Gestalt von winzigen Scheibchen oder Plättchen. Sehr häufig liegen sie übereinandergeschichtet — ganz so wie die Münzen in einer Geldrolle.

Einzeln betrachtet, erscheinen die Blutkörperchen dem Auge grünlich-gelb, erst in Schichten machen sie den Eindruck von Rot. Von diesen Blutkörperchen rührt die rote Färbung des Blutes her.

Aber nicht nur die bekannte rote Farbe verleihen diese Art Blutkörperchen dem Blut, sondern sie spielen überhaupt eine außerordentlich wichtige Rolle: sie sind es, die die Neubelebung des Blutes in jedem Augenblicke der Atmung vermitteln, d. h. sie nehmen den Sauerstoff auf und tragen ihn nach allen Teilen des Körpers. Wie ungemein klein die

Blutkörperchen sind, geht am deutlichsten daraus hervor, daß in einem einzigen Kubikzentimeter Menschenblut 4—5 Millionen rote Blutkörperchen vorhanden sind.

Uebrigens schwankt die Zahl der roten Blutkörperchen im gesunden und kranken Zustande ganz erheblich. Die Medizin bedient sich besonders konstruierter Zählapparate, um jedesmal diese Anzahl genau festzustellen.

Die weißen Blutkörperchen (Leukoeyten) sind etwas größer als die roten. Unter normalen Verhältnissen kommt auf je 500—700 rote Blutkörperchen je ein weißes, jedoch bei Krankheiten vermehren sich die weißen, so daß schon auf je 10—20 rote Körperchen ein weißes kommt.

Der Bau der weißen Blutkörperchen ist viel komplizierter als der der roten. Die Leukoeyten haben eine feine Hülle und einen Kern. Sie verändern fortwährend ihre Gestalt, indem sie die Fortsätze hinausziehen und mit ihrem ganzen Leibe den Fortsätzen nachfließen. Auf diese Weise bewegen sich die Leukoeyten fort. Unter gewissen Umständen fließen sie sogar durch die Wände der Blutgefäße durch und erscheinen an unerwünschten Stellen als sogenannte Wander- oder Eiterzellen. Der Name deutet ihre schädliche Wirkung an.

Läßt man frisch aus der Ader entnommenes Blut einige Minuten ruhig stehen, so gerinnt es, d. h. wird von der Oberfläche aus immer fester und zäher. Nach etwa 12 bis 40 Stunden endlich teilt sich das Blut in zwei Bestandteile: den festen Blutkuchen und das sogenannte Blutwasser oder Serum. Abgesehen von allen anderen Eigentümlichkeiten des Blutes hat das Serum die Besonderheit, daß bei nahe miteinander verwandten Tieren, z. B. Pferd und Esel, Hase und Kaninchen, das Serum gleiche Eigenschaften hat. Diese Eigenschaft des Serums nennt man „Blutsverwandtschaft“, eine Erscheinung, die wiederum vom geheimnisvollen Wesen des Blutes spricht. Alles in allem kann man nur Goethes Ausspruch im „Faust“ wiederholen: „Blut ist ein ganz besonderer Saft!“

Vinetaglocken

Sie locken und läuten durchs Leben,
Sie singen im Frührot schon
Und machen das Herz erbeben
Mit freudsam schwingendem Ton ...

Das Läuten — du hörst es ja immer,
Es treibt dich in Sehnsucht fort:
Einst winkt dir im goldenen Schimmer
Der leuchtende Wunderhort.“ ...

Und immer täuscht dich der Glimmer,
Der Tiefe gleißender Blick,
Du weißt: wo du nicht bist — immer
Dort glastet und glänzt das Glück ...

Sie läuten durchs Leben und locken
Und läuten: „Du, such nur, such!“ —
Die alten Vinetaglocken
Nach maltem Menschenfluch ...

Eugen Stangen.

Photographia Quaas

Gegründet 1895

Rua das Palmeiras 59 S. PAULO Telephon Nr. 1280

Prämiert mit der goldenen Medaille, Rio de Janeiro 1908 und silbernen Medaille, Turin 1911

Spezialität des Hauses: Vergrößerungen in Aquarell, Pastell
sowie die bekannten Photo-Oel-Portraits auf Leinwand

Allermodernste Prozesse: Sepiatyp-Druck in Whatman-Manier
Photographien auf Seide, Leinen und Porzellan.
Gruppen- und Heim-Aufnahmen

Ansichten u. Interieurs von industriellen Etablissements u. Fabriken

Diapositive (Diaphane Fensterbilder)

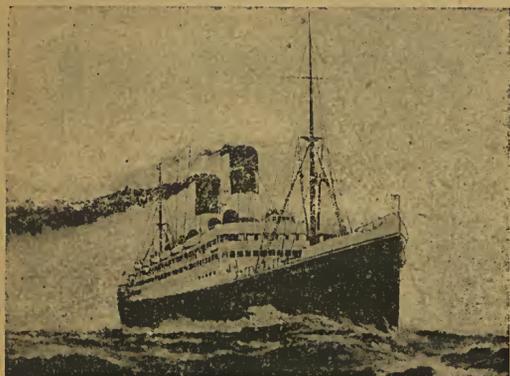
Plastische Bilder in Hoch-Relief

Rua das Palmeiras 59



Rua das Palmeiras 59

Austro Americana Dampfschiffahrts-Gesellschaft in Triest



D. S. Schnelldampfer „Kaiser Franz Joseph I.“

Regelmässige Dampfer-Verbindung
zwischen
Triest, Rio de Janeiro, Santos und Buenos Aires
unter Berührung von **Las Palmas, Barcelona und Neapel**

— Drahtlose Telegraphie an Bord aller Dampfer —

Nächste Abfahrten von Santos nach Europa;

Sofia Hohenberg	3. September
Laura	11. September
Atlanta	1. Oktober (Genua)
Francesca	15. Oktober
Columbia	29. Oktober
Laura	13. November
Kaiser Franz Joseph I.	24. November

Nächste Abfahrten von Santos nach La Plata:

Laura	27. August
Atlanta	13. September
Francesca	27. September
Columbia	11. Oktober
Laura	29. Oktober
Sophia Hohenberg	8. November
Kaiser Franz Joseph I.	14. November (v. Rio)

Weitere Auskünfte erteilen:

die General-Agenten **ROMBAUER & Co.**

RIO DE JANEIRO:
Rua Visconde Inhauma Nr. 84 — Caixa 362

SANTOS:
Rua Augusto Severo Nr. 7 — Caixa 203

SÃO PAULO:
GIORDANO & Co.
Nr. 1, Largo do Thesouro Nr. 1.

Aus dem Seelenleben des Kindes.

Der Dichter vergleicht die Seele einem weiten Lande, und schließlich ist es ja von jeher die Aufgabe der Dichter gewesen, den Pfaden, die durch dieses Land führen, nachzuspüren. Ein Teil dieses unendlichen Gebietes ist aber bisher nur wenig erforscht, weil sich die Wissenschaft seiner erst vor nicht langer Zeit angenommen hat: die Seele des Kindes. Darüber allerdings ist man längst hinaus, die Kinderpsychik etwa für einen heiteren, sonnigen Wiesenplan zu halten, sondern man weiß, daß es auch hier schon Abgründe und dunkle Geheimnisse gibt. Emsig werden daher Beobachtungen aus dem täglichen Leben, aus der Kriminalistik und aus der Wissenschaft zusammengetragen, die Aufschluß über das seelische Leben des Kindes zu geben vermögen. Ein monumentales Werk „Das Kind, sein Wesen und seine Entartungen“ (verlegt bei Dr. P. Langenscheidt in Berlin) hat auf diesem Gebiete der reichsdeutsche Staatsanwalt Dr. Erich Wulffen geschaffen, der sich durch seine verschiedenen Studien auf anderen, weniger bekannten psychologischen Gebieten längst einen hochgeachteten Namen in der Welt der Kriminalisten und der Gelehrten gemacht hat. Seiner Erfahrung nach können die angeborenen schädlichen Eigenschaften im Charakter des Kindes nicht ausgerottet werden, aber gegen sie können die besseren und guten Eigenschaften, die fast immer zu finden sind, mobil gemacht werden. Das Bessere und Gute im Charakter ist lebendig zu machen, dann schwächt sich das Minderwertige und Schlechte von selbst ab. Bekannt und interessant sind ja die vielfältigen Experimente, die man schon in Schulen zum Zwecke der Ergründung des Charakters der Kleinen gemacht hat.

Die Ideale der Kinder hat ein belgisches Schul-experiment mit 800 Genter Schulkindern im Alter von sieben bis sechzehn Jahren zu prüfen gesucht. Ohne Vorbereitung hatten sie schriftlich die Frage zu beantworten: „Welcher Person aus euren Studien oder aus eurem Umgang möchtet ihr gleichen?“ Das Kind im Alter von sieben Jahren sieht im allgemeinen in Vater oder in der Mutter sein Ideal, während von den Neunjährigen 80 Prozent schon Kritik üben und unter den Dreizehnjährigen sich nur noch ein Kind befand, das an diesem Ideal festhielt. Ueberraschend war die Tatsache, daß die Mädchen, nur mit wenigen Ausnahmen von sieben bis dreizehn Jahren, ihr Ideal im andern Geschlecht suchten, während die Knaben die Zahl der Ideale weiblichen Geschlechts nur im achten und neunten Jahr noch 10 Prozent betrug und vom zwölften Jahr ab auf Null sank. Körperliche Eigenschaften der Helden spielten bei den Mädchen eine große Rolle, Charaktereigenschaften wurden aber von den Mädchen viel höher eingeschätzt als von den Knaben. — In Angoulême (Frankreich) wurde den Schülerinnen der Volksschule, um den Grad ihrer sittlichen Reife zu erkennen, folgende Prüfungsarbeit gegeben: „Du gehst mit einer Freundin auf dem Jahrmarkt spazieren. Du hast nicht einen Sou in der Tasche, denn deine Eltern sind arm. Plötzlich findest ein Portemonnaie mit einem schönen Fünf-Frank-Stück. Gib an, was du damit tun wirst.“ An der Prüfung nahmen 111 Schülerinnen teil, 81 aus Kongregationsschulen (von Geistlichen geleitet) und

30 aus Laienschulen. Von den letzten waren sich 23 bewußt, daß sie eine strafbare Handlung begehen würden, wenn sie das Geld behielten, die anderen sieben wollten sich Spielzeug oder Bonbons kaufen. Von den Schülerinnen der Kongregationsschulen wollten nur 30, daß sie den Fundgegenstand nicht behalten durften, die anderen 51 amüsierten sich in aller Gewissensruhe für das Geld auf dem Jahrmarkt, machten Einkäufe, fuhren Karussell usw. Ein kleines Mädchen wollte das Geld seinen Eltern geben, „welche sich damit mehrere gute Mahlzeiten bereiten würden, während es der Verlierer möglicherweise vergeudet haben würde, hätte man es ihm zurückgegeben.“ — Dieses französische Beispiel wurde auch den Schülerinnen der obersten Klasse einer Berliner Gemeindeschule vorgelegt. In derselben Klasse entschieden sich 27 von 28 Schülerinnen für die Rückgabe des Geldes. In der ersten Klasse wollten von 41 Schülerinnen nur 13 den Fund zurückerstatten. Also von 69 Kindern wollten im ganzen 40 das Geld zurückerstatten, 29 es behalten.

Einen noch tieferen Einblick in das Seelenleben des Kindes gewähren die Beweggründe, aus welchen sich jugendliche Selbstmörder das Leben nehmen. Nach Oettingen haben Kinder unter fünfzehn Jahren, wenn sie zum Selbstmorde schreiten, die Neigung sich zu erhängen, während Mädchen sich eher ertränken. Die Selbstmorde der Kinder wie der Erwachsenen steigern sich mit der Kulturhöhe. Die Kinderselbstmorde kommen in allen Gesellschaftsklassen vor. Ein starkes Kontingent der Kinderselbstmorde geht auf Furcht vor Strafe, zumal in der Schule zurück. Dabei sind die Volksschulen ungleich höher (mit einem Viertel aller) als die höheren Schulen beteiligt. Als Ursache der jugendlichen Selbstmorde wird von einem bekannten Fachmann auch die stark gesunkene Achtung vor der Autorität angenommen. Das Kind hört schon zeitig abfällige Urteile über Menschen und Institutionen. Der realpolitische Grundzug, der durch unser modernes Leben geht, würde dann noch mehr niederreißen, als daß er aufbaut. Der Pessimismus ist stark verbreitet. Ein evangelischer Schriftsteller gibt selbst zu, daß die schlimmsten Fälle von Selbstmorden evangelische Anstalten treffen, weil die katholische Kirche den Selbstmord klarer und deutlicher als Sünde bezeichne. Die heutige Erziehung führt aber auch zu einer gewissen Verweichlichung. Die Kinder werden bei reich und arm verzärtelt, erzogen als früher. Das Kind wird teilweise in übertriebener Weise in Schutz genommen und hört zu Hause zu oft, daß sich die Schule an ihm verstößt. „Lerne gehorchen“ schrieb Zelter ins Stammbuch von Goethes Enkel.

Der Handschuh

Unsere Leserinnen dürften einige kurze Andeutungen über die Geschichte des Handschuhs interessieren. Schon in der Bibel wird der Handschuh erwähnt; in der Tat scheint der Handschuh bei den alten Israeliten zu einer Standestracht gehört zu haben. Auch Homer erwähnt die Handschuhe. Die härenen Handschuhe der alten Perser erwähnt Xenophon in seiner Kyropädie. Die Römer trugen wahrscheinlich ziemlich allgemein Hand-

schuhe, sobald es nur die Umstände wünschenswert erscheinen ließen. Im vierten Jahrhundert werden die Handschuhe unter den Folterinstrumenten angeführt. Aber im Mittelalter wurden Handschuhe auch häufig mit Stückerien und Perlen an den Fingerwurzeln und am Handgelenk besetzt.

Immer wurde der Handschuh zu einem Symbol. Wenn ein Fürst sieht einem anderen unterworfen erklärte, schickte er ihm seinen Handschuh. In Frankreich wurden bei der Krönung der Könige die Handschuhe besonders eingeseget.

Unter den Normannen und Plantagenets waren die Handschuhe geradezu Teile der königlichen Gewalt. Märkte wurden unter dem Schutze der Handschuhe des Königs eingerichtet, Strafen beim Handschuh des Königs verhängt. Als Karl V. den König von England herausfordern wollte, ließ er ihm seinen Handschuh durch einen Küchenjungen vor die Füße werfen.

Es ist nach alledem nicht zu verwundern, wenn die Handschuhe immer kostbarer und zum Teil wirkliche Kunstwerke wurden, wie die der Königin Elisabeth von England und der Maria Stuart.

Von der Zeit der Königin Elisabeth an kamen die parfümierten Handschuhe auf. Shakespeare läßt Antolycus sagen: „gloves, sweet as damask roses“ (Handschuhe, so süß wie die Rosen von Damaskus). Der Dichter Howell (17. Jahrhundert) schreibt: „In Kairo sei die Luft, wenn Südwind, so süß, wie ein parfümierter spanischer Handschuh.“ Interesse bietet es, zu wissen, woher sich diese Sitte, die Handschuhe zu parfümieren, ursprünglich herschrieb. Der Doge Seivo von Venedig heiratete 1071 Constantine Duca, welche vom Orient die orientalischen Sitten und so auch den parfümierten Handschuh mitbrachte. Von ihr sagte man, wie von Kleopatra, daß sie mit ihren Wohlgerüchen die Winde liebeskrank machte.

Auch das Leder wurde immer feineres. Mit Vorliebe nahm man die Haut von der Brust junger Hühner. Diese Handschuhe waren aber nur im 17. Jahrhundert im Gebrauch. Dann nahm man die Haut von ungeborenen Kälbern, indem man tragende tötete. Ein solcher Handschuh mußte so weich sein, daß man ihn zusammengefaltet in eine Walnußschale pressen konnte. So zeigte man damals die „Limericks“ genannten Handschuhe in den Schaufenstern. Ueber die weitere Entwicklung des Handschuhs ist nicht viel zu sagen. Getragen wurde er bis in unsere Zeit in immer größerer Allgemeinheit. Nur selten wurden Stimmen laut, welche auf die Abschaffung des Handschuhs drängen. Ein Beispiel bildet George Stephenson, welcher sich weigerte, als er beim König von Belgien eine Audienz hatte, Handschuhe anzuziehen.

Eine sehr feine Empfindung für den Anstand gerade in Bezug auf die Handschuhe findet man in Schweden und Finnland. In diesen Ländern gilt es für unhöflich, jemandem zum Gruß die Hand zu geben, ohne daß man den Handschuh abgezogen hat. Tut man es doch, so blüht man um Entschuldigung. In Deutschland war es früher vorgeschrieben, beim Eintritt in einen prächtigen Pferdestall die Handschuhe anzuziehen. Der Handschuh hat jahrhundertlang eine große Rolle als Symbol gespielt, und zwar seltsamer Weise ebensowohl zur Aukündigung der Feindschaft als der Freundschaft. erster Beziehung ist die Redensart, den „Feldhand-

schuh hinwerfen“, noch heute sprichwörtlich; in früherer Zeit wurde oft genug der Ritterhandschuh buchstäblich in dieser Weise gebraucht. An den Handschuh als Symbol der Freundschaft erinnert noch das englische Sprichwort „they are hand and glove.“ Man gebrauchte in diesem Falle mit Vorliebe Hundeleider, weil der Hund das treueste Tier ist.

Es ist nur natürlich, daß in den Ländern, welche rauhes Klima haben, das Kapitel der Psychologie des Handschuhs weit vertiefter und ausgedehnter als in sonnigen Ländern. In Italien hatte niemand Anlaß, über den Handschuh nachzudenken, weil man ihn nicht brauchte. Aber in dem feuchten Klima Englands bilden sich ganze Mythen über den Handschuh. Dort war der Handschuh ein Kleinod und zugleich ein Symbol. Man personifizierte, allegorisierte und verherrlichte ihn in „Wahrheit und Dichtung“. Erwähnt sei die alte englische Sitte, daß das Mädchen, das zuerst den Neunund sah, dem Manne zunächst einen Kuß oder ein Paar Handschuhe rauben durfte.

Bei uns übt heute der Handschuh kaum mehr irgend solchen poetischen Reiz aus. In der Tat kommt man ja auch gerade als Kritiker bei der Beurteilung des Handschuhs in ein Dilemma: Aesthetisch genommen muß ein Handschuh eng ansitzen, wie angegossen, aber gerade dann macht er die feine Beweglichkeit der Hand zunüchste und wirkt von diesem Gesichtspunkte aus lächerlich. Tüppisch und tölpelhaft wiederum wirkt ein weitsitzender Handschuh. Von diesem Standpunkte aus hat die Sitte, die Handschuhe in der Hand zu tragen, viel für sich.

Hoffungssterne

Es träumt der Mensch, so lang' er kann,
Von hoffnungsvollen Tagen,
Obschon er manchen lieben Wunsch
Muß einst zu Grabe tragen.

Er glaubt und hofft, so lang' er lebt
Möcht' gern das Glück erjagen,
Das vor ihm schwebet Tag und Nacht
Bei allen Lebensfragen.

Selbst in die Sterbekammer dringt
Ein Schein der Hoffungssterne,
Wenn gleich die Todesschatten schon,
Sich zeigen in der Ferne.

Es ist ein großes, köstlich Gut
Und wahres Glück zu nennen,
Daß wir auf uns'rer Lebensbahn
Den nächsten Tag nicht kennen.

Stark beschäftigt. „Sie sind Privatier, Herr Lehmann?“ — „Ja, vormittags, nachmittags tu ich gar nix.“

Maliziös. Frau: „Eine Frau kann viel mehr Schmerzen aushalten als ein Mann!“ — Mann: „Wer hat dir das wieder gesagt? Dein Arzt oder dein Schuster?“

Reiche Künstler

In der Regel bringt die Kunst wenig materiellen Gewinn. Denn der Wert eines Kunstwerkes wird gemeinhin nicht nach der Leistung bemessen, sondern nach dem Ruhm des Schöpfers. In Amerika sowohl wie auf dem angeblich so viel besseren alten Kontinent wird meist nur der Name gekauft, nicht die Schöpfung. Seinen Ruf verdankt der Künstler, der in die Höhe gekommen ist, häufig einer Reihe von kleinen Zufällen, die gelegentlich entscheidender sind als die Kraft des Talenten. Wenn zum Beispiel Bilses „Kleine Garnison“ auf dem Büchermarkt des letzten Jahrzehnts den weitaus größten Erfolg hatte, so wird kein Sachverständiger bestreiten, daß der Absatz dieses Romans in keinem Verhältnis zu seiner künstlerischen Qualität stand. Das Glück des Autors und seines Verlegers hat nicht die Darstellungsweise des Leutnants Bilses gemacht, sondern die Tatsache, daß die Schrift in Deutschland konfisziert und das Publikum dadurch auf den skandalösen Inhalt aufmerksam wurde. Man kann jedoch nicht behaupten, daß eine Konfiskation immer die beste Reklame wäre. Vor vier Jahren ist zum Beispiel in Oesterreich eine Broschüre des Grafen Tolstois gegen die Annexion von Bosnien mit Beschlag belegt worden. Obwohl alles geschah, um die deutschen Leser auf das Verbot gebührend hinzuweisen, fanden sich im Deutschen Reich knapp dreihundert Leute, die dafür eine Mark opfern wollten, die Ansichten Tolstois über eine wichtige politische Frage zu hören.

Franz Adam Beyerlein hatte mit seinem Roman „Jena oder Sedan“ ein Glück, das das von Bilses beinahe erreichte. „Jena oder Sedan“ kam bis auf etwa zweihundert Auflagen (je tausend Stück); nachdem die ersten paar hundert Stücke ein Jahr lang wie Blei in den Lagerräumen der Verlagsbuchhandlung gelegen hatten, kaufte die Frau eines Berliner Großindustriellen plötzlich eine ganze Auflage, verteilte die Bände unter ihren Bekannten, „Tout Berlin“ sprach alsbald davon, und nun strichen Verfasser und Verleger mühelos einen grossen Gewinn ein, während ihnen vorher all ihr Eifer nichts nutzen wollte. Ähnlich wie Beyerlein ist es Dichter Gustav Frenssen ergangen. Auch um seinen ersten Roman kümmerte sich kein Mensch, bis er ganz beiläufig einer Dame der heimischen Gesellschaft in die Hände fiel, die sich mit äußerster Energie dafür einsetzte. Die der „Kleinen Garnison“ folgenden Erzeugnisse des Herrn Bilses haben einen so geringen Beifall gefunden, daß Bilses das Schreibhandwerk bald wieder aufgab. Beyerlein macht schon lange keinen Lärm mehr mit seinen Romanen und Stücken, und auch um Frenssen ist es beträchtlich ruhiger geworden. Der Erfolg hat also seine fatale Gewohnheit, nicht absolut treu zu sein, und Namen sind häufig auch dazu da, vergessen zu werden.

Unter den deutschen Autoren dürfte Oskar Blumenthal der reichste sein. Alle seine Schwänke wurden und werden heute noch viel gespielt, zumal sein „Weißes Rössel“ ist über alle deutschen und österreichischen Bühnen gegangen, und auch als Theaterleiter hatte Dr. Blumenthal eine sehr geschickte Hand. Da er Besitzer des Lessing-Theaters in Berlin ist (das Otto Brahm bis zu seinem Tode im November 1912 geleitet hat), darf man sein Vermögen auf zwei Millionen und sein Jahreseinkommen auf eine Viertelmillion schätzen.

Unter den am meisten aufgeführten Dichtern der letzten Theatersaison war wieder Hermann Sudermann, der es dank seinen zwanzig Theaterstücken und einigen Romanen zu einem prächtigen Schlosse in Blankenese und einer üppig eingerichteten Villa im Grunewald gebracht hat. Da sich diese beiden Besitzungen Sudermanns naturgemäß nicht verzinsen, sondern im Gegenteil bedeutende Erhaltungskosten verursachen, sind Sudermanns Ersparnisse gewiß geringer als die von Blumenthal, der sich damit begnügt, eine halbe Etage in einem feinen Miethause zu bewohnen. Blumenthal wohnt übrigens unter einem Dach mit Ludwig Fulda und war der Wohnungsnachbar des jetzigen Direktors der Wiener Hofoper, solange Herr Gregor in Berlin lebte. Auch Ludwig Fulda gehört zu den sehr begüterten Dichtern. Er wird demnächst eine eigene überaus geräumige Villa im Grunewald beziehen und hat für den Sommer eine Villa am Karersee. Seine Arbeiten bringen ihm heute nicht mehr so viel wie in früheren Jahren, das mag ihn aber nur in seinem Künstlerhergeiz kränken. Im Grunde ist er nämlich auf sein Theaterglück gar nicht angewiesen. Als der Sohn eines Frankfurter Kohlenengrossisten verfügt er von Haus über eine gute Million.

Gustav Kadelburg hat in Berlin sieben unbelastete große Häuser. Er hat sie von den Tantiemen seiner Schwänke erworben. Ursprünglich besaß er nichts als ein mittelmäßiges Schauspieler-talent.

Gerhart Hauptmann verdient in guten Jahren zweihunderttausend Mark, in schlechten vielleicht um fünfzigtausend Mark weniger. Zu den reichen Dichtern darf man ihn jedoch nicht rechnen, denn er lebt in Agnetendorf, wo er eine herrliche Villa hat, und auf Reisen wie ein russischer Fürst auftritt. So kam ihm der Nobel-Preis, der ihm im Herbst 1912 verliehen wurde, außerordentlich willkommen. Ein paar Wochen vor seinem fünfzigsten Geburtstag hat er einen seiner Romane nur aus dem Grunde der Verfilmung überlassen, weil er die darauf vorgeschossenen 25.000 Mark recht gut gebrauchen konnte.

Arthur Schnitzler ist kein vermögender Mann. Kein Millionär ist auch Hermann Bahr. Seine Bühnenwerke machten zeitweilig gar keine Kasse. Das hat sich in den letzten Jahren sehr geändert, besonders in Deutschland sind Bahrs letzte zwei Komödien viel gegeben worden. Hugo v. Hofmannsthal und Richard Beer-Hoffmann, die ihren Sitz in Rodaun bei Wien haben, sind Millionäre als Erben reicher Väter.

Professor Max Reinhardt, der Direktor des Deutschen Theaters und der Kammerspiele, ist Besitzer der sechs Häuser, in denen seine beiden Bühnen, seine Theaterschule und seine Wohnung untergebracht sind. Er hat selbstverständlich ein elegantes Automobil und lebt auf noch größerem Fuße als Gerhart Hauptmann. Seine reinen Einnahmen muß man — bei den schier phantastischen Honoraren, die er als Gastregisseur erhält — auf dreihunderttausend Mark veranschlagen. Trotzdem ist es ein großer Irrtum des Regierungsrats Rudolf Martin, wenn er Reinhardt unter den Berliner Millionären aufzählt. Tatsächlich gehören ihm die Gebäude nicht, als deren Besitzer er eingetragen ist. Reinhardts gesamte Unternehmungen sind in Wirklichkeit das Eigentum einer Gesellschaft, deren Hauptteilhaber der Gewehrfabrikant Löwe (ein Sohn des verstorbenen Geheimrats Löwe) und der Vorsitzende des Aufsichtsrats der A. E. G. Dr. Walter Rathenau

sind. Reinhardt legt auf eine Dividende aus seinem Betrieb gar kein Gewicht — denn seine Geldgeber decken jedes Defizit mit Vergnügen — und er selbst legt kaum etwas zurück. Immerhin darf man ihn in gewissem Sinne einen reichen Künstler nennen. Denn seine Arbeitskraft und sein Ruf bedeuten — bei einer fünfprozentigen Verzinsung und einem Ertrag von 300.000 Mark — ein Kapital von sechs Millionen. Freilich kann man auf solche Werte keine Hypothek aufnehmen.

Dagegen ist der Direktor des Berliner Metropoltheaters, der Wiener Richard Schultz, ein doppelter Millionär. Sein Geschäft blüht seit zehn Jahren, und seine Bedürfnisse halten sich in durchaus bürgerlich bescheidenen Grenzen.

Desgleichen hat der Geheime Intendantrat Siegmund Lautenburg, der einige Monate das Wiener Rainund-Theater gepachtet hatte, am Theater ein anschliches Stück Geldes gemacht. Er hatte zuerst das Glück, eine Bülme in Bremen zu einer Zeit zu bekommen, als nach Jahren der Stagnation die Operette wieder beliebt wurde, und dann übernahm er in Berlin das Residenztheater, als der französische Schwank dominierte, und schließlich war er noch so vernünftig, rechtzeitig aufzuhören. Er ging just in dem Monat ab, als das von ihm gepflegte Genre die Zugkraft einbüßte. Hingegen hat der im Vorjahre verstorbene Dr. Brahm nur zirka dreihunderttausend Mark hinterlassen, obwohl er nicht rauchte, nicht trank, nicht spielte und auch sonst keinerlei Aufwand trieb.

Von den Opernkomponisten haben Richard Strauß und Giacomo Puccini Jahreseinkünfte, die mehr als eine halbe Million betragen, und beide sind mehrfache Millionäre. Siegfried Wagner hat aus seinen Opern einen recht mäßigen Gewinn. Mascagni und Leoneavallo werden von ihren Verlegern knapp gehalten, weil die Riesengewinne von „Cavalleria“ und „Bajazzo“ durch die Mißerfolge aller anderen Werke längst wieder aufgezehrt sind.

Das Komponieren von Operetten hat Lehar und Oskar Strauß reich und Edmund Eysler vermögend gemacht. Jean Gilbert hält sich neuerdings zwei Automobile und hat eine der schönsten Villen in Wannsee, sein Konkurrent Paul Lincke möchte für sein Leben gern in Berlin ein Theater kaufen — das beweist, daß er sich ziemlich kapitalkräftig fühlt. Viktor Holländer konnte sich wenigstens eine großartige Villa im Grunewald bauen.

Unter den Malern ist kaum einer reicher, als der Ehrenpräsident der Berliner Sezession, Professor Max Liebermann. Er lebt im eigenen Hause am Pariser Platz — in der Nachbarschaft der französischen Botschaft. Dieses Grundstück ist allein seine drei bis vier Millionen wert. Er hat es von seinem Vater geerbt, der Garn fabrizierte. Das Malen bringt dem Professor reichlich 300.000 Mk. Franz von Stuck erhält für kein Gemälde, das er nach Amerika exportiert, weniger als 30.000 Mk., und er exportiert davon viele.

Caruso bekommt in Amerika an jedem Abend, an dem er singt — achtmal bis zehnmal im Monat — 1500 Dollars. Das macht eine Jahreseinnahme von rund 600.000 Mark. Er reist zwar mit einem Sekretär, einem Kapellmeister, einem Gesangsprofessor und einem Kammerdiener, trotzdem hat er schon einige Millionen. Leo Slezak will sich ins Privatleben zurückziehen, sobald er von den Zinsen seiner Habe anständig leben kann — also wenn die erste Million voll ist. Der Arme nimmt jetzt pro anno nicht mehr als 200.000 Mark ein.

Die Kurz ersingt sich, ohne je in Amerika gewesen zu sein, fast ebensoviel, wiewohl sie im Ausland nur selten gastiert. Hermann Jadlowker, der erste Tenor der Berliner Hofoper, bezieht in Berlin für 50 Abende 75.000 Mark und wohl ebensoviel als Gast anderer Opernbühnen.

Girardi besitzt über eine Million, die er einst seinem einzigen Sohn hinterlassen wird. Max Pallenberg verdient nur 100.000 Mark jährlich, ebensoviel wie die Massary. Giampietro hat am Metropoltheater eine Gage von 50.000 Mark. Albert Basermann und Alexander Moissi erwerben bei Reinhardt und mit Gastspielen mehr als das Doppelte.

Von den Bildhauern ist gegenwärtig Professor Louis Tuaillon in Berlin modern. Er erfreut sich des besonderen Wohlwollens des Kohlenmagnaten Geheimrats Arnhold, besitzt eine feine Grunewaldvilla und ist auf dem besten Wege, durch private Aufträge Millionär zu werden.

Vom Ewig-Weiblichen

(Aphorismen.)

Eine leidenschaftliche Frau kann zwanzig Männer lieben, ohne untreu zu sein. Es ist die Liebe und nicht die Liebhaber, die sie liebt.

Das Weib ist heute genau so, wie es im Paradies gewesen; es hat nicht die Natur gewechselt, nur die Toilette.

Mathematik der Liebe: Die Liebe hat ihre eigene Mathematik: Zwei Herzen sind eins.

Amor ist ein großes Kind, das Weib ist seine Puppe.

Frauen wollen hoch stehen — nicht damit sie hoch stehen, sondern damit sie höher stehen, als andere.

Die Frau ist nur eines falschen Schwures fähig: des ersten. Die folgenden sind nur unvermeidliche Konsequenzen.

Die Liebe macht auch den Klügsten zum Narren. Dafür macht sie aber auch den Dummsten schlau.

Eine Frau, die Geist und Talent besitzt, hat hundert Freunde und tausend Feindinnen.

Eine schöne Frau ist das Paradies der Augen, die Hölle der Seele und das Fegefeuer des Geldbentels.

Fast alle Frauen putzen sich weder für ihre Männer, noch für ihre Anbeter; ihre Toilette ist der Altar, den die Griechen einem unbekanntem Gott gewidmet hatten.

Will man eine Frau verleunden, so erfordert es der gute Ton, über sie alles zu sprechen, indem man dabei beteuert, daß man selbst davon nicht ein Wort glaubt.

Das elektrische Licht

ist das idealste Licht!
Unerlässlich für den Komfort und die Reinlichkeit

Die Metallfaden-Lampen reduzieren den Verbrauch um 70% und geben ein herrliches weisses Licht

- Elektrische Oefen für Zimmer, Säle etc. ●●●●● Tragbare Oefen
- Plätteisen, Teemaschinen, Massage-Apparate, elektrische Besen
- Elektrische Decken bestens empfohlen für an Neuralgie u. Rheumatismus-Leidende

Elektrische Haarbrenn-Eisen, Ventilatoren etc. sind unwidersprochen nützliche Gebrauchsgegenstände, deren Genuss sich nur Personen, welche elektrische Installationen haben, erfreuen können. Heute für jedermann erreichbar.

Lichtreklamen tragen zur Vergrößerung des Umsatzes bei. Die beste aller Reklamen.

Kostenanschläge und Informationen im Bureau der

The S. Paulo Tramway, Light & Power Company Limited

Palast Martinico

Praça Antonio Prado

Allerlei Interessantes

Der warme Eisschrank. Ein heiteres Stückchen, das auch den Vorzug der Wahrheit haben soll, erzählt man aus einer kleinen Ortschaft nicht weit von Frankfurt a. M. Dort verzapft ein biederer Wirt schon seit Jahr und Tag schlecht und recht seinen Schoppen ist's kalt draußen, dann ist auch sein Bier frisch, brennt die Sonne hernieder, dann ist kalt auch sein Getränk warm, — das ist man in dem Wirtshaus eben nicht anders gewöhnt. Nun meinte nenlich der Lehrer, als er abends den gewohnten Schoppen trank, der Wirt solle doch mal ein paar Taler dranhängen und sich einen Eisschrank anschaffen, die seien heutzutage so billig und das Getränk schmecke doch ganz anders, wenn es in dem Eisschrank aufbewahrt werde. Unserem Wirt leuchtete das ein; an anderen Tagen setzte er sich auf die Bahn und fuhr in die Stadt, wo er in einem Eisenwarengeschäft einen Eisschrank erstand. Nennlich erschien er nun wieder bei dem Lieferanten und beschwerte sich, daß er mit dem Schrank heringefallen sei. „Gott, nix is er wert, Euer Schrank; des Bier is grad so warm un die Butter is grad so waack wie vorher aach! Das Geld woar enausgeschmissel!“ Der Verkäufer wußte nicht, was er dazu sagen sollte, denn seine Schränke werden überall gelobt; und so fragte er denn, ob der Wirt vielleicht die Tür nicht richtig schliesse, ob der Schrank in der Sonne stehe, oder ob etwa über Gebühr an Eis gespart werde. Da spitzte der Wirt die Ohren: „Wie haast Eis? Ei wenn eich soviel Geld ausgewere for'n Eisschrank, do brauch ich doch kaan Eis! Do mißt eich jo e Haupttrindvieh sein! For was schafft mer sich denn so e Meewel an! Wann eich Eis kaawe will, daß krieh eich aach ohne Schrank! Unze los ich mich nit —, daß könnese sich merke for die Zukunft.“

Haben die alten Römer geraucht? Eine Madrider Zeitschrift veröffentlichte vor mehreren Jahren einen Artikel mit dem Titel: „Pipas prehistoricas y pipas de la Edad media“ (Vorgeschichtliche und mittelalterliche Pfeifen), um zu beweisen, daß man schon in den ältesten Zeiten geraucht habe. Der ungenannte Verfasser des Artikels erinnerte daran, daß der englische Altertumsforscher John Collingwood schon längst darauf hingewiesen habe, daß in Rom bei der Mauer Hadrians und in London bei der alten Römermauer am Tower Pfeifen von unbestreitbar antikem Ursprung gefunden worden seien; auch in Frankreich, Deutschland und Holland habe man ähnliche Pfeifen gefunden. Im Jahre 1912 berichtete dann ein anderer Spanier über gleichfalls sehr alte Pfeifen, die in der Nähe römischer Ruinen in den spanischen Provinzen Alicante, Valencia und Sevilla ausgegraben worden seien. Der Madrider Universitätsprofessor Eduardo Reyes erklärte jedoch nach eingehender Untersuchung dieser Pfeifen, daß er nicht glaube, daß die alten Römer so etwas wie Tabak geraucht haben; die gefundenen Pfeifen sind aus einer Art weißen Tons, der mit unserem Meerschaum Aehnlichkeit hat, angefertigt; man fand an ihnen aber nicht die fettigen Spuren, die das Nikotin zurückläßt und die von modernen Rauchern, weil sie eben dem Meerschaum eine so hübsche Farbe geben, sehr geschätzt werden. Reyes ist geneigt zu glauben, daß die Römer aus ihren Pfeifen vielleicht Opium, weit eher aber Lavendel geraucht haben. Emille Pitoulet,

der jetzt diese Nachfrage im „Intermédiaire des Chercheurs“ wieder aufnimmt, neigt sich der zuletzt ausgesprochenen Ansicht zu. Wenn auch nicht direkt bewiesen werden kann, daß zur Römerzeit geraucht worden ist, so stellt doch wenigstens fest, daß man in romanischer Zeit die Sitte des Rauchens gekannt hat. Auf einem aus dem 11. Jahrhundert stammenden Kapitel in der Kirche zu Hubeville und auf einem Bildwerk in der Abtei Coroumare in Irland sieht man zwei Karolinger, die eine Pfeife zwischen den Zähnen halten. Man sieht nicht, was der Pfeifenkopf enthält, aber in einer Dichtung über die Eroberung von Valencia singt der Dichter Jaime Febrer im Jahre 1276: „Man sagt vom Lavendel, daß er die Eigenschaft besitze, dem Schlaf zu vertreiben und dem, der ihn raucht, Tapferkeit zu verleihen, da er die im Hirn befindliche Feuchtigkeit austrocknet und, wenn dieses Hindernis entfernt ist, mit großer Kraft wirkt.“ Andererseits hat man in Italia (römische Kolonie in Spanien) eine Pfeife gefunden, die auf einem Flachrelief eine lavendelähnliche Pflanze sehen läßt; daraus vor allem schließt man, daß die Römer Lavendel geraucht haben.

Wagners Hut. Eine wertvolle Reliquie, für die der selige Morgan vielleicht Hunderttausende gegeben hätte, besitzt der Graf Francesco Alberti in Padua: Es handelt sich um den letzten Hut Richard Wagners. Der „Corriere della Sera“ erzählt, wie dieser Hut in den Besitz des Grafen gelangt ist. Graf Alberti kam am 30. April 1883 in das Hutgeschäft Marchesi & Butti in Venedig, um sich einen neuen Hut zu kaufen; in der Türöffnung traf er Wagner, den ganz Venedig kannte, und der sich gleichfalls einen neuen Hut geleistet hatte. Da reifte in dem Hirn des Grafen der lichtvolle Gedanke, sich von Herrn Gianolla, dem Leiter des Geschäftes, den soeben abgelegten und im Laden zurückgelassenen alten Hut des Meisters schenken zu lassen oder ihn für ein paar Lire käuflich zu erwerben, was denn auch geschehen ist. Damit jedoch die Echtheit der wertvollen Reliquie unbestritten und unbestreitbar bliebe, ließ sich Graf Alberti diese Echtheit durch einen vom Doktor Chirlutto, Notar in Venedig, in Gegenwart des Verkäufers Gianolla und zweier Zeugen aufgesetzten notariellen Akt bestätigen; schließlich wurde auch noch der deutsche Konsul in Venedig bemüht, und er erklärte sich sofort bereit, die Urkunde zu beglaubigen. Es handelt sich um einen Hut mit den für Wagnerlute charakteristischen breiten Rändern, und es ist der letzte Hut, den Wagner getragen hat, da der Meister wenige Tage darauf gestorben ist.

Schwere Wahl. „Ich bin kein Salomo. Wählen Sie und sagen Sie mir, mit welcher Ihrer beiden Frauen Sie weiterleben wollen.“ So sprach unlängst im New Yorker Polizeigericht der Richter Collins zu Herrn David Manderjeski, der der Bigamie bezichtigt und mit seinen beiden Frauen, Frida und Fela Manderjeski, und deren beiden Kindern, einem zwölfjährigen Knaben und einem etwa vier Monate alten Mädchen, erschienen war. Nachdem er diese merkwürdige Aufforderung vernommen hatte, blieb der Zweifrauenmann, wie ein englisches Blatt erzählt, ein paar Augenblicke nachdenklich stehen; der seltsame Fall wollte reiflich erwogen sein. Endlich hatte David Manderjeski sich soweit gesammelt, daß er folgende Erklärung abgeben konnte: „Wenn ich bitten dürfte, wählen Sie für mich, Herr Richter, denn ich kann es wirklich nicht tun. Ich habe meine erste Frau seit mehreren

Jahren nicht gesehen. Sie sagt mir, daß dieser Knabe mein Sohn sei, aber ich habe ihn niemals gesehen. Ich habe sie geheiratet, denn sie war meine Jugendfreundin. Nachdem ich sechs Jahre lang beim Heere gedient und den russisch-japanischen Krieg mitgemacht habe, bin ich heimgekehrt; aber sie wollte mich nicht nach Amerika begleiten und ich bin allein abgereist in der Hoffnung, daß sie nachkommen würde. An die andere,“ fuhr er fort, indem er auf die zweite Frau zeigte, „habe ich mich inzwischen gewöhnt, und ich habe mein kleines Kind lieb. Wählen Sie also selbst, Herr Richter!“ Dem Richter wurde es ein bißchen schwül zu Sinn, und er ließ den Mann ins Gefängnis zurückführen. In der Einsamkeit seiner Zelle überlegte sich David die Sache ganz gründlich, und da ihn die Jugenderinnerungen übermannten, gab er, als er wieder vor Gericht erschien, die Erklärung ab, daß seine Wahl auf seine Frau Nummer eins gefallen sei. Und in den Armen lagen sich beide und weinten vor Schmerz und Freude, das heißt Manderjeski und seine neuerwählte Alte, nicht Manderjeski und der Richter. Was letztern angeht, so war er sehr gerührt, als er das Urteil sprach, das den Bigamisten zu einer Geld- und zu einer Gefängnisstrafe verurteilte; das Urteil soll jedoch nicht vollstreckt werden, solange Manderjeski seine Familie brav unterhalten wird. Die Gattin Nummer zwei aber kehrt zu ihren Eltern zurück.

Wie die Könige sich photographieren lassen. In einer englischen Zeitschrift liest man: Fast alle großen europäischen Herrscher haben in ihrem Gefolge Personen, die unter irgendeiner Deckbezeichnung im Grunde nur die Tätigkeit eines Reklameagenten ausüben; unter diesen Personen ist die wichtigste fast immer der Hofphotograph. Es kommt oft vor, daß ein König aus irgendwelchen Gründen privater oder „amtlicher“ Natur sich seinen Untertanen in einer ganz bestimmten Stellung zeigen will oder zeigen muß. Das erreicht er aber am besten, wenn er mit Hilfe der Photographie sein Volk in geschickter Weise über seine Wohlmeinungen und über seine tägliche Beschäftigung unterrichten läßt: man stellt ihn einfach bei seiner Lieblingsbeschäftigung dar, und die Untertanen wissen, wie sie sich ihren Fürsten zu denken haben. Vor mehreren Jahren verbreitete sich einmal das Gerücht, daß König Alfons von Spanien schwer leidend und von der Schwindsucht bedroht sei. Der Gedanke, daß Spanien von einem kranken Manne regiert würde, konnte dem ohnehin schon geschwächten Ansehen des spanischen Thrones schweren Schaden zufügen. In dieser kritischen Zeit begannen die Sekretäre und vor allem die Photographen des Königs den Spaniern zu beweisen, daß der angeblich so sehr kranke junge König in Wirklichkeit so etwas wie ein Kraftmensch sei: die Zeitungen ganz Europas brachten Photographien des Königs, die den Herrscher zeigten, wie er Polo spielte, auf der Jagd Tausende von Vögeln oder Hasen erlegte, mit dem Säbel in der Hand die besten Klingen schlug usw. Was Kaiser Wilhelm betrifft, so weiß man, daß ihm am meisten die Macht seines Heeres und die Pflicht der Bürger, durch zahlreiche Nachkommenschaft für des Vaterlandes Größe zu sorgen, am Herzen liegen. Deshalb stellen fast alle Photographien den Kaiser im Kreise seiner ganzen Familie oder aber in Uniform und nicht selten zu Pferde dar. König Ednard VII. wollte in den Augen seines Volkes immer als eckiger, demokratischer Sportsmann gelten; seine Lieb-

lingsphotographie war daher die in ganz England bekannte, die ihn zeigt, wie er sein Roß Minoru nach dem Derbysieg von 1905 in den Stall zurückführt.

Krähen verboten. Chicago hat das Bestreben, die erste „stille“ Stadt der Vereinigten Staaten zu werden. Stahlräder sind, weil sie knarren, und das Ohr beleidigen, verboten; nur Gummiräder sind gestattet. Und Krieg dem Geschrei der Straßenhändler, der Stuhlfllechter und Scherenschleifer. Ja selbst der Hahn fällt unter das Gesetz und darf seinen Hymnus an die aufgehende Sonne fortan nur noch innerlich singen. Also will es der Stadtrat von Chicago. Nun ist es aber nicht leicht, einem Hahn das Krähen zu verbieten. Um ihrem Willen aber unter allen Umständen Geltung zu verschaffen, haben die Aedilen der „Konservativstadt“ über Maßnahmen zur Unterdrückung des Krähens nachgedacht und zwei Antikrähmaßregeln ihre besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Die erste besteht darin, daß man das unglückselige Hahnentier in einen Kasten steckt, der so niedrig ist, daß der Vogel nicht seinen Hals herausstrecken kann; die andere Methode aber besteht in der Entfernung eines der Stimmbänder des Tieres. Dieses letztere Verfahren dürfte, da es wissenschaftlicher ist, zur Anwendung gelangen.

Von Geistern besessen. In Genf traten unlängst Spiritisten zu einem Kongreß zusammen, und ein Genfer Blatt erinnert in einem Bericht über die „Seancen“ des Kongresses an allerhand spiritistische Experimente, die während des zweiten Kaiserreichs in Paris gemacht wurden. Sehr beliebt war damals das Tischrücken, das in den vornehmen Gesellschaftskreisen geradezu zum Sport geworden war. Napoleon III. und die Kaiserin Eugénie schwärmten für den Spiritismus, und das Medium Hume vermittelte den Verkehr der Hofgesellschaft mit den Geistern. Einmal wagte ein Geist sogar, der Kaiserin einen freundlichen Rippenstoß zu versetzen. Dann aber wurde Hume, der große Geisterbeschwörer, beim Schwindeln ertappt und an die Luft gesetzt. Er konnte sich mit großer Gewandtheit die dünnen und leicht aus- und anziehenden Schuhe von den Füßen nehmen und mit den nackten Füßen unbemerkt eine Anzahl erstarrter Dinge ausführen. Als er schließlich trotz aller Vorsichtsmaßregeln entlarvt wurde, lief er in großer Verwirrung davon, indem er sich krank stellte; die ganze Nacht irrte er in den Straßen von Paris umher und beteuerte, daß er Visionen habe und von Geistern besessen sei, und erklärte zuletzt, daß er sterben müsse. Man schickte ihm den Arzt Dr. Barthez, der, nachdem er ihm den Puls gefühlt hatte, zu der Ueberzeugung gelangte, daß der angebliche Todeskandidat gesund war wie ein Fisch im Wasser. Hume wollte jedoch die Komödie weiterspielen; er tat sehr aufgeregt und jammerte, daß er sich der Geister nicht erwehren könne und daß sie ihn quälten und peinigten. Dr. Barthez aber ergriff seinen Arm, schüttelte ihn aus dem „magnetischen Schlaf“, von dem der Schwindler befallen zu sein behauptete, etwas insant auf und rannte ihm ins Ohr: „Gehen wir, Hume, machen Sie keine Dumtheiten und lassen Sie die Geister aus dem Spiel; Sie wissen ja, daß ich Ihnen doch nicht glaube.“ Wie mit einem Schlage waren die Geister von diesem Augenblick an verschwunden, und es war nicht mehr die Rede von ihnen. Bald darauf wurde Hume aus Frankreich ausgewiesen.

Banque Française et Italienne

pour l'Amerique du Sud = Aktien-Gesellschaft

Kapital: 25.000.000 Frs. - Reserven: 8.889.679.10 Frs. - Sitz: PARIS

BRASILIEN - Filialen: São Paulo, Rio de Janeiro, Santos u. Curitiba. Agenturen: Ribeirão Preto, Botucatu, S. Carlos, Espirito Santo do Pinhal, Mococa, S. José do Rio Pardo, Jahú und Ponta Grossa.

ARGENTINIEN - Filiale: Buenos Ayres - Telegramm-Adresse: „Francital“ - BRASILIEN - Telegramm-Adresse: „Sudameris“

Operationen der Bank

Laufende Rechnungen, Diskont-Vorschüsse
Ausstellung verzinslicher Depot-Scheine
und Geldeinlagen auf Termin - Sparkassen-
Abteilung - Annahme von Geldeinlagen
zu höchstem Zinsfuß bis zu 10 Contos
Einzahlung von Wechseln mit und ohne
Dokumente - Ausstellung von Cheques
und Tratten auf das Ausland - Telegra-
phische Geldüberweisungen

Eröffnung einfacher u. dokumentärer Kredite
Kreditbriefe - An- und Verkauf von Wert-
papieren - Aufbewahrung u. Ueberwachung
von Wertpapieren - Spezialabteilung für Ri-
messen nach Italien, Spanien und Portu-
gal - Laufende Rechnung in fremder Wäh-
rung - Agenten der „Navigazione Generale
Italiana“, „La Veloce“, „Lloyd Italiano“,
„Italia“, „Sicula-Americana“, Mediterranea.

S. PAULO:

Rua 15 de Novembro Nr. 31

Caixa Postal Nr. 501

RIO DE JANEIRO:

Rua da Alfandega Nr. 47

Caixa Postal Nr. 1211

BUENOS AIRES:

Cangallo - Esq. 25 de Mayo

Der ganze Rosegger

Dieser feinsinnigste und populärste Dichter, welcher nicht nur durch seine reiche literarische Tätigkeit, sondern auch durch seinen unentwegten und nimmermüden Sammelleifer zum Wohle des deutschen Schulwesens in den sprachlich bedrohten Gebieten seines Heimatlandes zum National-Heros seines engeren und weiteren Vaterlandes geworden ist und welcher, wie wir bereits meldeten, für den diesjährigen Nobelpreis ausersehen ist, feierte kürzlich



in jugendlicher geistiger Frische seinen 70. Geburtstag. Wir bringen aus diesem Anlaß unseren Lesern nebenstehend ein Portrait des großen Dichters mit dem goldenen Herzen, nebst der trefflichen Beschreibung eines Besuches seines Freundes Hermann Kienzl, welche derselbe unter dem Titel „Der ganze Rosegger“ im „Berliner Tageblatt“ veröffentlicht:

Im letzten Winter war's. Nach langen Jahren ein paar Tage in der alten Heimat! In Graz. Am vertrauten Hause klopfte ich an: Burggasse 16. Der Venezianer kann sich sein Venedig nicht ohne den Campanille, der Nürnberger sein Nürnberg nicht

ohne das Bratwurstglockle denken — und der Steirer Graz und die Steiermark nicht ohne den lebendigen Rosegger. Und da war er mir nun wieder — ganz der Alte, Liebe, Güte, Herzensweise. Um einen Schatten noch schmüchtiger schien er geworden, wofern sich Schattenstrichlein vom Schattenstrich subtrahieren läßt. Das schütterere Ziegenbärtchen fand ich nicht wieder, das wie ein Symbol von des großen Dichters Schneiderlehrlingszeit gewelt hatte. Sein gedankenvolles Antlitz gleich jetzt einem der feinen Mönchsgesichter aus den grauen Tagen, als die Klöster die Geheimarchive des heiligen Menschengesistes gewesen. Und das Haar eisgrau. War ja schon nahe an den Siebziger herangerückt, der Alm-Peter! Wenn man in seine blitzenden Augen sah, in denen noch immer der Schalk hockte, und wenn man sein halblautes, herzhaftes Lachen und seine Stimme hörte, die so warm war von all der frischen, jungen Menschenliebe, da mochte man's nicht glauben. Doch über manchem seiner Worte und mehr noch über seinem Schweigen lag eine heitere Weite, wie sie an durchsonntem Herbstmorgen und einen hohen Gipfel blaut.

Nach langer Sommerplage mit dem bösen Asthma, das ihm alljährlich von der merbitlichen Sehnsucht nach den Bergen verschrieben wird, hatte Rosegger jetzt einen gesunden Winter. Er streckte sich auf sein Ruhebett. Der alte Praktikus, der fast alle siebzig Jahre lang seiner Kränklichkeit die Vorteile abgelistet hat, erleichtert sich mit der liegenden Körperstellung das Sprechen. — Und es tropfte Stunde auf Stunde.

Was einer in stillen, guten Stunden erlebt, will er der lauten Welt nicht preisgeben. Doch ein paar Worte seien ausgeplaudert, weil sie das ergänzen, was jetzt in einem Buch zu lesen steht. Wir sprachen von der drohenden Feier des siebzigsten Geburtstages, und Rosegger meinte, er habe es übler als andere, die in die Bergeinsamkeit entfliehen könnten. Ihn suchte man ja gerade im Gebirge heim, und schon ohne besonderes Zutun des Kalenders sei er oft in seinem Krieglacher Landhaus von der Liebe seiner Leser belagert, so daß er sich freiwillig gefangen halten müsse. „Weißt du,“ fügte er nach einer Weile bei, „ich dachte eigentlich, daß ich jetzt meine Arbeit getan habe und es mit dem Leben genug sei. Aber da ist mir mein Verleger mit einem Vorschlag gekommen, der mich unendlich freut. Er will meine „gesammelten Werke“ herausgeben, vom ersten bis zum letzten Buch, und ich soll sie neu durcharbeiten und ganz nach meinem Willen verbessern. Nun möchte ich wohl gerne noch zwei bis drei Jahre leben! So lange wird's dauern, bis ich mit dieser Arbeit fertig bin.“ Und er schülderte, mit welchem ausdauernden Fleiß er seit Wochen die ersten Bände der neuen Ausgabe seiner Durchsicht unterziehe, und wie merkwürdig dieses Sichversenken in die Vergangenheit sei. Und dann sagte er lächelnd: „So gut hat es selten einer, daß er die Spuren seiner Jugendsünden im Alter austilgen kann!“

Was darauf erwidert werden konnte, war so selbstverständlich: daß die Jugend eine andere Meisterschaft habe als das Alter, und daß die frühen Werke des Dichters, sein „Waldschulmeister“, seine „Waldheimat“, gerade mit der Schönheit ihrer Jugendmängel allen Herzen teuer seien. Getrost! Gries-

gränliche Schulmeisterei am zwanzigjährigen Rosegger war vom siebzigjährigen nicht zu befürchten. Die beiden sind sich nicht fremd geworden. Und als wir damals Meinung gegen Meinung tauschten, hatte der Dichter ja schon das Vorwort geschrieben, worin wir jetzt lesen, wie er sich die Neubearbeitung denkt: „... Ich will nicht in den Fehler der Alten fallen, die die Jugend verbessern wollen. Die Jugend ist gut genug. Ich will sie, was Gehalt, Empfindung und Gesinnung betrifft, nicht anrühren; das soll stehen bleiben, wie es steht, mit aller Unbefangenheit, mit allem Uebermut, mit all seinen rührenden Unzulänglichkeiten. Und doch werde ich manches streichen mit derselben Lust, mit der es einst geschrieben worden. So sollen nach Möglichkeit beseitigt werden Längen, Wiederholungen, Irrtümer, Polemiken, Sentimentalitäten und was sonst etwa von dem reiferen Uebersehauer seiner Vergangenheit als geschmacklos empfunden wird.“

Der erste Band von Roseggers „Gesammelten Werken“ ist erschienen. Neundreißig Bände — die nicht gerechnet, die der Dichter nicht „bearbeiten“, sondern etwa noch schreiben wird — werden in neununddreißig Monaten folgen. Rosegger hat allerdings bis heute 58 stattliche Bände geschrieben. Die vierzig Bände der vom Verlag L. Staackmann in Leipzig veranstalteten Ausgabe „genügen reichlich“ — so sagt der Dichter — „um meine menschliche wie literarische Wesenheit in allen ihren Teilen und Winkeln, Arten und Unarten aufzuzeigen.“ In Wegfall kamen unter anderem die Meisterdichtungen in steirischer Mundart, die in ihrem Grazer Verlag (Leykam) verblieben.

Die Reihenfolge der einzelnen Werke ist nicht nach chronologischem Gesichtspunkt geordnet worden. Immerhin bringt der erste Band eine Dichtung der Roseggerschen Jugend, einer Jugend, die in diesem Werk unvergänglich ist wie die Schönheit der Natur und die Innigkeit des Herzens. Er bringt „Die Schriften des Waldschulmeisters“. An die hundert Auflagen erreichte bis heute das im Jahre 1875 geschriebene Buch. Ungezählten Tausenden hat es Erquickung des Gemüts und ein drittes Reich auf Erden geschenkt. Wenn diese Tausende nun den neuen Band aufklappen, so fällt ihr Blick auf ein Jugendbildnis Peter Roseggers, aufgenommen zur Zeit, als der „Waldschulmeister“ entstand. Und sie erstaunen, in dem Dichter geklärter Selblichkeit und Schönheit und so reifer Herzenswahrheit einen Jüngling mit rührend freundlichem, vollbäckigen Knabengesicht zu erblicken. Nur die kühl gebosselte Stirn will verraten, was hinter ihrer Mauer in der Poesie gehämmert wird.

Eingeleitet wird die Gesamtausgabe in diesem ersten Bande von der Lebensgeschichte des Dichters, die er selbst erzählt. Die Welt kennt dieses merkwürdige Schicksal des Waldbuben, der hoch am steirischen Gebirge als Sohn eines armen Bauern und einer Kohlenbrennerstochter geboren wurde, der nur durch Zufall von einem vertriebenen Schullehrer nötigdirtig das Lesen und Schreiben lernte, der noch im späten Knabenalter die Ziegen und die Kühe hütete und dann zu einem Wanderschneider in die Lehre kam, mit ihm fünf Jahre lang von Bauernhaus zu Bauernhaus zog und den Bauern Hosen und Röcke zimmerte. Diese Lehrlingszeit

nennt Rosegger seine „Hochschule“, auf der er das Bauernvolk in Herz und Nieren studierte. Im „Rosegger-Stübli“ zu Müzzzuschlag, einem kleinen Museum, ist hinter Glas und Rahmen ein derber „Mannsbild“-Anzug zu sehen; der war des Dichters Gesellenstück! Ein geheimnisvoller Trieb, von geistiger Speise kaum genährt, zwang den kleinen Hirten und Schneider unablässig zum Dichten und Schreiben. Und eines Tages wurde der Waldpoet von einem Grazer Zeitungsmanne entdeckt. Die Proben seiner ureigentümlichen Kunst riefen die Förderer und Gönner herbei. Man verschickte dem lächelnden, ausgewachsenen Jungen in der steirischen Landeshauptstadt Unterricht und Bildungsmittel und erlebte alsbald das Wunder, schon aus den ersten Blättern des Dichters einen Ruhm aufgehen zu sehen, der sich bald weit über das Heimatland, ja allmählich über Deutschland hinaus verbreitete. (Vor kurzem ist ein diekbändiges französisches Werk über Rosegger erschienen.)

Man kennt das Schicksal in seinen besonderen poetischen Tiefen aus Roseggers eigenen Büchern, zumal aus seiner wundervollen „Waldheimat“ und aus zahlreichen Bekenntnisschriften. Doch ganz ist der Ich-Form dieser Dichtungen nicht zu trauen. Aufklärend wehrt sich Rosegger in der Selbstbiographie der „Gesammelten Werke“ gegen den Vorwurf der Eitelkeit: „Ich hatte darauf gebaut, daß die Leser ... meine Person für den Stab am Weinstock halten würden. Was sich dran und drum rankt, das ist die Sache. Ich erzähle von Menschen, die ich kannte, von Verhältnissen, die zufällig auch die meinen waren, von Erfahrungen, die vor meinen Augen gemacht worden sind, und deren Wert an ihnen selbst liegen muß. Meine Person darin läßt sich, wenn man will, in den meisten Fällen durch eine andere ersetzen.“

Die „Lebensbeschreibung des Verfassers, von ihm selbst erzählt“, wird keiner ohne Ergriffenheit lesen. Knapp, wie sie ist, und ohne daß sie bei des Dichters Lieblingsgedanken und -gefühlen zu verweilen Zeit hätte, gibt sie eine klare, milde, harmonische Rückschau über eines ungewöhnlichen Menschen äußere und innere Welt, gesehen von der Höhe der siebzig Jahre. „Also ist aus dem Waldbauernbubel der Guckinsleben, aus diesem der Schneiderbub, aus diesem der Student, aus diesem der Schriftsteller, und aus diesem endlich der Großvater geworden. Innerlich aber ist mir beinahe ganz so wie in den fernsten Jugendtagen.“

Auf das Wesen von Roseggers dichterischem Schaffen fällt manches Licht. Er spricht von dem Heimweh, das ihn, wann immer er in der Fremde weilte, stracks nach den steirischen Bergen zurücktrieb und das seine Feder aus den Stoffgebieten der großen Welt und der sogenannten guten Gesellschaft heimführte ins Alpendorf. „Jenen, die mich darum etwa bedauern, sei bemerkt, daß ich mich in dieser Beschränkung niemals beengt, sondern stets frei, reich und zufrieden gefühlt habe.“

Und dann in wenigen Worten ein künstlerisches Glaubensbekenntnis: „Mir scheint nicht alles, was wahr ist, wert, vom Poeten aufgeschrieben zu werden; aber alles, was er aufschreibt, soll wahr und wahrhaftig sein. Und dann soll er noch etwas dazu-

(Fortsetzung auf der nächsten Seite.)

Buch-, Musikalien- und Kunsthandlung



GOETHE-HAUS

Druck- und Verlagsanstalt

São Paulo: Rua Boa Vista N. 39 (Ecke Rua Rosario), Caixa postal Y.

Campinas: Rua Dr. Costa Aguiar N. 24, Caixa postal 145

Santos: Praça dos Andradas N. 33

Rio de Janeiro und Curityba: Eröffnung demnächst.

Das **Goethe-Haus** liefert

sämtliche deutsche und anderssprachige Zeitschriften, Bücher, Musikalien und Kunstblätter

zu den Originalpreisen der Verleger

ohne irgendwelchen Aufschlag

mit direktem Postversand an jede aufgegebene Adresse nach allen Orten Brasiliens.

Bestellungen werden pünktlich ausgeführt.

Weiszflog Irmãos

São Paulo □ Rio de Janeiro

Stein- und Buchdruckerei,
Couvertfabrikation, Buchbinderei,
Zinkätzerei, Prägerei

São Paulo

Rua Libero Badaró, 79

Postkasten 81



Registrierte Marke

Rio de Janeiro

Rua do Hospicio, 40-42

Postkasten 1617



geben, was versöhnt und erhebt; denn wenn die Kunst nicht schöner ist als das Leben, so hat sie keinen Zweck."

Er habe es mit seinen Mitmenschen gut gemeint, sagt Rosegger; doch oft hätten sie ihn verdrossen. „Obgleich ich das Glück hatte, zumeist mit vortrefflichen Charakteren umzugehen, so habe ich doch auch die Niederträchtigkeit kennen gelernt und gesehen, mit welcher Wollust die Menschen imstande sind, sich gegenseitig zu peinigen — Schändlichkeiten und Uebeltaten stets unter einem schönen, wenn nicht gar geheiligten Deckmantel verhüllend. Ich habe Zeiten durchlebt, da ich es für die größte Narrheit hielt, den Leuten Gutes tun zu wollen. Aber wenn ich ihr Elend sah und das Uebermaß ihrer Leiden, da dauerten sie mich. Ich bin ja einer von ihnen."

Nun zu viel des Liebenswürdigen, so klagt Rosegger mit Humor, habe ihm die öffentliche Meinung gesagt, und die ewige Wiederholung von „taufersch" und „waldduftig" in den Rezensionen machte ihm fast ein wenig rebellisch! „Allerdings haben kirchliche Paeblblätter daran Aergernis genommen, daß ich in meinen Schriften das allgemein Menschliche und Gute befürwortete, daß ich die Gebote Gottes höher stellte als die Kirche, aber sie haben das genommene Aergernis auch redlich wiedergegeben, und zwar durch die niedrige Art und Weise ihrer Angriffe."

Der junge Ruhm verwirrte ihn in jungen Tagen, doch nur vorübergehend. „Im Hinblick auf die Geschichte wirklich hervorragender Männer, die man nicht gefeiert, sondern gelästert hat, in Anbetracht der verschiedenen Ursachen, der Höflichkeitssitten, des Lokalpatriotismus oder etwa eines versteckten Eigennutzes wurde mir die Inhaltslosigkeit eines solchen Gefeiertwerdens bald klar. Und wenn ich den Tag erlebe, da jene, die den „steinischen Dielert" einst vergötterten, ihn vergessen oder mißachten werden, so kann mich das nicht mehr treffen. Liegt in meinen Schriften Wert, so werden sie sich durchschlagen; liegt keiner drin, so ist das rasche Vergessenwerden der natürliebe und beste Verlauf."

Am Ende der Selbstbiographie sehen wir den greisen Dichter auf der Warte der Zeit, hinübergehend in die Ewigkeit. Er bekennt, daß es ihm manches Mal bange werde vor der „rasenden Flucht nach vorwärts" und er dann den Ruf erhebe, „zur Rückkehr in die Wildnisse der Natur". Er weiß, daß Stürme kommen werden, wie die Welt sie noch nicht gesehen hat. Doch er vertraut der Zukunft. Und seine selbstlose Selbstbeschreibung klingt aus in den Worten: „Soll es nun heute sein oder in noch späteren Tagen, willig mag ich meinen morschen Wanderstab zur Erde legen, willig meinen Namen verhallen lassen, wie des heimkehrenden Alpers Juchseln verhallt im Herbstwind. Aber ich — ich selbst möchte mich an dich, du liebe, arme unsterbliche Menschheit klammern und mit dir sein, durch der Jahrhunderte Dämmerung hin — und Weg suchen helfen — den Weg zu jener Glückseligkeit, die das menschliche Gemüt zu allen Zeiten geahnt und gehofft hat."

Deutsches Theater in Südamerika

Wie wir den Tauschblättern aus dem Süden entnehmen, war das finanzielle Ergebnis der Schau-

spielgesellschaft der Herren Blum & Lesing in Blumenau in diesem Jahre nicht günstig, und auch aus Joinville, wo erst über den ersten Teil des Gastspiels Nachrichten vorliegen, lauten dieselben nicht ermutigend. Der „Urwaldsbote" in Blumenau berichtet zum Beispiel, daß die Spielzeit im Jahre 1910 acht Tage dauerte und 13 Contos de Réis brachte, während sie in diesem Jahre in vierzehn Tagen nur 8 Contos und 500 Milréis ergab. Das sind traurige Resultate, die zu denken geben und uns hier um so mehr überraschen, als wir bisher der Meinung waren, daß der im Verhältnis größere Einfluß des Deutschtums im Süden, auch die deutsche Kunst mehr in den Vordergrund heben würde. Das ist nun, nach den Berichten, leider nicht der Fall gewesen. Wer hat nun die Schuld an diesem negativen Erfolg? Die Herren Blum & Lesing weiß nicht. Diese haben in jeder Spielzeit ihr menschenmöglichstes getan und das Beste gebracht, was unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt nur möglich war. Die Gesellschaft hat in diesem Jahre an Güte alle vorhergehenden übertroffen. Natürlich, Übung macht den Meister. Die Direktoren haben in den früheren Spielzeiten den Geschmack des Publikums studiert und wissen heute ganz genau, was für Stücke sie in den größeren und welche sie in den kleineren Städten zu geben haben. Trotzdem ist das Interesse im allgemeinen nicht gewachsen.

Wir waren immer der Ansicht, daß es für die deutschen Sprachgemeinden in Brasilien eine große Errungenschaft bedeutet, wenn ihr alljährlich die hervorragendsten Werke der neueren Literatur, und so weit unsere Bühnenverhältnisse es erlauben, auch ältere klassische Werke im lebendigen Worte von der Bühne herab vorgeführt werden können. Zu unserem großen Befremden haben wir schon früher erfahren, daß man sich in gewissen Kreisen nicht auf diesen Standpunkt stellte. Man verlangte von den Theaterdirektoren, daß sie ausnahmslos nur dasjenige zur Aufführung brachten, was in den engabgemessenen Kreisen den leitenden Persönlichkeiten oder denjenigen, die sich für solche hielten, in ihren Kram paßte. Das ist für eine Theaterdirektion einfach unmöglich. Man warf den einen modernen Schriftsteller und verlangte den andern, nur weil er gewissen Persönlichkeiten besser paßte. Das sind Nörgeleien, die dem ganzen schaden und uns der Gefahr aussetzen, daß uns deutsche Theatergesellschaften überhaupt nicht mehr besuchen.

Nach Deutsche Theater in Südamerika, so wie es die Herren Blum & Lesing jetzt eingerichtet haben, ist für die deutschen Sprachgemeinden in Brasilien ein ganz bedeutender Kulturträger. Es machte uns mit den neuesten Schöpfungen der Bühnenliteratur des alten Vaterlandes bekannt, und das ist ein Bildungsmittel und ein Vorteil für uns, der gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann und dem alle engherzigen Sonderinteressen weichen müssen. Es verschlägt dabei nicht, ob sich ein oder das andere Stück darunter befindet, das den persönlichen Interessen einzelner oder einzelner kleiner Gruppen zuwiderläuft. Wir haben jedenfalls durch solche Stücke Gelegenheit bekommen, zu erfahren, wie sich die Ansichten im alten Vaterlande geändert haben, und wenn diese Änderungen unseren engeren Ansichten zuwiderlaufen, so brauchen wir nicht gleich Zeter und Mordio zu schreien und uns bei der Direktion zu beschweren, sondern

wir müssen uns sagen, die Richtung, die in diesem oder jenem modernen Saisonstück zum Ausdruck kommt, ist weniger nach unserem Geschmack, wir sehen aber daraus, was im alten Vaterlande gefallen hat, und wie sich die Geschmacksrichtung verändert hat, ob zum guten oder schlechten, ist dann eine zweite Frage. Vergessen werden darf dabei aber nicht, daß im Jahre darauf dann vielleicht ein anderes Stück kommt, das wieder die Fehler des vorhergehenden wettmacht.

Die Herren Blum & Lesing sind keine Neulinge mehr in Südamerika. Sie haben bedeutende Erfolge aufzuweisen. Die Wahl, die sie unter den Stücken getroffen haben, war im allgemeinen immer gut, es allen bis ins kleinste recht zu machen, ist unmöglich. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir hier keine Stücke zu sehen bekommen, die im alten Vaterlande nicht gefallen haben, das liegt in der Natur der Sache und im eigenen Interesse der Direktion für die Garantie ihres Erfolges. Denn dieser Erfolg ist die Grundlage für ihr Fortbestehen. Mit den idealen Bestrebungen im Sinne des Theaters, wie es Schiller haben wollte, ist es für die Kassenerfolge leider nicht getan, sie muß auf die Kassenerfolge sehr wesentlich mitsehen. An uns ist es dann, diese idealen Ziele in unseren engeren Kreisen zu verfolgen und den guten Keim, den die deutschen Theateranstalten gelegt haben, zu pflegen und ihn dahin zu bringen, daß er reiche Früchte trägt.

Für den klassischen Spielplan ist unser Theaterpublikum in den meisten Städten noch wenig vorbereitet. Die Auswahl für die Aufführung unter den klassischen Werken ist von vornherein sehr klein, schon wegen der teilweise zu großen Personenzahl und komplizierten Ausstattung, die dieselben verlangen. Wie sollte z. B. eine durch unsere Städte reisende Theater-Gesellschaft Schillers „Wilhelm Tell" oder „Fiesco" aufführen. Die Herren Blum & Lesing haben schon übermenschliches geleistet, als sie die Aufführung des Goethe'schen „Faust" und der Schiller'schen „Räuber" ermöglichten. Die Vorstellungen waren zur Zeit recht gut, tadellos konnten sie nicht sein, denn eine in Südamerika reisende deutsche Gesellschaft kann bei den hohen Reisepreisen, den im Verhältnis dazu billigen Eintrittspreisen und den nur kurzen Spielzeiten in allen Städten, nicht für jedes Fach eine besondere Kraft haben, sondern sie muß mit einem möglichst kleinen Personal arbeiten. Ihre Künstler müssen, wie man so sagt, „Mädchen für alles" sein, ein Naturbursche muß Vaterrollen, der Held und Liebhaber womöglich Intriganten-Rollen geben können. Wenn diese letztere Behauptung auch ein bißchen kühn ist, so zeigt sie doch in drastischer Weise, was an so einer Wanderbühne alles geleistet werden muß. Daher kommt es auch, daß manchmal ein Künstler übermäßig oft auftreten muß, während der andere weniger zur Geltung kommt. Es ist das nicht das Resultat der sogenannten Sternsystems, welches einen einzigen Künstler auf Kosten der anderen hervorheben will, sondern der glückliche Zufall, daß die Direktion einen Künstler gefunden hat, der mit Erfolg mehrere Fächer spielen kann. Nach dieser Richtung hin war die Direktion in diesem Jahre, nach unserer Ansicht wenigstens, sehr glücklich.

Es wäre sehr zu bedauern, wenn die Herren Blum & Lesing wirklich gezwungen werden würden, ihr bisher verfolgtes Reisesystem zu ändern. Hoffent-

lich gelangt man in allen Städten, die die Gesellschaft bisher besuchte, zu der Erkenntnis, daß der Verlust des Kulturträgers, den die Theatergesellschaft Blum & Lesing unzweifelhaft bildet, ein ungeheurer Schaden für die deutsche Sprachgemeinde in Brasilien wäre. Das Opfer, das zur Abwehr dieses Verlustes gebracht werden müßte, ist ja nur sehr klein, es erfordert nur eine regere Beteiligung am Abonnement, um der Direktion von vornherein die Garantie für den Erfolg zu bieten, und die Mittel dafür sind sicher überall mehr oder weniger vorhanden, und wo sie wirklich fehlen sollten, da ist es wohl nicht zu viel verlangt, wenn die besser situierten für ihre weniger bemittelten Mitbürger etwas besonderes täten und vielleicht einen Garantiefonds aufbrächten. Wird doch für so viele Zwecke gesammelt, werden doch große Opfer für weniger wichtige Sachen gebracht, als es die Erhaltung der deutschen Kultur und die Weiterverbreitung der deutschen Literatur durch den alljährlichen Besuch einer deutschen Schauspielgesellschaft ist. Für den klassischen Spielplan muß dann das Publikum vorbereitet werden. Die Direktion könnte vorher mitteilen, welche klassischen Stücke sie jedesmal zu geben beabsichtigt, und diese könnten dann vorher in den Vereinen, vielleicht auch an einigen Stellen in den oberen Klassen der Schulen gelesen und erklärt werden.

Jedenfalls sollte alles getan werden, damit der Bestand des Deutschen Theaters in Südamerika, das nun schon mehrere Jahre hindurch ein Kulturträger, besonders für unsere neuere Bühnenliteratur gewesen ist, auch fernerhin gesichert bleibt.

Was Viele nicht wissen.

Daß in der Stadt Gotha im Jahre 1911 bereits über die Hälfte aller am Ort Gestorbenen eingesechert wurde, in Jena fast die Hälfte. In Dresden wurde ein neues Krematorium im Mai vorigen Jahres eingeweiht, und in diesem wurden bis April dieses Jahres bereits 400 Einäscherungen vollzogen. In allen 29 deutschen Krematorien zusammen wurden im Jahre 1911 nicht weniger als 7555 Leichen eingesechert.

Daß eine kräftige Tabakspflanze jährlich über 360.000 Samen hervorbringt, so daß in kurzer Zeit das ganze Festland der Erde mit Tabak überwachsen wäre, wenn sich alle Pflanzen richtig entwickelten. Nur diejenigen werden aber zu normalen Pflanzen, die ihnen zuzugende Verhältnisse gefunden haben.

Daß es sogenannten Fleischtee gibt, der durch Ausziehen gehackten Fleisches mit Wasser erhalten wird, und dem man besondere Nährkraft zuschreibt, weil er sämtliche wasserlöslichen Bestandteile des Fleisches enthält.

Daß die Blutegel in ihren „Tastaugen", kleinen, stäbchenförmigen Wärzchen, die an ihrer Spitze einen gewölbten Glaskörper tragen, Organe besitzen, die vier verschiedenen Sinnen dienen, zunächst dem Tast- und Gesichtssinn — daher ihr Name — außerdem aber auch dem Geschmacks- und Geruchssinn. Außer den „Tastaugen" weisen die Tiere noch eine kleine Zahl zusammengesetzter facettierter Augen auf.

Tiroler Landesschützen

Seit der im Sommer 1363 erfolgten Vereinigung Tirols mit dem Hause Habsburg sind 550 Jahre verflossen. Die Tiroler haben während dieser langen Zeit oftmals Anlaß gehabt, ihre Heimat mit tödtlicher Büchse gegen fremde Eindringlinge zu verteidigen und ihre Treue zu den Habsburgern mit Strömen von Blut zu bezeugen. Insbesondere sind die Jahre 1703, 1796, 1797, 1805, 1809 und 1813 mit blutigen Lettern in der Landesgeschichte verzeichnet. Mancher Mann vom Landsturm und von den Schützen-Kompagnien ist todeswund niedergesunken und hat die Seinen niemals wiedergesehen. Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeier, Josef Speckbacher, der Mann von Rinn, Joachim Haspinger, der feurige Kapuzinerpater, und Anton Aschbacher aus Achensee sind Heldengestalten, deren Namen nie vergessen werden.

Das Andenken an diese Kämpfe halten auch die alten Fahnen und mancherlei andere Erinnerungszeichen der k. k. Gemeinde-, Bezirks- und Hauptschießstände des Landes wach. Die Fahnen sind geschmückt mit Ehrenzeichen, Medaillen aus Gold, Silber und Erz, und mit vielsagenden Inschriftbändern. Wohl am ältesten ist die von 1684 stammende Fahne der Kufsteiner Schützen, die ihre erste Feuer-taufe 1703 am Thierberg und an der Kiefersfelder Brücke beim siegreichen Abweis des gewaltigen Angriffs der Truppen des Kurfürsten Emanuel Max von Bayern empfing. Nur wenig jünger ist die 1715 geweihte Fahne der Schützen von Hall. Ihre Ehren-tage sind der 30. Oktober und der 2. November 1796, an denen man am Monte Corona in Südtirol waeker kämpfte, und der 2. April 1809, an dem die Franzosen bei Spinges unweit von Mühlbach im Puster-tal eine schwere Niederlage erlitten. Das letzter-wähnte Gefecht brachte ihr den Namen „Spingeser-fahne“ ein. Auch die Innsbrucker besitzen eine „Spingeserfahne“, denn ihr Landsturm hat unter dem Kommando des Schützenmajors Dr. Philipp von Wörndl im Treffen tapfer mitgefochten. Vielen anderer Schützenfahnen nicht zu gedenken. Die, welche Andreas Hofer 1809 als Oberstkommandierender von Tirol geführt hat, ruht als Kleinod im Sandhofe zu Passeier. Im Jahre 1908 ließen die Schießstände alle diese alten und berühmten Fahnen durch den Maler Thomas Waleh aus Imst, einem Schüler De-freggers, kopieren und auf jeder einzelnen einen Fahnen-träger in der historischen Tracht der Kom-pagnie darstellen. So entstanden fünfundzwanzig Aquarelltafeln, die in einer kostbaren Kassetten dem Kaiser Franz Josef zu seinem sechzigjährigen Re-gierungsjubiläum als Geschenk der Tiroler Schützen feierlichst überreicht wurden.

Neben den Fahnen fehlt es nicht an Trophäen. So besitzt der k. k. Gemeindegemeinschaft zu Inzing, unweit der Martinswand im Inntal, noch einen fran-zösischen Legionsadler vom 2. k. französischen In-fanterie-Regiment, der 1809 in den Kämpfen an der Gallwiese bei Innsbruck dem französischen Fähr-lich von dem Inzinger Landesverteidiger Johann Lang abgerungen wurde, und der k. k. Gemeindegemeinschaft Kappl im Paznauntal nennt eine am 25. November 1809 im Gefecht bei Gsöll eroberte fran-zösische Fahne sein eigen.

An kostbaren Schützenketten, Ehrenpokalen und

Ehrenbechern aus Silber, wertvollen Medaillen, alten Urkunden, Privilegien, Verleihbriefen, Schützen-ordnungen und Ladescheiben, sowie zahlreichen Ge-denkscheiben ist kein Mangel. Unter den Schützen-ketten sind am ältesten und wertvollsten die Kuf-steiner mit ihren seit 1520 angesammelten sechs Dutzend silbernen Wappen, Schau- und Denkmün-zen, die silberne Vogelkette des k. k. Landes-Haupt-schießstandes in Innsbruck mit den seit 1533 bis zur neuesten Zeit von den Schützenmeistern gestifteten silbernen Wappenschildchen, und die Bozener Ma-trikelkette, deren vergoldete Silberreifen eingra-vierte Namen aufweisen, die bis ins 15. Jahrhundert zurückreichen. Von den Gedenkscheiben weisen manche recht originelle Sprüche auf.

Genug, die Schießstände des Landes bergen so viel Bemerkenswertes, daß der Besucher Tirols gut tun wird, an ihnen nicht vorüberzugehen, zumal sie die heiße Liebe des Volkes zur Heimat und seine Lust am Schießen getreulich widerspiegeln.

Talent und Fleiss

Unter den Sonderbarkeiten, die uns im prakti-schen Leben oft zu denken geben, fällt uns am häu-figsten eine auf, die uns immer wieder die Frage in den Sinn drängt: Woher kommt es, daß so viele begabte Menschen es im Leben nicht recht vorwärts bringen können?

Pech! lautet oft die Antwort. Nein, wir glauben nicht an Pech, wir sind keine Fatalisten. Der Be-gabte übersieht die Kleinigkeiten zu oft, heißt es in einer anderen Erklärung. Das mag vielleicht mit-unter der Fall sein, es genügt aber nicht zur Erklä-rung des ganzen Sachverhaltes, zumal man gerade in den besten Stellungen und an der Spitze der her-vorragendsten Aemter und Unternehmungen fast ausschließlich begabte Männer findet.

Es gibt noch viele Antworten und Erklärungen aber kaum eine dürfte das eigentliche Wesen der Sache, den wahren Grund finden.

Einer der wichtigsten Gründe wird am allerhäu-figsten überschauen. Zunächst ist es Tatsache, daß dem Begabten das Auffassen und das Erlernen des-sen, was gelernt werden muß, leichter wird als dem Minderbegabten. Wenn nun ein kleiner Hang zur Bequemlichkeit und Trägheit sich mit der Be-gabung verbindet, so ist der Anstoß, die Grund-lage zu einem schlechten Fortkommen im Leben gegeben. In der Jugend wird das Lernen zu leicht, man brauelt nicht so viel zu arbeiten wie die an-deren, die schwitzen und sich mühen müssen; und wenn man dann etwas älter wird, ist die Arbeit be-reits eine Last.

Darum erlebt man es alle Tage, daß z. B. von zwei Leuten, von denen der eine viel Talent und einen scharfen Geist besitzt, während der andere nur mäßig begabt und einfach verständlich ist, dieser Minderbegabte nur durch Fleiß und starkes Wollen seinen viel befähigteren Gefährten weit hinter sich läßt.

Und fast wäre man versucht zu glauben, daß eine solche Begabung nur glänzender Schein, nur eine gewisse begrenzte Behendigkeit des Geistes ist. Denn in Wahrheit ist echtes Talent auch mit Fleiß verbunden. Wo wir in der Geschichte der Menschheit

einen bedeutenden, wahrhaft begabten Mann vorfinden — in welchem Berufe, in welchem Wirkungs-kreise es auch sein mag — sein Leben war stets mit Arbeit ausgefüllt, er gehörte unter seinen fleis-sigen Zeitgenossen zu den allerfleißigsten. Wir wußten ja kaum etwas von den Genies und großen Talenten, die gelebt und geschafft haben, wenn sie nicht geschafft, nicht gearbeitet, nicht so viel geleistet hätten, daß ihre Spuren nie verwischt werden.

Nein, Genie und Talent sind mit Fleiß und Ar-beit innig verbunden. Wir glauben nicht an Pech und auch nicht an andere Gründe. Einzig die Ar-beit ist es, die die Grundlage alles Fortkommens im Leben ausmacht und als Voraussetzung dazu der Wille zur Arbeit.

„Tu etwas Geringfügiges, mache auch etwas Min-derwertiges, aber tue etwas, denn es ist besser, als gar nichts zu tun!“ äußerte sich einmal ein gros-ser englischer Denker.

Es scheint eine merkwürdige feine Beobachtung in dieser Äußerung zu liegen. Denn in dem Beginn, etwas weniger Wichtiges zu arbeiten, liegt auch der Beginn der Arbeit selbst, die Ueberwindung des Moments der Trägheit.

Es hängt in unserem Leben schließlich alles vom Willen zum Tun ab. Wir müssen diesen Willen ha-ben und uns nicht von Nebensächlichkeiten und Hin-dernissen entnützen lassen. Und auch nicht von Fehlern, die wir etwa machen — kein Mensch bleibt frei davon. Indem wir wollen, was wir sollen, ver-scheuen wir das Pech und alle die vielen Gründe, die scheinbar unserem Fortkommen im Wege stehen.

Humor und Kurzweil

Gutes Gedächtnis. „Na, Huberbäuerin, Sie werden doch Ihre silberne Hochzeit öffentlich feiern?“ — „Fallet mir ein! Daß mein Mann wieder so an Rausch heimbrächt, wie's erste Mal.“

Druckfehler. (Aus einer Novelle.) Das Dienst-mädchen eilte sofort herein und las die glühenden Kohlen, die beim Nachschüren aus dem Ofen gefal-len waren, mit der Zunge auf, wodurch die Gefahr alsbald beseitigt war.

Schon zuviel. Der Abend ist herrlich; Oskar nimmt sich ein Herz und geht mit Marie spazieren, die Schönheit der Nacht reißt ihn hin. „Marie,“ fragt er, „wilst du meine Frau werden?“ — „Ja, Oskar,“ erwiderte sie sanft und leise. Oskar ver-sinkt in tiefes Schweigen, das schließlich seiner Braut unerträglich wird. „Oskar,“ sagt sie endlich verzweifelt, „warum sagst du denn kein Wort?“ — „Ach,“ meint er bedrückt, „ich glaube, wir haben schon zuviel geredet.“

Begreifliche Neugier. „Ihre Krankheit ist ja gefährlich; aber Sie dürfen trotzdem beruhigt sein: von drei Fällen habe ich stets zwei durchgebracht.“ — Patient: „Und ist diesmal der eine schon tot?“

Kindermund. Juwelier heimlich zu seinem sechs-jährigen Sohn: „Karlehen, ich muß einen Augenblick ins Nebenzimmer, paß auf, daß der Mann dort nichts stiehlt!“ — Karlehen (beobachtet den Käufer auf das schärfste und ruft, als sein Papa wieder in den Laden tritt): „Papa, er hat nichts gestoh-len!“

Vom deutschen Willkomm.

Im Jahre 1556 erscheint zum ersten Male in der Literatur der freundliche Name „Willkomm“ für eine Art von Trinkgefäßen, wie sie zum Empfang der Gäste auf den Willkommstuben der Zünfte geleert wurden. Würdige Kinder ihrer Zeit — „Zehnjahr-hunderte“ hat man ja das 15. und 16. Jahrhundert genannt — waren diese gewaltigen Becher, Pokale, Kannen und Humpen. Aber sie zeichneten sich nicht allein durch Umfang aus, sondern meist auch durch künstlerische Schönheit, edles Material und durch den gewinnenden Reiz einer humoristischen Sin-nigkeit. Sie lehnten sich in ihrer Form an die Ge-werbe-Abzeichen der verschiedenen Zünfte an, und so gab es Willkomme in Gestalt von Hüten, Schif-fen, Stiefeln, Tonnen, Kanonen usw.

Die Nürnberger Schneider z. B. hatten seit dem Jahre 1586 einen wahrhaft reizenden Willkomm. Es war ein großer Becher aus Edelmetall, der die Form eines Fingerhutes zeigte. Auf dem Deckel stand ein kleiner, zierlicher Putto; in der Linken hielt er, gleichsam wie eine Lanze, eine ihm selbst überragende Nähnadel, mit der Rechten führte er natür-lich nicht das Schwert, sondern die Schere.

Willkomme gab es aber nicht nur auf den Stuben der Zünfte: Jede Stadt, jedes Schloß hatten ihre mehr oder weniger berühmten Bewillkommgefäße, die bei festlichen Begrüßungen Dienst taten. Belehrt waren namentlich auch „Sturzbecher“, die man ge-füllt nicht aus der Hand setzen konnte. Der Sturz-becher der Stadt Erfurt bestand aus einem trichter-förmigen Becher, der keinen Fuß zum Stehen hatte, sondern in einen weiblichen Kopf endete. Solche Becher mußten natürlich verkehrt, mit dem Lip-penrand nach unten, hingesezt werden. Ein hoch-beliebter, später noch oft imitiert Scherzbecher dieser Zeit bestand aus einer Frauenfigur, deren Rock als Becher diente, und die zwischen den er-hobenen Armen einen halbkugelförmigen, kleinen Becher hielt, der beweglich war, und so beim Kip-pen der ganzen Figur doch seine richtige Lage behielt. Beide Becher, sowohl den kleinen als auch den Rock der Frau füllte man gleichzeitig mit Wein und bot das Ganze zuerst einem Herrn, der — ohne etwas verschütten zu dürfen — den großen Becher leeren mußte, um die Figur dann seiner Dame hin-zureichen, für die der kleine bestimmt war.

Dem Trinker Schwierigkeiten zu bereiten suchte auch mancher „Willkomm“ auf fürstlichem Schlosse. Berühmt ist die lebensgroße, vergoldete Auerhemme aus Silber, die seit alten Zeiten dem Gast bei sei-nem ersten Besuch im Schlosse zu Schwarzburg kre-denzt wurde. Damit der gute Tropfen aber nicht allzu bequem in die Kehle rinne, wurde dem Gaste zunächst das „Geschmeide“ oder die „Jungfrau gut“ vor das Kinn, um den Hals gehangen — nämlich ein derber, mehrere Jahrhunderte alter Holzklotz. Ein Ueberraschungswillkomm war auch lange Zeit im Schwarzburger Zeughaue zu sehen: Ein Zinn-krug, auf dessen Boden rollende Kugeln lagen, die dem unvorsichtigen Trinker gegen die Zähne schlugen!



Komplette Braut - Ausstattungen

in einfachster bis luxuriösester Zusammenstellung

=== Lingerie- und Ballkleider ===
Blusen, Corsetts, Damen-Strümpfe

Erstlings-Ausstattungen

in allen Preislagen.

Kinder-Messingbettstellen, Wiegen, Schlafkörbe, Kinderwagen,
Kinderwäsche, Kinderkleider, Kinderstrümpfe

Abteilung Inneneinrichtung

Möbelstoffe, Gardinen, Teppiche, Linoleum, Tischdecken, Klubmöbel,
Gartenmöbel, Messingbettstellen.



CASA ENXOVAL

Grösstes und leistungsfähigstes Spezialhaus für Wäsche u. Inneneinrichtung
São Paulo Klausner & Co.

Das Jubiläum des Hauses Bromberg

Am ersten August begibt der Seniorchef des Hauses Bromberg, Herr Martin Bromberg in Hamburg, sein 50jähriges Geschäftsjubiläum. Wir gedachten damals schon in Kürze des Tages, verschoben aber die eingehendere Würdigung bis heute, um durch die Aufnahme des Artikels in die über den Rahmen des Alltags hinausgehende Kaisernummer auch äußerlich zu bekunden, welche Bedeutung diesem Jubiläum beizumessen ist.

Das Haus Bromberg ist nämlich nicht nur ein bedeutendes Importhaus, wie viele andere. Es ist auch nicht genügend gekennzeichnet, wenn man sagt, daß es eine der größten Privatfirmen Südamerikas ist. Das alles würde noch nicht rechtfertigen, daß sich die landessprachliche wie die deutsche Presse Brasiliens und Argentiniens in so eingehend-

35.000 Contos, der im Jahre 1912 zu verzeichnen war. Und nichts läßt vermuten, daß in dieser Entwicklung ein Stillstand eintreten werde; im Gegenteil spricht alles dafür, daß das Haus Bromberg in eine neue Periode umfassender Unternehmungen getreten ist, die ihm seinen Platz im Wirtschaftsleben des Landes sichern.

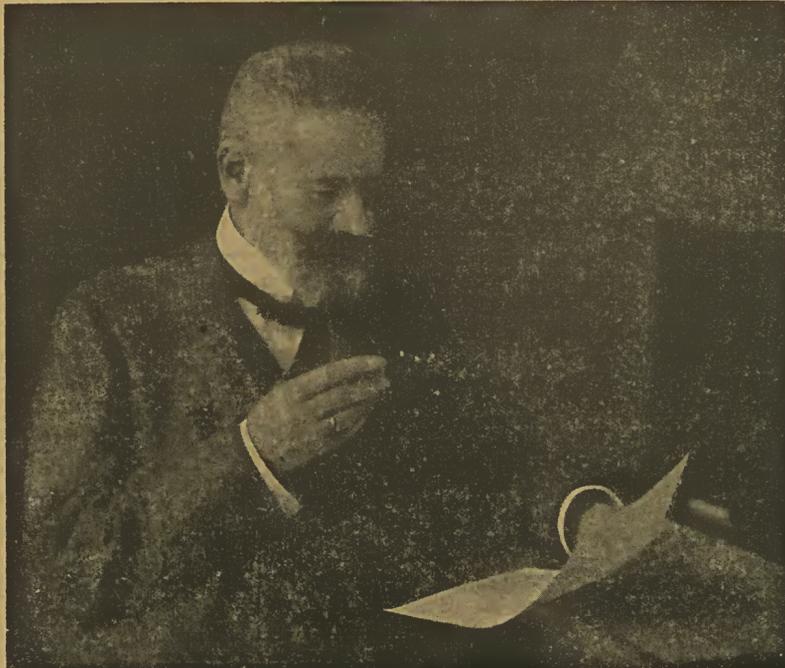
Die Firma Holtzweißig & Co. wurde nach dem Ausscheiden des Herrn Holtzweißig in Rech & Co. umgewandelt. Diese Firmierung wurde auch beibehalten, als im Jahre 1887 Herr Rech ausschied und

und Industriematerial, die das Haus schon seit längerer Zeit betrieb. Er hatte richtig beobachtet, daß der Zeitpunkt für die industrielle Entwicklung Brasiliens gekommen sei, und daß es daher notwendig werde, die jungen Industrien mit Maschinen und Material zu versorgen. Noch unter dem Kaiserreiche entfaltete Herr Martin Bromberg auf diesem Gebiete eine so gemeinnützige Tätigkeit, daß D. Pedro II. ihm durch die Großkommende des Rosenordens auszeichnete. Wie sich seitdem die Maschineneinfuhr des Hauses entwickelt, wie hervor-

te, Parahyba do Norte, Bahia, Espirito Santo, Paraná, Santa Catharina, Matto Grosso und Rio Grande do Sul, dort natürlich teilweise von den Filialen errichtet. Für diese neueste Entwicklung war zweifellos die Aufnahme des Herrn Hacker in die Firma Bromberg, Hacker & Co., São Paulo und Rio de Janeiro, von großem Einfluß. Aber Herr Martin Bromberg hatte auch die Genugtuung, seine Söhne in seine Fußstapfen treten zu sehen, einerlei ob sie ihre Ausbildung als Kaufleute, Ingenieure oder Juristen erhalten haben. Sechs Söhne stehen Filialen vor oder unterstützen den greisen Vater, der noch unermüdet und mit bewundernswerter Frische tätig ist, in der Leitung der Zentrale, die schon längst nach Hamburg verlegt wurde. Im Hause Bromberg hat sich also auch in dieser Hinsicht die gute kauf-



Ingenieur Hans Hacker
Teilhaber der Firma Bromberg, Hacker & Co



Martin Bromberg, Senior-Chief



Dr. Erwin Bromberg
Teilhaber der Firma Bromberg, Hacker & Co.

der Weise mit ihrem Jubiläum beschäftigte, wie es tatsächlich geschehen ist. Das Haus Bromberg ist vielmehr mit der wirtschaftlichen Entwicklung Brasiliens so eng verknüpft, daß man, wollte man die Geschichte dieser Firma schreiben, ebensogut ein umfassendes Stück Wirtschaftsgeschichte Brasiliens darstellen würde, wie etwa in der Geschichte des Hauses Krupp oder der Diskontogesellschaft die Wirtschaftsgeschichte Deutschlands während der letzten fünfzig Jahre sich spiegelt. Für uns Deutsche ist die Geschichte des Hauses Bromberg außerdem ein ehrenvolles Zeugnis der Tüchtigkeit des deutschen Auslandskaufmanns.

In Kolonialländern, namentlich der westlichen Hemisphäre, sind Firmen, die fünf Jahrzehnte überdauern, nicht gerade häufig zu finden. Der Schatz kaufmännischer Erfahrungen, die ehrenfeste Tradition, die Ueberlieferung von Generationen, die so viele angesehene Häuser Europas auszeichnen, sind hier etwas Besonderes. Man darf nicht vergessen, daß der Ursprung des Hauses Bromberg nicht in Hamburg zu suchen ist, sondern bei uns in Brasilien: die Firma Holtzweißig & Co., in die Herr Martin Bromberg im August 1863 eintrat, hatte ihren Sitz in Porto Alegre. Von dort ging die Ausbreitung und das stetige Fortschreiten aus, die den Entwicklungsgang des Hauses charakterisieren, seit Herr Martin Bromberg ihm angehört. Dieses Wachstum hat auch die gefährliche Periode der Proklamierung der Republik mit dem ebenso plötzlichen wie tiefen und langwährenden Kurssturz nicht aufhalten können, sondern es ist stetig weitergegangen bis zu der stolzen Höhe von heute: bis zu dem riesigen Jahresumsatz von 50 Millionen Mark oder

Herr Bromberg Alleininhaber wurde. Die Kundschaft im Staate Rio Grande do Sul hatte sich so an Rech & Co., bei denen sie so ausgezeichnet bedient wurde, gewöhnt, daß eine Firmenänderung nicht ratsam erschien. Erst im Jahre 1910 wurde auch für das Stammhaus der Name Bromberg & Co. angenommen. Ein Hamburger Einkaufshaus war schon im Jahre 1870 begründet worden, so daß beim Sturz des Kaiserreiches Herr Bromberg über drei Häuser verfügte: Porto Alegre, Rio Grande und Hamburg. (Heute besitzt die Firma Filialen in Rio de Janeiro, São Paulo, Santos, Bello Horizonte, Bahia, Porto Alegre, Rio Grande, Pelotas, Cachoeira, Santa Maria, Passo Fundo, Uruguayana, Buenos Aires und Rosario de Santa Fé.) Wir sagten schon, daß es ihm gelang, jene gefährliche Periode, die mancher bedeutenden Brasilfirma den Untergang brachte, glücklich zu überstehen. Das zeugte nicht nur für die Solidität des Hauses Bromberg — denn auch unter den Firmen, die zugrunde gingen, befanden sich viele durchaus solide Unternehmungen —, sondern vor allem für die kaufmännische Tüchtigkeit, für den geschäftlichen Scharfblick des Leiters.

Herr Martin Bromberg stellte, bald nachdem er Alleininhaber geworden war, das Geschäft auf eine andere Basis. Den Import von Manufakturwaren gab er als nicht mehr lohnend auf. Dafür widmete er um so eifriger sich der Einfuhr von Maschinen

und es dadurch zum Aufblühen unserer Industrien beigetragen hat, ist zu bekannt, als daß wir darauf einzugehen brauchen. Brauereien, Papierfabriken, Spinnereien, Webereien, Streichholzfabriken, Schlachthäuser, Kühlanlagen, Reismühlen, Sägewerke, Dampfziegeleien, Druckereien und Kartonagefabriken wurden vom Hause Bromberg eingerichtet. Darunter befinden sich die beiden größten Papierfabriken Südamerikas und die größte Ziegelei Brasiliens. Die Firma hat ferner Wasserwerke und Eisenbrücken gebaut, Eisenbahnmateriale, Lokomotiven und Waggons geliefert. Als Vertreterin deutscher Fabriken von Welfruf wie Lanz in Mannheim und Sack in Leipzig hat sie auch der brasilianischen Landwirtschaft wichtige Dienste geleistet. Allein an Lanz-Lokomobilen hat sie 883 Stück eingeführt, deren 31.000 Pferdekräfte mannigfachen Betrieben in Industrie und Landwirtschaft dienen.

Eine besondere Bedeutung haben in den letzten Jahren die Filialen in São Paulo und Rio de Janeiro erlangt durch ihre Tätigkeit auf dem Gebiete der elektrischen Industrie. In nur fünf Jahren haben sie Elektrizitätswerke in über 100 Städten, Flecken und auf Gütern gebaut. Insgesamt 200.000 Pferdekräfte sind auf diese Weise nutzbar gemacht worden, davon der größte Teil durch Verwertung von Wasserkraften. Diese Werke sind nicht nur in den Staaten São Paulo, Rio de Janeiro und Minas Geraes entstanden, sondern auch in Rio Grande do Nor-

männische Tradition erhalten, die anderwärts leider zum Schaden des Geschäfts so häufig verlassen worden ist. Der Seniorchef der Firma konnte daher am Jubiläumstage nicht nur mit Freude auf die fünf Jahrzehnte der Arbeit und der Erfolge zurückblicken, sondern er durfte auch getrost in die Zukunft schauen, gewiß, daß sein Werk weiterbestehen werde. Und dieses ist wohl für jeden Schaffenden die reinste Freude.

Unserer knappen Skizze werden unsere Leser entnommen haben, weshalb das Geschäftsjubiläum des Hauses Bromberg hier in Brasilien Interesse erregte, weit über den üblichen Rahmen hinaus. Andererseits hat aus dieser allseitigen Teilnahme Herr Martin Bromberg, haben die Herren Arthur, Dr. Erwin, Ferdinand, Martin B., Dr. Otto und Waldemar Bromberg sowie Herr Hacker ersehen, daß man die Verdienste der Firma um das Land — denn der Kaufmann und Unternehmer, der seinem Geschäft recht dient, dient auch dem Lande, in dem er arbeitet — zu würdigen versteht. Das wird ihnen nicht nur Befriedigung gewähren, sondern auch ein Ansporn sein, unermüdet weiterzuarbeiten, der Firma zum Nutzen und dem deutschen Namen zur Ehre. Dem deutschen Namen — das sei zum Schluß hervorgehoben — hat das Haus Bromberg nicht nur durch die Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit seiner geschäftlichen Arbeit hochgehalten; sondern wo es kulturelle Bestrebungen des Auslandsdeutschums zu fördern oder Wohltätigkeit zu üben, da hat es stets in der ersten Reihe gestanden, den Gepflogenheiten kaufmännischen Patriatismus getreu. Deshalb brachte auch das brasilianische Deutschum ihm zum Jubiläum besonders herzliche Glückwünsche dar.

Henrique Möntmann & Co. Chapelaria Allemã

Rua Direita 10-B

São Paulo

Telefon Nr. 3743

Erstklassiges Herren- und Damenhut-Geschäft

empfehlen alle in- und ausländischen Waren.

Herren-, Damen- und Kinder-Hüte zu mässigsten Preisen.

Soeben eingetroffen die neueste Mode in Herrenhüten

Marke Mayser, Habig-Wien und Wilson-London.

Anfertigung nach Mass von seidenen Zylinderhüten, der neuesten Mode entsprechende Formen und Umarbeiten von Herren- und Damenhüten jeder Art.

Waschen und Formen von Panamá- und Strohhüten nach neuem System.

Eine türkische Tragödie der siebziger Jahre.

(Zur Ermordung Mahmud Scheffet Paschas.)

Auf dem Freiheitshügel in Konstantinopel — wie ein Symbol klingt dieser Name der letzten Ruhestätte des ermordeten Großwesirs und Kriegsministers der Türkei, Mahmud Scheffet Pascha — sind die sterblichen Überreste des von Revolverkugel durchbohrten türkischen Nationalhelden mit feierlichem Pomp begraben worden. Er fiel, wie heute feststeht, nicht nur als der bedeutendste Repräsentant des Jungtürkentums, er fiel von Mörderhand, weil er den Mord nicht gesüht hatte, der an dem Kriegsminister des Kabinetts Kiamil Pascha, an Nazim Pascha, verübt wurde. Gewiß, die politischen Morde in der Türkei sind eine Begleiterscheinung der furchtbaren Erschütterungen des Osmanenreiches seit dem Beginn der jungtürkischen Bewegung bis zum gänzlichen Zusammenbruch der europäischen Türkei durch den Balkankrieg. Es ist so unendlich viel, was sich in diesen fünf Jahren ereignet hat: die Absetzung Abdul Hamids das Werk Mahmud Scheffets, die Erhebung des Bruders des eingekerkerten, abgesetzten Sultans als Mehmed V. auf den Kalifenthron wieder ein Werk Mahmud Scheffets, der ewige Wechsel zwischen Jungtürkentum und Alttürkentum, der Verlust von Tripolis, der Sturm des Balkanbundes, der das morsche Gebäude des Reiches über den Haufen warf, die Verzweiflung und Erbitterung im Offizierkorps, das sich in zwei Lager spaltete, das alles begünstigt zur Genüge solche Schreckenstaten wie die Ermordung Nazim Paschas und den Sühnemord an Mahmud Scheffet Pascha. Aber neu und unerhört in der Geschichte der Türkei im letzten Halbjahrhundert sind derartige Ereignisse eigentlich nicht. Vor ca. vier Jahrzehnten knüpften sich an die Enthronung eines Sultans, der in seinem tyrannischen Gebaren wie ein Vorbild Abdul Hamids erscheint, ganz ähnliche Geschehnisse. Als war Abdul Asis, ein Mann, der ganz im Stile der alten Cäsaren eine ungeheuerliche Verschwendungssucht, rücksichtslose Grausamkeit und einen vor dem Tode zitternden Verfolgungswahn in sich vereinte. Die Palastbauten, die Panzerschiffe, die Vergnügungen hatten ungeheure Summen verschlungen, eine Moschee sollte gebaut werden, die ihresgleichen nicht fand, ein Zirkus, angefüllt mit wilden Tieren, sollte an die Zeiten Justinians oder Neros erinnern. Und während die Verschwendung alle Grenzen der Vernunft verließ, harpte die Beamenschaft vergebens ihrer Entlohnung und sie sah sich, um Schutz gegen Hunger und Not zu finden, auf den Weg des Diebstahls und des Betrugzes gewiesen. Eine Reihe von Aufständen, vor allem der christlichen Bewohner, gab der Regierung des Sultans das charakteristische Gepräge.

Liest sich das nicht wie eine Schilderung der Regierung Abdul Hamids, des zweiten Nachfolgers des Sultans Abdul Asis? Und auch die weiteren Ereignisse — wir folgen der Darstellung des bekannten Publizisten und Schriftstellers Dr. Paul Liman in seiner historisch-psychologischen Studie „Der politische Mord im Wandel der Geschichte“ (Berlin 1912, A. Hofmann & Co.) — erinnern sie nicht an die Geschehnisse in den letzten Jahren, wenn auch kein Sultansmord zu verzeichnen ist, aber sonst ähneln sie frappant dem Aufstieg der Jungtürken und ihrem Niedergang mit all den blutigen politischen Morden,

den schweren Erschütterungen des Kalifenthrons. Damals trat Midhat Pascha in den Vordergrund, der erste große Reformator seines Landes, als dessen Rächer später die Jungtürken sich geberdeten. Am 30. Mai 1876 hat sich, von Midhat Pascha heraufbeschoren, in der Stadt Konstantins ein Drama von tiefgreifender Bedeutung vollzogen. Schon vorher war aus seiner Feder eine geheime Denkschrift erschienen, in der er mit der den Ideen Rousseaus sich nähernden Begründung, daß die Absetzung eines Monarchen sofort erfolgen müsse, wenn er das Gesetz übertritt, einen Thronwechsel forderte. Nun habe aber Abdul Asis das Gesetz unzählige Male übertreten, er habe sich als einen „elenden Narren“ gezeigt, dessen Beseitigung die Pflicht der Nation sei. Die Rettung werde nur kommen, wenn eine Verfassung und mit ihr ein Parlament eingeführt würde, das aus Vertretern aller Rassen und Religionen bestanden und ein Gegengewicht gegen den Absolutismus des Monarchen bilden müßte.

Jetzt im Mai schritt man zur Tat. Midhat, Hussein Avni, Mehemed Ruschdi und Achmed Kaiserli erwirkten zuerst von dem Scheich ul Islam einen Fetwa, der die Absetzung des Sultans im Falle seiner Untauglichkeit als eine Forderung der islamitischen Gesetz erklärte. Darauf wurden die Rollen verteilt und als Leiter der militärischen Operationen Suleiman Pascha ins Vertrauen gezogen. Der Vorgang hat sich rasch und ohne Zwischenfall abgespielt: Von der Seeseite her hatte man den Palast von Dolma-Bagdtsche durch dieselben Panzerfregatten abgesperrt, die der Sultan dort zum Schutz und zum Vergnügen stehen hatte. Auf der Landseite wurde Infanterie und Artillerie nahe an die Tore gerückt. Zudem hatte Suleiman die Zöglinge der Militärschulen bewaffnet und herangeführt. Achmed Kaiserli war die Aufgabe zugefallen, sich auf die Panzerfregatte „Azizie“ zu begeben, um dort etwaige Seemanöver zu leiten und im Falle des Mißlingens die Flucht der Verschworenen zu sichern. Hussein Avni, geizen der Pförtner des Palastes Keimerlei Milirauen hatte, drang nun, von zwei Adjutanten begleitet, in die Gemächer des Sultans, und als ihm dieser entrüstet entgegentrat, erklärte er ihm, daß er abgesetzt und Murad zum Sultan erhoben worden sei. Abdul Asis legte in diesem entscheidenden Augenblick nicht einmal soviel Zeichen von Mut ab, wie einst Paul von Rußland, er griff zu keiner Waffe, sondern ergab sich nach kurzem Nintanfall in sein Schicksal, indem er alsbald, von seiner Mutter und seinen Kindern gefolgt, sich auf einem Boote nach seinem neuen Bestimmungsort, dem Palast von Topkapu, hinüberfahren ließ.

Murad wurde noch in derselben Nacht von den Verschworenen herbeigeholt und zitternd nach Dolma-Bagdtsche gebracht, wo ihm das Militär und die Beamten huldigten. Am anderen Morgen ritt er unter glänzender Begleitung nach der Sophien-Moschee, erteilte die schonendsten Befehle für seinen Oheim und erweckte zugleich durch einen Reformierlaß die freudigsten Hoffnungen für die Wiedergeburt seines Landes.

Aber wie sich seine Hoffnungen auf diesem Gebiete niemals erfüllen sollten, so vermochte er auch das Schicksal seines Vorgängers nicht zu wenden. Abdul Asis war alsbald mit den Seinen nach dem Palast von Tschheragan gebracht worden. Als hier am 4. Juni die Mutter in sein Schlafzimmer trat, fand sie ihn tot auf dem Boden. Eine erste ärztliche Untersuchung zeigte Schnittwunden an beiden

Armgeelenken, die mit einer neben ihm liegenden Schere gemacht zu sein schienen. Ein späteres Protokoll, von den Botschaftsärzten und anderen Sachverständigen gezeichnet, kam zu dem Schluß, daß der Tod des Sultans durch Verblutung infolge der Verletzung der Gefäße an den Armgeelenken erfolgte, daß diese Wunden durch das vorgelegte Instrument wohl verursacht sein konnten, daß aber die Richtung und die Natur der Wunden gleich dem Instrument „auf einen Selbstmord schließen lassen“. Von einer Erwürgung war nichts zu sehen, doch hat einer der Beschauer, der englische Botschaftsarzt, ausdrücklich erklärt, daß der Sultan wahrscheinlich von dritter Hand im Schlafe ermordet wurde. An einem Motiv hierzu hat es sicherlich nicht gefehlt. Denn vom Anbeginn bestand die Gefahr, daß der abgesetzte Sultan von seinen Anhängern befreit werden könnte, um dann zur blutigen Rache an allen seinen Feinden zu schreiten.

Erst fünf Jahre später, im Juni 1881, wurde in dem Prozeß gegen Midhat und seine Gefährten von einem aus drei Muslimen und zwei Christen bestehenden Gerichtshof festgestellt, daß die Tat von vier Personen in der Weise verübt worden war, daß ein bulgarischer Athlet namens Ibrahim dem Sultan, der von Fakri Bei und zwei Offizieren gehalten wurde, die Adorn geöffnet habe; zwei andere Offiziere hatten während der Tat die Tür bewacht. Midhat, Mahmud Damat und Nouri Pascha wurden, weil sie den Befehl zur Ermordung erteilt hätten, zum Tode verurteilt und später zur Verbannung in einen entlegenen Ort Arabiens begnadigt.

Aber das Attentat, das gegen Abdul Asis verübt wurde, sollte schon bald darauf ein anderes, blutiges Nachspiel haben. In der Garde des ermordeten Sultans diente ein Offizier von tscherkessischer Herkunft namens Hassan, der Sohn eines Mannes, der sich nach der Auswanderung aus dem Kaukasus in Rumelien festgesetzt hatte, um dort Handel mit schönen Mädchen zu treiben. Hassan war als guter Reiter, Fechter und Schütze bekannt und hatte eine glänzende Laufbahn vor sich. Während der Gefangenschaft des Sultans, dem er blindlings ergeben war, sah man ihn wiederholt unter den Fenstern des Palastes von Tschheragan, wo er Abdul Asis ehrfurchtsvoll grüßte. Als Hussein Avni dies erfuhr, versetzte er am 3. Juni Hassan unter Beförderung zum Major nach Bagdad. Am 4. fand die Katastrophe in Tschheragan statt und Hassan kam sofort zu der Ueberzeugung, daß kein anderer als Hussein Avni der Mörder sein könnte. Er weigerte sich, abzureisen und trieb sich seiner Gewohnheit gemäß in den Kaffeehäusern von Pera herum, indem er dem Seraskier öffentlich drohte, so daß dieser ihn am 13. Juni einsperren ließ. Da er nun aber den Reuigen spielte und versicherte, sofort abreisen zu wollen, setzte man ihn auf freien Fuß. Noch an demselben Abend begab er sich in einem Kaik nach Kuskundschi, der Sommerresidenz des Kriegsministers, wo er erfuhr, daß dieser abwesend sei und sich bei Midhat Pascha zu einer Ministersitzung befände. Unverdrossen bestieg er hierauf ein anderes Boot und fuhr an die Landungsbrücke von Sirkedji-Iskelessi, von wo er sich nach der in der Gegend der Moschee Bajazid II. gelegenen Stadtwohnung Midhats begab. Das von einem Garten umgebene, mehr einer europäischen als einer orientalischen Wohnung ähnliche Haus bestand nur aus einem Erdgeschoß und einem ersten Stock. In einem der Empfangssäle dieses Stockwerkes waren die Mi-

nister versammelt. Hassan, der um halb elf Uhr im Treppenhaus erschien, meldete dem Diensttuenden im Vorzimmer, daß er am anderen Tage nach Bagdad abreise, aber zuvor den Seraskier in einer dringlichen Angelegenheit sprechen müsse. Man forderte ihn auf, das Ende der Sitzung abzuwarten, aber nach etwa einer Stunde fand er, da das Dienstpersonal teils schlief, teils Karten spielte, Gelegenheit, die Treppe hinaufzusteigen, den Sitzungssaal durch schnelle Oeffnung der Tür zu mustern und dann in denselben einzudringen. Anwesend waren Midhat, Hussein Avni, Achmed Kaiserli, Reschid, Djevdet, Halet, Scherif Hussein und Jussuf, ferner die Schiffsführer Mahmud Bei, Menduk Bei und Said Efendi. Hassan grüßte, schnell und fest eintretend, die Versammlung nach orientalischer Weise, schritt dann auf den Seraskier los und feuerte mehrere Pistolenschüsse auf ihn ab, die ihm die Brust durchbohrten. Die Minister glaubten im ersten Augenblick den ganzen Konak von Verschworenen eingenommen und flohen, anstatt sich des einzeln dastehenden Mörders zu bemächtigen, in den anstoßenden Wartesaal, während Midhat sich in einen anderen, nach den Frauengemächern führenden Saal warf. Im Sitzungssaale waren nur der Minister des Außeren Reschid und Kaiserli zurückgeblieben. Diesem gelang es, trotz mehrerer Stichwunden, durch eine Seitentür zu entkommen, während Reschid durch einen neuen Pistolenschuß niedergestreckt wurde. Als man sich schließlich ermann hat und Hilstrupen ankamen, erschloß Hassan der Anführer derselben, den Hauptmann Schakri Bei, den Adjutanten des Marineministers und einen der eingedrungenen Soldaten. Hussein Avni war von dem Wüterich durch Dolchstiche und Fußtritte förmlich zerfleischt worden und der Saal stand in Gefahr, in Flammen aufzugehen, als man sich des durch Bojonettstiche schwer verwundeten Mörders bemächtigen konnte. Man brachte ihn nach dem Seraskierat, wo man hoffte, Geständnisse von ihm zu erpressen; er behauptete aber standhaft, die Tat aus eigenem Entschluß vollbracht zu haben und bereute Reschids Tod, da er es nur auf Hussein Avni abgesehen hatte.

Die türkischen Staatsmänner, die ein Interesse daran hatten, Hassan nicht bei öffentlichem Verfahren verurteilen zu lassen, hielten sofort ein Kriegsgericht über ihn und ließen ihn am Morgen des 16. Juni an einem Baume vor dem Seraskierat henken.

Vor dem Seraskierat, dem türkischen Kriegsministerium, in das man sterbend Mahmud Scheffet Pascha gebracht hatte, und wo er verschied, ein neues Opfer des politischen Mordes in der Stadt am Goldenen Horn, wo die politischen Tragödien und die politischen Morde ihre Tradition haben ...

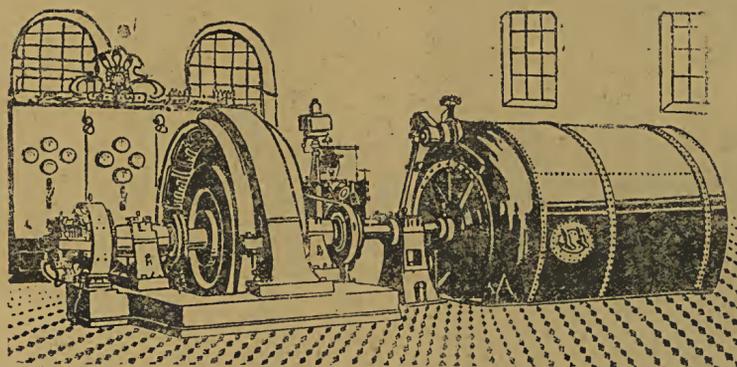
Einem Soliden.

Du sprichst in hohen Tönen
Gern von der Willenskraft
Und wie so viel Freude,
So reichen Segen schafft.

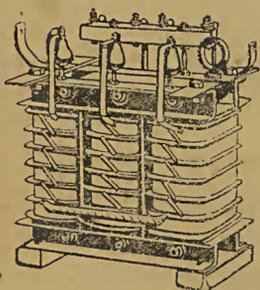
Das klingt erbaulich. Eines
Nur weiß ich nicht genau:
Hast du den Willen? Oder
Sprichst du von deiner Frau?

BROMBERG, HACKER & C^{IA.}

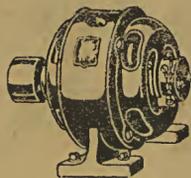
Hydro-elektrische Anlagen



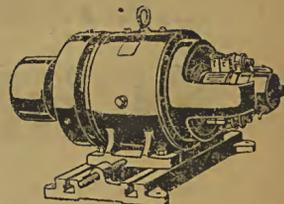
jeder Art und Grösse



**Transformatoren
und
Motoren**
für Drehstrom u. Einphasenstrom



**Gleichstrom-Dynamos
und
Motore**
jeder Spannung und Grösse



Messinstrumente, Ventilatoren, elektrische Koch- u. Heiz-Apparate

S. PAULO

Rua da Quitanda Nr. 10 -- Caixa Postal 756

SANTOS

Rua General Camara Nr. 109-A -- Caixa Postal R

Dr. WALTHER SENG

Chirurgie und Frauenkrankheiten
Sprechstunden von 1-3 Uhr

Rua Barão de Itapetininga N. 23 :: São Paulo :: Telephon 38

Diverse Nachrichten

Einkleines Handbuch der Diplomaten-sprache veröffentlicht Sailland Cürnosky im „Journal“. Ein paar Ausdrücke des diplomatischen Kauderwelsches, die man in den letzten Wochen besonders oft zu hören bekam, werden hier in genialer Weise ins Allgemeinverständliche übersetzt; man höre nur:

Diplomatische Konferenz. — Zusammenkunft gemütlicher, aber skeptisch veranlagter Tattergreise, die an einem grünen Tisch, auf welchem, deutlich sichtbar, die „Frage“ liegt, die angenehmsten Beziehungen zueinander unterhalten. Das Spiel besteht darin, daß man neben, über und außerhalb besagter Frage die gleichgültigsten Dinge in der ernsthaftesten Weise treibt, ohne die Frage selbst zu berühren. Während dieser Zeit setzen sich die Soldaten mit anderen Argumenten auseinander. Die Diplomaten markieren die Schläge, hüten sich aber, selbst welche auszutauschen. Wenn alles zu Ende ist, erklären sie, daß die Frage gelöst sei.

Diplomatische Aktion. — Bestätigung der durch die Artillerie erzielten Ergebnisse.

Friedensfuß. — Fuß, auf welchen eine Nation sich nicht treten lassen darf.

Nationalitätenprinzip. — Prinzip, das den großen Staaten gestattet, die kleinen Nachbarstaaten zu verschlucken.

Interessenspäse. — Praktische Anwendung besagten Prinzips.

Ultima ratio. — Das Recht des Stärkeren.

Politischer Horizont. — Ganz gewöhnliche, etwas niedrig gezogene Linie, hinter der man nichts mehr sieht.

Europäisches Konzert. — Mißtönige Kakophonie mit großartiger Schlauchmusik.

Abrüstung. — Tätigkeit, die immer wieder ad caudam graecae verschoben wird.

Kompensation. — Neues politisches Prinzip, kraft dessen ein großer Staat, der an einem Kriege zwischen Nachbarnationen nicht teilgenommen hat, sich nach dem Kriege, das ihm am besten zusagt, aneignet.

Ein vergeblicher Bluff. Von einem Berliner Handlungsgehilfen wird dem „Tägl. Korr.“ folgende Mitteilung zur Verfügung gestellt: Ich hatte keine Stellung und da sah ich täglich die neu eingetragenen Firmen im „Reichsanzeiger“ durch und meldete mich bei einem solchen frisch im Handelsregister eingetragenen Bankgeschäft. Bankgeschäft ist zwar heute in Berlin etwas Unsolides; aber ich war, wie gesagt, stellungslos. Ich marschierte also zu dem Herrn ins Bureau, redete ihm mit „Herr Direktor“ an und erlebte die Freude, sofort als Buchhalter mit 125 Mark Monatsgehalt angestellt zu werden; zu tun gäbe es heute noch nichts; ich sollte jedoch im Vorzimmer warten und alle Besucher zum Herrn Direktor ins Sprechzimmer geleiten. Ich setzte mich also und harrete der Dinge, die da kommen sollten. Die Besucher drängten sich nicht; es war beinahe Mittag, als der erste erschien; er machte einen recht unscheinbaren Eindruck. Ich fragte nach seinem Begehre. „Ob Herr N. nicht da sei?“ „Mal sehen, ob Herr Direktor zu sprechen ist!“ Mit diesen Worten wendete ich mich ins Sprechzimmer. Dabei traue ich meinen

Augen und Ohren nicht. Am Vormittag erzählte mir der „Direktor“ noch, das Telephon sei noch nicht vollständig eingerichtet; er habe zwar einen Apparat, aber noch keinen Anschluß, und jetzt hält er den Hörer in der Hand, lehnt sich breit zurück und brüllt mit Aufgebot aller Lungenkraft: „Wer ist dort? Wer? Ich kann nicht verstehen! (dann zu mir) Bitte, lassen Sie den Herrn eintreten!“ Ich gehorchte. Und nun vernahm ich durch die Tür folgendes Telefongespräch: „Ah, Herr von Karchendorf? Aber bitte sehr, Herr Baron... Gewiß! Gewiß!... Stehen glänzend!... Aber doch selbstverständlich, wenn ich Ihnen rüfel Das Papier mußte ja steigen!... Wie?... Ach so! Ihr Gewinn an der Sache? Ja, genau berechnet hab' ich's im Augenblick nicht. 's werden so zwölf bis zwanzigtausend Mark sein... Steht selbstverständlich hier jederzeit zu Ihrer Verfügung! Auf Wiedersehen, Herr Baron! Auf Wiedersehen!“ — „Num, mein Herr, mit wem habe ich die Ehre? Womit kann ich Ihnen dienen?“ Erwartungsvolle Stille einen Augenblick, dann dröhnt es in echtem Berlinerisch: „Ach, ich komme vom Fernsprechant IV, Prinzessinnenstraße; ich wollte Ihnen bloß mitteilen, daß Sie Ihr'n Anschluß mo'jet geliefert bekommen!“

Durch einen „gutsitzenden Frack“ verrückt geworden. Bei einer Vorstellung des „Gutsitzenden Fracks“ wurde kürzlich in einer während des Zwischenakts von einem in der Gesellschaft die kuriose Geschichte erzählt. Sie ist vor 15 bis 16 Jahren in Wien passiert. Da war ein braves, besehendes Schneiderlein, dessen Kundschaft sich durchweg aus dem Kleinbürgertum zusammensetzte und keine Gelegenheit zur Entwicklung besonderen Virtuosenluxus in der Kleiderkünstlerischen Verschönerung des äußeren Menschen bot. Eines Tages aber brachte irgend ein wunderbarer Zufall dem sich im stillen doch unbefriedigt fühlenden Ehrgeiz des wackeren Meisters ein Auftrag höherer Stils zu. Ein eleganter Ballanzug, Frack, Hose, Gilet, wurde bei ihm bestellt. Ueberrücklich machte er sich an die Arbeit, vielleicht die erste „noble“ Arbeit, seitdem er sich selbständig gemacht, und da er im Fache tüchtig war, kam auch etwas zustande, was sich selbst in einem „Atelier“ hätte sehen lassen können. Das mußte der weichenhaft im Verborgenen blühende Kleiderkünstler sich selber sagen, als er die fertigen Kleidungsstücke an seiner eigenen Person probierte und in ihrem Glanze vor den Spiegel trat. Er gefiel sich wahrhaftig darin — sogar zu sehr gefiel er sich. Immer und immer wieder stand er vor dem Spiegel, drehte und beguckte sich nach allen Seiten und konnte sich an seinem Werke und an sich selbst nicht satt schauen. Er bewahrte den kostbaren Anzug mit zärtlicher Sorgsamkeit bis zum nächsten Tage, an dem die Ablieferung geschehen sollte. Als er am kommenden Morgen das Anprobieren wiederholte, um sich nochmals zu überzeugen, daß alles bis auf das letzte Fältchen tadellos sitze, wiederholte sich das Wohlbehagen an der gelungenen Arbeit und an der eigenen Erscheinung darin in derart gesteigertem Maße, daß er sich von den Kleidern absolut nicht trennen konnte und die Lieferung auf den nächsten Tag verschob. Aber auch dieser verstrich, ohne daß der Besteller seinen Anzug bekam. Der Meister sandte die Entschuldigung, daß doch noch einiges daran zu richten sei, weil er sich durch etwas Vollendetes

auszeichnen wolle. — Und so verging Tag für Tag und jeder traf den Schneider stundenlang in der Balltoilette vor dem Spiegel stehend — und eines Tages kündigte er seinem Weibe an, daß er in dem Frack zum Kaiser zur Audienz gehen müsse. Anfänglich hielt's die Frau für einen spaßhaften Ausdruck schneiderlicher Selbstzufriedenheit, aber bald mußte sie zu ihrem Entsetzen erfahren, daß es trauriger Ernst der überhitzten „Künstlerphantasie“ des armen Menschen war. Er wollte nicht mehr aus den Kleidern heraus, bestand mit der Hartnäckigkeit des Wahnwitzes darauf, in die Burg zum Kaiser zu gehen, und mußte mit der Vorspiegelung, daß er zu einer Audienz beim Kaiser doch nicht „zu Fuß“ gehen könne, in einen Wagen gelockt werden, der ihn auf die psychiatrische Abteilung des Krankenhauses brachte. Er verließ dieselbe nicht mehr, der „gutsitzende Frack“, das unverhoffte Glück, einmal einen „noblen“ Anzug liefern zu können, hatte den Bedauernswerten unheilbar wahnsinnig gemacht. Seit dem Trauerspiel des französischen Kochkünstlers Vatel, der sich wegen des Verunglückens einer Speise, womit er ein Meisterstück hätte bieten sollen, das Küchenmesser in die Brust bohrte, mag es kaum eine originellere „Künstlertragödie“ des Gewerbes und der Werkstätte gegeben haben.

Heiteres Abenteuer eines Afrika-forschers. Von dem kürzlich verstorbenen Professor Julius Euting, dem vormaligen Direktor der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek, einem Stuttgarter von Geburt, erzählt der „Schwäbische Merkur“ eine hübsche Geschichte: Zwei Herren aus Norddeutschland begegneten dem unscheinbaren Manne und fragten nach dem Wege in eine entferntere Straße. Euting sagte bereitwillig: „Ich gehe denselben Weg, wenn mir die Herren nur folgen wollen.“ Nach einer Weile der eine: „Ach, wenn Sie denselben Weg gehen, so können Sie wohl meinen Überrock tragen.“ „Recht gern.“ Wieder nach einer Weile: „Möchten Sie nicht so gut sein, auch diese Handtasche zu nehmen?“ „Mit Vergnügen.“ Abermals nach einer Weile der andere der Herren: „Ach, möchten Sie nicht auch meinen Ueberzieher tragen? Heute ist ja eine afrikanische Hitze.“ „O, warum nicht? Aber eine afrikanische Hitze ist's noch lange nicht.“ „So? Kennen Sie die afrikanische Hitze?“ „Ob ich sie kenne, und die arabische dazu.“ „Wirklich, sind Sie selbst in Arabien gewesen? Was haben Sie dort getan?“ „O, ich habe dort Inschriften abgeklatscht.“ „Wie sind Sie dahin gekommen? Sind Sie bei einer Expedition gewesen?“ „All dies.“ Die Fremden mit zunehmendem Erstaunen: „Bei welcher, wann wir fragen dürften?“ „Bei meiner eigenen, Geheimrat Euting.“ Mit diesen Worten überreichte er den Verblüfften seine Karte, entledigte sich seiner Bürde — sie waren am Ziel angelangt — und wünschte glückliche Reise.

Auf der Bagdad-Bahn. Aus Anlaß der deutsch-englischen Verhandlungen über die Fortsetzung der Bagdadbahn wird eine Schilderung einer Fahrt mit dieser Bahn von Interesse sein, die der „Inf.“ von einem Offizier zugeht, der die Bahnstrecke aus eigener Anschauung kennt. Eine Fahrt mit der Bagdadbahn muß man sich nicht vorstellen, wie eine Eisenbahnfahrt in Deutschland. Man hat hier viel Zeit und fährt darum sehr langsam. Dies

hängt damit zusammen, daß die Züge mit Rücksicht auf die Sitten und Gebräuche der Türken nur bei Tage fahren, und mit türkischer Langsamkeit. Die Züge halten an den Stationen nahehinlich lange, und es kommt vor, daß zur Gebetsstunde der Zug warten muß, bis alles die religiösen Übungen beendet hat. Die Durchschnittsgeschwindigkeit beträgt nur 28 Kilometer in der Stunde, und dabei sind noch Verspätungen sehr häufig. Im ganzen ist die Fahrt sehr genüßlich und von großem landwirtschaftlichen Reiz, so lange man mit der anatolischen Bahn fährt. Die Fahrt am Golf von Ismid entlang gewährt prächtige Ausblicke auf die Berge und Täler und zum Teil auf das Meer. Hinter Ismid, der amphitheatralisch aufgebauten historischen Kaiserstadt, folgt das äußerst fruchtbare Tal der Sakkaria mit Weinbau und Seidenzucht, dann steigert sich die landschaftliche Szenerie. Die Bahn windet sich durch Schluchten und Täler zum kleinasiatischen Hochplateau hinauf. Wunderbare Gebirgsformationen, steilabfallende hohe Felsen, alte Burgen nehmen das Auge gefangen. Sobald die Bahn die Höhe erreicht, wird die Fahrt reizloser. Vor Konia tritt dann die große Salzwüste an die Bahn heran. Die Berge haben dort Salpeter ausgeschwitzt. Man glüht fast infolge der großen Sonnenhitze, die prall auf die kahlen Bergwände fällt. Nur des Abends, wenn die Sonne untergeht und die Berge förmlich zu leuchten beginnen, von der Tageshitze gesättigt, dann entfaltet die schaurige Bergsamenkeit ihre Reize. Es ist alter historischer Boden, durch den man fährt, denn Kleinasien gehört zu den ältesten Kulturstätten. Alte Denkmäler aus der Zeit der Hettiker, die hier vor 3000 Jahren ein großes Reich errichteten, haben sich noch bis auf die heutige Zeit erhalten. Später kamen die Griechen ins Land, und auch von ihnen findet man noch, vor allem in Angora, zahlreiche Spuren. Nach den Griechen kamen die Römer, während deren Herrschaft Kleinasien der Sitz der verschiedensten religiösen Kulte war. Hier hat dann der Apostel Paulus seine erste Gemeinde gegründet. Von der urehrlichen Kirche gibt es überall noch Reste, besonders alte Kirchen. Später kamen dann die Araber, zuletzt die Türken. Die Bahnlinie geht im allgemeinen die uralte Heeresstraße entlang, die schon Alexander der Große nach Persien gezogen ist. Später haben die Kreuzfahrer die Straße benutzt. Es liegt ein eigener Reiz in diesem Gedanken, wenn man mit der modernen Eisenbahn durch diese uralten Gegenden fährt.

Ein tapferes Stadthaupt. Der Oberbürgermeister Dr. Dullo in Offenbach hatte sich geweigert, die vom Deutschen Städtetage beschlossene Jubiläumsadresse an den Kaiser zu unterzeichnen. In der Stadtverordnetenversammlung erklärte er, daß er die Adresse gleich ad acta gelegt habe, weil die sozialdemokratische Mehrheit die Beteiligung an der Huldigung für den Kaiser doch ablehnen werde. Nunmehr wird aber, wie die Deutsche Tageszeitung mitteilt, bekannt, daß Dr. Dullo mit den Führern der Sozialdemokratie in Offenbach über die Adresse verhandelt und sie erst ad acta gelegt hat, als diese ihr Veto gegen die Kundgebung einlegten. Das Verhalten des Oberbürgermeisters wird jedenfalls dadurch nicht rühmlicher, daß er seinen Rückzug vor dem Willen der Sozialdemokraten erst noch zu verschleiern suchte.

SCHLODTMANN & Co., A. G. Successores von Siegl & Schlodtmann

Verkauf nur an Wiederverkäufer zu günstigen Zahlungsbedingungen speziell auch nach dem Innern

Rua José Bonifacio
N. 47 S. Paulo

laden zum Besuche ihrer neuen grossen Geschäftslokalitäten und zur Besichtigung ihres enormen Warenlagers ein.

Grösstes Engros-lager in

Armarinho speziell Hut schmuck und Kleiderbesatz

WEISZFLOG IRMÃOS

São Paulo

Rua Libero Badaró
Nr. 77

Postkasten Nr. 27



Rio de Janeiro

Rua do Hospício
Nr. 40-42

Postkasten Nr. 1617

Spielkarten

Landkarten

Zweifarbige
Kalenderblocks

Grosses Sortiment in
Kalenderrückmänden

und

Glückwunsch-Karten

Import von Papieren
und sämtlicher
Maschinen für
Buchbinderei und
Buchdruckerei



Vermischtes

Japanische Taucherinnen. Das Fischerdorf Toshi in Japan besitzt eine Spezialität, die sonst wohl kein anderer Ort der Welt aufzuweisen hat. Es sind dies die sogenannten Fischtaucherinnen, die mit unglaublicher Geschicklichkeit und fabelhafter Geschwindigkeit in die dunkelblaue Flut des Stillen Ozeans springen und die Fische mit ihren Händen einfangen, ohne sich beim Fang eines Netzes oder irgendeines anderen Instruments zu bedienen. In seinen interessantesten, soeben bei Paul Cassirer (Berlin) erschienenen Japanischen Reisebriefen gibt Arthur Neustadt eine lebendige Schilderung dieser Tauchkünstlerinnen aus dem Lande des Mikado, die er bei der Arbeit beobachten konnte. Die Frauen tragen lose weiße Hemden, die um die Taille mit einem Strick zusammengebunden sind, ein weißes Kopftuch und ganz moderne Automobilbrillen. Bevor die Frauen ins Wasser springen, stoßen sie einen lauten grellen Pfiff durch die Zähne und sehen einige Minuten fast regungslos in die kristallklaren Fluten. So wie sie nun einen Fisch erblickten, sprangen sie mit affenartiger Geschwindigkeit in die Fluten, um im nächsten Moment wieder aufzutauhen, den Fisch in der Hand. Man hätte glauben können, ein kreisender Habicht schösse auf seine langverfolgte Beute hinab. Es war gewiß nicht uninteressant und verdient hier der besonderen Erwähnung, daß man in ständiger Bewegung unter der Wasseroberfläche zu beobachten; das Wasser, auf dem die helle Mittagssonne lag, war von einer unsagbaren Klarheit. Die Frauen brachten bei jedem Untertauchen Krebse, große Hummern, einmal einen Fisch von recht annehmbarer Größe. Seetang, Quallen und wunderhübsche Muscheln mit. Natürlich spricht man in Yamada oft von diesen merkwürdigen Taucherinnen, und ein bekannter Witzbold, den ich hier traf, wollte sogar wissen, daß in Toshi kein einziger Ehemann was arbeite, sondern daß alle zu Hause säßen, auf die Kinder acht gäben und kochten, während die Frauen durch ihre Tauchkünste das Brot für die Familie verdienten.

Das Ende des Astor-Hotels. Die New Yorker Presse widmet dem Astor-Hotel, das kürzlich seine Pforten für immer schloß, nachdem es achtzig Jahre lang vornehmen Besuchern der Vereinigten Staaten — als Prinz von Wales wohnte auch der spätere König Eduard VII. von England einmal in diesem Hotel — eine gastliche Stätte gewesen war, lange, stimmungsvolle Nekrologe. Bei der Schließung des Hauses spielten sich charakteristische Szenen ab. Es wurden am letzten Tage noch mehr als 6000 Frühstück- und 7000 Mittagstisportionen verteilt. Um 7 Uhr abends wurde dem Manager gemeldet, daß alle Vorräte erschöpft seien. „Gut“, sagte er, „dann wollen wir die Teller und die Schüsseln verkaufen.“ Und es begann der Verkauf aller Teller des Hauses, die sämtlich mit dem Namen des berühmten Hotels geschmückt waren und Stück für Stück einen Franken brachten. Um 9 Uhr war kein einziger Teller mehr vorhanden. Etwas Fleisch, das noch übrig war, wurde für Sandwichs verwendet. Der Champagner und die Liqueure waren längst ausverkauft. Zu haben waren nur noch Bier und Whisky, die aber gleichfalls in Nu verschwanden. Der Manager bemerkte, daß mit den Getränken auch die Gläser verschwanden, da jeder ein Glas zum An-

denken behielt. Da in folgedessen bald kein Glas mehr zu finden war, mußte man rasch noch in der Nachbarschaft billige Gläser ankaufen. Gegen 11 Uhr nachts konnte der Kellermeister endlich mitteilen, daß im Keller auch nicht mehr ein Tropfen irgendeines Getränkes aufzutreiben sei. In diesem feierlichen Augenblick zerbrachen die letzten Gäste die kurz vorher gekauften billigen Gläser, indem sie sie auf die Erde warfen, und die dreihundert oder vierhundert Menschen, die bis zuletzt ausgeharrt hatten, stimmten ein Abschiedslied an. Das war das Ende des Astor-Hotels.

Die Doppelgängerin der Gräfin Montignoso. Ein hübsches Abenteuer eines spanischen Grafen, das zwar einen komischen Aufsitzer des jungen Grafen bedeutete, trotzdem aber zu einer Heirat führte, wird in einer englischen Zeitung sehr nett geschildert. Die Szene ist ein kleiner spanischer Seebadeort, in dem sich der junge Graf Estalés zu seinem Vergnügen aufhielt. Die Hauptperson ist eine verkleidete Doppelgängerin der Gräfin Montignoso. Der Graf hatte sich in das Bild der Gräfin Montignoso verliebt, das in allen illustrierten Journalen zu sehen war. Alle seine Bekannten im Club wußten natürlich von seiner Leidenschaft für die Gräfin und zogen ihn des öfteren auf. Als er sich nun vor einigen Monaten in dem kleinen Seebadeort aufhielt, wo noch sehr wenige Kurgäste anwesend waren, erschien plötzlich auf der Bildfläche eine junge Frau mit einem Kinde, Dienerrinnen und Chauffeur. Die Dame hüllte sich in ein tiefes Inkognito und nannte sich „Gräfin Sachsenstädt“. Tatsächlich soll sie der Gräfin bei oberflächlicher Betrachtung ähnlich sein. Nun verbreitete sich das Gerücht, daß die Gräfin Sachsenstädt die Gräfin Montignoso sei. Das Gerücht drang auch zu den Ohren des jungen Grafen, der ihre Bekanntschaft machte. Wie durch Zufall tauchten eines Tages mehrere seiner Freunde aus Madrid in demselben Badeort auf, und als die Freunde ihn nun so frisch und guter Dinge antrafen, taten sie sehr erstaunt, aber der Graf antwortete ihnen, daß sie bald die Ursache seines Glückes kennen lernen sollten. Wenige Stunden später stellte er sie der Gräfin Sachsenstädt vor, die sehr erfreut war. Es begann nun ein lustiges Leben voller Vergnügungen, Ausflüge und Festlichkeiten, deren Kosten natürlich alle der Graf zu tragen hatte. Schließlich fragte ihn unter dem dröhnenden Gelächter der anderen einer seiner Freunde, ob er denn ganz sicher sei, daß die Gräfin Sachsenstädt auch wirklich die Gräfin Montignoso sei. „Ganz sicher!“ sagte er. „So?“ sagte der Freund, „wir können uns ja erkundigen.“ Die Auskunft war niederschmetternd für den jungen Grafen. Die Gräfin Montignoso war nicht in Spanien. Unter nicht endenwollendem Jubel der ganzen Tafelrunde, an dem sich die Gräfin Sachsenstädt sehr stark beteiligte, wurde das Rätsel von den Freunden aufgeklärt: sie hatten in Madrid eine Schauspielerin gefunden, die der Gräfin Montignoso sehr ähnlich ist; sofort hatten sie beschlossen, ihren jungen Freund in dem Badeort ein wenig zu foppen und ihm die junge Schauspielerin mit Dienerschaft und Automobil in das Buen Retiro hinzusenden, wo er sich inkognito niederlassen wollte. Schließlich hatte sich aber der Graf so sehr in die Doppelgängerin der Gräfin Montignoso verliebt, daß er trotz der Aufklärung nicht von ihr lassen wollte und sich mit ihr verlobte. Inzwischen sind sie ein glückliches Paar geworden.

Bei Torte und Schokolade an Entkräftung gestorben. In ein Berliner Krankenhaus wurden unlängst zwei Damen eingeliefert, deren Krankheit erst durch eine längere Untersuchung festgestellt werden konnte. Diese beiden Damen, Mutter und Tochter, bewohnten in Berlin in der teuren Gegend des Kurfürstendamms eine Wohnung von acht Zimmern. Sie waren beide gut gekleidet und gut ausgestattet, und so konnte man zuerst an die Diagnose, daß sie durch Entkräftung erschöpft und dem Tode nahegebracht waren, nicht glauben. Sie wurden auf ihren ausdrücklichen Wunsch im Zimmer erster Klasse untergebracht und nichts schien zu teuer, um das entschwindende Leben wieder zu halten. Jedoch vergebens. Die beiden Damen — es handelte sich um die Mutter, eine Frau von etwa fünfzig Jahren, und um die 28jährige Tochter — waren nicht mehr zu retten und starben trotz der eifrigsten Pflege an Entkräftung. Da sich ein ziemlich großer Nachlaß vorfand, glaubte man zuerst, daß dies nicht mit rechten Dingen zugehen könne. Verwandte der beiden Damen sagten jedoch aus, daß sowohl Mutter als auch Tochter seit etwa zehn Jahren, seit dem Tode des Mannes, nichts anderes gegessen hatten wie Torten und Schokolade. Trotz des eifrigen Zuredens der Verwandten seien sie nicht zu bewegen gewesen, irgendein vernünftiges Mahl zu kochen. Sie hätten stets die Ausrede gebraucht, daß es für sie beide allein nicht lohne, ein Mittagessen herzustellen. Schließlich verrichtete der Magen seine Arbeit nicht mehr, und eines Tages beobachteten die Frauen eine Schwäche des Körpers, der sie nicht mehr widerstehen konnten. Als sie sich von Tag zu Tag schlechter fühlten und nicht mehr aufstehen konnten, wurden sie von mitleidigen Nachbarn in das Krankenhaus geschafft. Der Kunst der Aerzte ist es nicht gelungen, diesen unterernährten Menschen neue Lebenskräfte zu geben, so daß sie tatsächlich durch Schokolade und Kuchen gestorben sind.

Eine Violine für 120.000 Franken. Aus Paris wird berichtet: Franz Toulant, ein Bauarbeiter, der sechzig Jahre alt ist, benutzt seine Mußestunden, um Kranke zu pflegen und seine Arbeitsgenossen durch sein Violinspiel zu erfreuen. Auf einem Vorstadtjahrmarkt ist ihm aber kürzlich etwas recht Unangenehmes passiert. Nachdem er den ganzen Vormittag vor einer zahlreichen Zuhörerschaft gespielt hatte, kehrte er etwas angeheitert nach Hause zurück; von Müdigkeit überwältigt, warf er sich unterwegs auf einer Wiese ins Gras und schlief ein. Als er erwachte, war die Violine, die er neben sich gelegt hatte, verschwunden. Alle Nachforschungen nach dem offenbar gestohlenen Instrument blieben fruchtlos. Toulant ließ verkünden, daß er demjenigen, welcher ihm die Geige wieder brächte, eine große Belohnung zahlen würde. Da auch das nichts genutzt hat, hat er jetzt die Staatsanwaltschaft in Bewegung gesetzt. Er behauptet nämlich, daß ihm für die Geige von Händlern bereits 30.000 Franken geboten worden seien; sie sei aber in Wirklichkeit mindestens 120.000 Franken wert. Das Instrument, das einen herrlichen Klang hatte, habe durch eine Inschrift seine Echtheit und seinen außerordentlichen Wert erweisen können: es sei nämlich ein aus dem Jahre 1715 stammendes Werk von Giuseppe Guarneri aus Cremona gewesen. Man steht zwar diesen Angaben ein bißchen zweifelnd gegenüber, aber die Gerichtsbehörden haben trotzdem sofort eine Unter-

suchung eingeleitet, um den Urheber des Diebstahls ausfindig zu machen.

Das hohe C im „Troubadour“. Wer da glaubt, daß Giuseppe Verdi das berühmte hohe C, das die Tenore in der Cabaletta des „Troubadours“ zum Himmel aufsteigen lassen und das zahlreiche stimmgewaltigen Sängern, unter anderem dem grossen Tamagno, der als zehn- oder gar zwölfwacher Millionär gestorben ist, Hunderttausende von Franken eingebracht hat, in die Oper hineingesetzt habe, irrt sich gewaltig. Dieses C, das selbst gesetzte Männer um den Verstand bringen und Backfische rasend machen kann, war eine ureigenste Erfindung des Sängers Carlo Beucardé, eines Tenors, der eine wunderbare Stimme hatte, diese Stimme aber selbst vernichtete, da er sein Leben in Orgien aller Art vergeudete. Beucardé ging das C wie eine Vision auf, als er einmal im Apollo zu Rom neben einer Leonore stand, die von ihrer Rolle keine Ahnung hatte und zum Erbarmen defonitierte. Das Publikum begann unruhig zu werden und ließ das Falschsingen der Leonore auch Beucardé entgelten, denn wie schön er seine wunderbare Romanze auch singen mochte, es klatschte ihm kein Mensch Beifall zu. Das brachte ihn derart in Zorn, daß er die berühmte Cabaletta in einer Art gereizter Stimmung anstimmte und, als er an die Stelle gekommen war, wo er die Mutter zu retten oder mit ihr in den Tod zu gehen schwört, die hohe Note hinaus schmetterte. Das Publikum, das diesen „Ueberfall“ nicht erwartet hatte, saß zuerst wie gelähmt da; als es sich über von seinem Staunen erholt hatte, brach ein Beifall los, wie man ihn bis dahin in einem italienischen Theater noch nicht gehört hatte. Selbstverständlich mußte die Cabaletta mit dem geschnittenen hohen C rasch noch einmal gesungen werden. Als Giuseppe Verdi von diesem sensationellen Ereignis hörte, eignete er sich Beucardés zohes C an und schob es eigenhändig in die Korrektur der für den Druck freigegebenen „Troubadour“-Partitur hinein. Also berichtet der „Staffile“; er hätte hinzufügen können, daß seither das hohe C der Cabaletta zu einer der größten Theaterplagen geworden ist und in unseren Theatern nicht bloß immer noch einmal, sondern nicht selten sogar ein dutzendmal wiederholt wird.

Die Oper einer Indianerin. Aus New York wird berichtet: Eine eigenartige Uraufführung hat kürzlich in Vernal in der Uintah-Reservation im Staate Utah stattgefunden: man brachte eine Oper zur Aufführung, die von einer jungen Indianerin geschaffen wurde und deren Stoff und Handlung dem Leben der Sioux entstammte. Das Werk trug den Titel „Der Sonnentanz“ und die Komponistin ist eine junge Sioux-Indianerin, Zitkala Sá. Weit her aus der Umgebung waren die Zuschauer herbeigeströmt, und auch viele Indianer wohnten der Uraufführung bei. Das Werk soll einen großen Eindruck hinterlassen haben und fand jedenfalls begeisterten Beifall. Voraussichtlich wird diese Indianeroper auch anlässlich des Kongresses der Nationalen Erziehungsgesellschaft in Salt Lake City in Szene gehen. Bei der technischen Ausarbeitung der Oper und bei der Herstellung der Partitur hat die indianische Komponistin den Beistand Professor William Hansens von der Uintah-Akademie und einer Anzahl indianischer Studenten in Anspruch genommen.

Schmidt, Trost & Co.

Santos
Caixa 44

São Paulo

Rio de Janeiro
Caixa 525

Caixa 153 • Rua Alvares Penteado, 9

Carl Schmidt, Hamburg, Jungfernstieg 7.

Vertreter von

Orenstein & Koppel, Arthur Koppel, A.-G., Berlin

Industrie- und Feldbahnen -- Lokomotiven -- Bagger -- Material für Unternehmer.

Thyssen & Co., Mülheim a. d. Ruhr

Asphaltierte, bejutete und unzerbrechliche Stahlrohre, galvanisierte Rohre mit allem Zubehör.

Bergmann Elektrizitätswerke - Berlin

Komplettes Lager in Motoren, Transformatoren mit allem Zubehör für elektrische Anlagen jeder Art.

Portland-Zement Germania Hannover-Misburg

Baumaterialien

Benzwerke, Gaggenau (Baden)

Lastwagen, Lieferungswagen, Spezialwagen.

Adam Opel, Rüsselsheim a. R.

Luxuswagen.

Moline Plow Co. = Moline Ill. U. S. A.

Landwirtschaftliche Maschinen.

International Harvester Corporation (Champion Line)

Dampfpflüge, Motoren.

Pulver Marke „Elephant“

für Spreng- und Jagdzwecke von H. Lundgren, Pernambuco.

Mannheimer Versicherungs-Ges., Mannheim

Schmidt, Trost & Co.

Santos

São Paulo

Rio de Janeiro

Casa Lucúllus : Gustavo Schultze

Direkter Import

Feinster Delikatessen, Gemüse, Weine, Thee, Cacao.

Rua Direita No. 55-B **SÃO PAULO** Rua Direita No. 55-B

Vermischte Nachrichten

Das wanderlustige Wirtstochterlein. Man berichtet aus Konstanz: Eine Wirtsfrau an der Schweizer Grenze wurde von großer Sorge gequält. Nicht wegen des Geschäftes; das ging gut, besonders wenn ihre Tochter mithalf, denn ein junges Weib mit frohem Lachen zu altem Wein und frischem Bier fesselt die Gäste ans Haus. Aber die Tochter machte der Wirtin Sorge, weil sie öfter auf längere Zeit Lustfahrten nach Deutschland unternahm. Um die Tochter nun an das Haus zu fesseln, erdachte die Mutter einen schönen Plan. Sie wußte, daß das liebe Mädchen öfter zu ihren Ausflügen über die Grenze Saccharin mitnahm. Darauf baute sie ihren Plan; sie zeigte ihre Tochter wegen Saccharinschmuggels an, teilte die erstattete Anzeige aber auch der Tochter mit der Bemerkung mit, daß es nun mit den Ausflügen nach Deutschland ein Ende habe, denn wenn sie erwischt würde, koste es einige Monate Gefängnis. Für diese lebenswürdige mütterliche Fürsorge schwor die Tochter insgeheim Rache. Wochen vergingen. Das Frühjahr kam; bei der Tochter stellte sich der alte Wandertrieb ein. Die kannte nun aber ein Geheimnis der Mutter, was die alte Dame allerdings nicht ahnte. Sie teilte den Schweizer Grenzbehörden mit, daß wenn ihre Mutter mit einem Wägelchen, auf dem ein Faß mit gesammelten Küchenabfällen stünde, aus dem Badischen komme, im hinteren Teil des Fasses sicherlich junge Ferkelchen zu finden seien. Das Faß habe einen Doppelboden; und der gleiche Schmeißeltrick sei schon öfter angewandt worden. . . . Dann packte sie ihre Reisetasche, schloß die Wirtsfrau ab, hängte an die Tür einen Zettel mit der Mitteilung, daß sie jetzt nach dem Süden gereist sei auf unbestimmte Zeit; und reiste wohlgenut ab (irgendwo erwartete sie ihr Begleiter). — Als die Mutter ahnungslos die Grenze passieren wollte, wurde sie seit langer Zeit erstmals wieder angehalten und ihr Wägelchen wurde durchsucht, und heraus krochen, etwas beläut, zwei rosige allerliebste junge Ferkelchen. Der Zusammenhang war der Mutter sofort klar: sie wußte, daß dahinter eine Tat treuer Kindesliebe zu suchen war, und beeilte sich, nach Hause zu kommen, um die Liebestat entsprechend zu lohnen. Der Zettelinhalt an der Tür aber ließ diesen Entschluß ändern und einstweilen einen Strich unter das Liebeskonto machen. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. . . . Um nicht mehr auf den Ferkelschmuggelweg zu kommen, will die Liebhaberin kleinen

unverzollten deutschen Borstenviehs den Stall abbrechen lassen.

Die unendliche Nationalhymne. Von dem verwickelten Zeremoniell, das an europäischen Fürstenhöfen und diplomatischen Kreisen Brauch ist, gibt das „Journal“ ein hübsches Histörchen zum besten, das sich am Berliner Kaiserhofe zugetragen haben soll. Zu Ehren des Geburtstagesfestes des verstorbenen Königs Eduard von England gab Kaiser Wilhelm im Jahre 1907 ein Festmahl, auf dem natürlich der britische Botschafter Sir Frank Lascelles eine der im Mittelpunkt stehenden Persönlichkeiten war. Zu Ehren dieses Gastes als Repräsentanten des britischen Königs und Volkes sollte die Musik, sobald er aufbrechen würde, die englische Nationalhymne anstimmen, und diese sollte solange erklingen, bis der Botschafter seinen Wagen bestiegen und dieser außer Sichtweite wäre. Sir Frank Lascelles verabschiedete sich. Pünktlich setzt die Kapelle ein; das feierliche „God save the King!“ ertönt. Da aber . . . kaum brausen die ersten Töne durch den Saal, kaum sind sie an das Ohr des gerade die Treppenstufen hinabgehenden Botschafters gedrungen, als er stehen bleibt und sein Haupt entblößt — getrun von englischen Sitte, welche heischt, sobald die Nationalhymne ertönt, ein jeder stillsteht und den Hut zieht. Da stand er nun, und die Kapelle blies und blies. Schon war die Nationalhymne zu Ende, und der Botschafter stand noch immer da. Und nun sollte man doch spielen, bis sein Wagen außer Sichtweite sei. Hilf Himmel! Der Kapellmeister läßt rasch von neuem beginnen. Zum zweitenmal ertönt „Good save the King!“ Der Botschafter, der gerade in der kurzen Pause wenige Schritte weiter gegangen ist, steht still und lauscht andächtig. Vorn spielt die Kapelle das „Good save the King!“ hintereinander, bis endlich einem Kammerherrn ein Licht aufgeht. Ihn gelang es denn auch, die Kapelle bald zum Schweigen zu bringen, so daß Sir Frank Lascelles, der schon einen Stehkrampf bekommen hatte, endlich in seinen Wagen steigen und davonrollen konnte.

Ein zwölfjähriges Mädchen in Konkurs. Welche beinahe unglaublichen Zustände manchmal bei Konkursen herrschen, darüber gibt ein Bericht des Berliner Gläubigerschutzverbandes über einen Konkurs Pietrowski in Dortmund Aufschluß. Es heißt in diesem Bericht: „Die erste Gläubigerversammlung haben wir durch unseren Düsseldorfer Vertreter wahrnehmen lassen, die Inhaberin des Geschäfts ist ein zwölfjähriges Mädchen, die Mutter führt das Geschäft, während gegen den Vater wegen Trunksucht ein Entmündigungsverfah-

ren schwebt. Die Ehefrau, beziehungsweise das kleine Mädchen, soll im vorigen Jahre von einem Reisenden 1200 Mark gegen Wechsel geliehen haben; der Wechsel wurde bei der Fälligkeit eingeklagt und das Warenlager im Werte von 3000 Mark nachher für 1400 Mark versteigert, so daß die Warengläubiger vollständig leer ausgehen. Bücher oder Aufzeichnungen sind nicht vorhanden, so daß der Konkursverwalter sämtliche angemeldete Forderungen in Höhe von 20.000 Mark anerkennen mußte, weil er für die Bestreitung keinerlei Unterlagen hat; der Verbleib der Waren ist nicht bekannt; es ist aber wieder unbegreiflich, wie eine ganze Anzahl Firmen, in so zweifelhafte oder vielmehr nicht mehr zweifelhafte Verhältnisse hinein dergleichen Kredite geben konnte. Die Masse ist vollständig leer, die Gläubiger werden wahrscheinlich nicht einmal mehr den Kostenvorschuß zurückerhalten.“

Seltene Wettbewerbe. Frankreich ist das klassische Land für seltene Wettbewerbe und wunderliche Spiele. So wurde dort vor kurzem ein Rattenfangen zu Aniche bei Donai veranstaltet, bei dem der den Preis davontragen sollte, der die meisten in einer Arena losgelassenen Ratten fangen und „mit eigener Hand töten“ würde. Das Vergnügen dabei lag auf seiten der Zuschauer, während die Bewerber bei dem ebenso mühevollen wie unappetitlichen Geschäft wenig Freude fanden. Ein anderer seltsamer Wettkampf, der von einer Arbeitervereinigung zu Paris veranstaltet wurde, setzte einen Geldpreis demjenigen aus, der innerhalb einer Viertelstunde am meisten essen würde. Der glückliche Gewinner war ein Straßenarbeiter, der in der festgesetzten Zeit drei große Schüsseln mit Fleisch und Gemüse in seinem Magen verschwinden ließ. Ähnliche Wettkämpfe, in denen es sich um Gewalteinleistungen bei Tische handelt, sind ja von altersher sehr beliebt gewesen und kommen auch heute noch immer wieder vor. Originell ist freilich der Wettbewerb, den einmal norwegische Fischer veranstalteten. Die Waffen, mit denen hier gekämpft wurde, waren nämlich nicht wohlschmeckende Beefsteaks oder saftige Würstchen, sondern Salzheringe, die ohne die so notwendige Anfeuchtung in möglichst großer Anzahl verpeist werden mußten. In dem englischen Oerthen Turmpike bei Mewington verzehrte einmal ein Mann namens Backer, wie eine englische Wochenschrift zu erzählen weiß, eine Hammelkeule, die 9½ Pfund wog, mit der dazu gehörigen Portion Kartoffeln, einer gewaltigen Portion weißer Rüben und einem Laib Brot in einer Viertelstunde. Nach dem Essen soll er dann dieses nette Frühstück noch mit einer Gallone Porter begossen haben. Eigen-

artig und nicht gerade von menschenfreundlichen Instinkten eingegeben war ein Mütter-Rennen, bei dem die Frauen mit ihren Babys zehnmal um einen großen Platz herumrennen sollten, und den Preis diejenige erhielt, die als Erste diese Leistung vollbracht hatte. Mehrere der Frauen stießen aneinander, fielen mit ihrer kostbaren Last hin, und drei der Kleinen kamen zu Schaden. Die Preisträgerin siegte mit vier Längen und erhielt 20 Kronen sowie eine Babyausstattung. Wettkämpfe im Leren Singen finden in Nordengland häufig statt, während man in Frankreich Wettkämpfe im Krähen von Hähnen gern veranstaltet. Die Tiere werden von den Bauern lange Zeit vorher schon abgerichtet, und derjenige Beherrscher des Hühnerhofes, der innerhalb einer Viertelstunde die größte Menge von Rufen anstößt, ist Champion und erhält nicht nur einen beträchtlichen Preis, sondern trägt auch seinen Besitzer und seinem Dorf stolzen Ruhm ein.

Ein neuer Erwerbszweig. Kopenhagen spielt bekanntlich in der Filmindustrie eine nicht geringe Rolle, und die Bevölkerung beginnt, sich mit dieser Tatsache einzurichten. In einer dänischen Provinzzeitung war jüngst folgende Anzeige zu lesen: „Achtung! Eine alte Windmühle kann zum Abbrennen an die Herren Filmfabrikanten verkauft werden. Alles nähere durch die Expedition.“ Wenn der dänische Müller Erfolg haben sollte, wird manches geschäftlich ausbeutet werden können, was bisher gar keinen Ertrag lieferte. Der „Türmer“ sieht im Geist schon folgende Annoncen erscheinen: „Den Herren Filmfabrikanten zeige ich hierdurch an, daß ich täglich um 1 Uhr mittags auf dem Heimweg vom Frischschoppen die Krausestraße passiere. Interessante Bewegungserscheinungen. Auch für wissenschaftliche Filme zur Belehrung über den Alkoholismus geeignet. Auf besondere Verabredung: Heimkehr im Morgengrauen. Sehr stimmungsvoll.“ Oder: „Ich besitze den widerborstigsten Gaul, den es je gegeben hat. Er bockt, schlägt nach vorn und hinten aus und heißt. Sobald sich jemand raufsetzt, ist ein komischer Film in vollem Gang. Die Reiter müssen von der Filmfabrik geliefert werden.“

In einem kürzlich in New York eröffneten Klubhaus für die Angestellten einer Korporation sind elektrische Bäder eingerichtet.

Die Madagassen sind vorzügliche Fußgänger und machen leicht 45 bis 50 Meilen pro Tag. Schwer gepackt brachten es welche auf 25 Meilen in 12 Stunden.

ROSENHAIN & SCHMIDT

Papierhandlung :: Buchdruckerei

Geschäfts=Bücher=Fabrik

Zeichen- u. Mal-Utensilien

Niederlage geodätischer Instrumente der

Keuffel & Esser Co. - New York

CAIXA 385 □ Rua São Bento, 60 □ SÃO PAULO

Der Einfluss des Mondes auf das Wetter.

Der Einfluss, den der Mond angeblich auf das Wetter haben soll, so schreibt Dr. Gotthold Wagner in der „Umschau“ spukt noch heute in den Köpfen selbst der Gebildeten. Man kennt Falbs-kritische Tage, die jedes Jahr in einem besonderen Kalender veröffentlicht werden, wenn auch nicht jeder weiß, daß diese kritischen Tage stets auf Neumond oder Vollmond fallen. Dazu vergeht fast kein Jahr, ohne daß irgend jemand behauptet, er habe nun das wahre Wesen des Mondeinflusses gefunden. Seine Behauptung bestärkt er meistens durch eine hinreichend allgemeine und vieldeutige Wetterprognose für das folgende Jahr, die bei milder Prüfung vielleicht 50 Prozent richtiger Prognosen bekommt, wenn man einfach für jeden Tag veränderliches Wetter prophzeit.

Aufgebaut sind diese Wettervorhersagen auf ganz verschiedenen Ansichten über den Mondeinfluß; aber eins haben sie alle gemeinsam: sie begründen ihren Mondeinfluß mit dem Glauben der Bauern, Schäfer und Seelente, die sich ihrer Ansicht nach stützt auf die von Generation zu Generation vererbten Beobachtungen von deren Vorfahren, die die Natur andauernd beobachteten und so zuverlässige Regeln aufstellen konnten. Diese Begründung erscheint zunächst recht plausibel. Man kann sich ja selbst gelegentlich davon überzeugen, daß sich um die Zeit der Mondviertel das Wetter ändert, und daß zur Zeit des Vollmondes oder Neumondes große Ueberschwemmungen, Erdbeben oder Wetterumschläge sind. Man vergißt aber dabei, daß vielleicht an $\frac{1}{4}$ aller anderen Mondviertel keine Wetterumschläge gewesen sind, was man nicht beobachtet oder nicht behalten hat.

Diese Wetterpropheten sind schwer zu widerlegen. Man kann ihnen keine Fehler im Aufbau ihres Systems und der Regeln nachweisen, weil sie die Regeln nicht veröffentlichten. Man könnte nun zusehen, wie oft ihre Wetterprognosen eintreffen. Eine Prüfung der Wetterprognosen von Möller für das Jahr 1907 ergab, daß er die Luftdruckverteilung 5mal richtig und 10mal falsch prophzeit hatte. Pernter prüfte die Wettervorhersagen von Falbs; das Resultat war dasselbe, sie waren annähernd ebenso oft falsch als richtig. Dabei muß man bedenken, daß nach Falbs ein kritischer Tag charakterisiert sein kann durch Gewitter und Regen, durch Ueberschwemmung und Erdbeben in irgend einem Lande, aber auch durch tiefblauen Himmel. Ein anderes Wetterprophetensystem von Jäger ist durch eine derartige Prüfung noch weniger zu widerlegen. Er gibt in seinem Kalender die Wetterwechselzeiten, aufgestellt nach den Mondwechseln. Da nun fast auf jeden Tag ein derartiger Mondwechsel fällt, wird er auch fast jeden Wetterwechsel voraussagen. Da er ferner nicht angibt, ob und wann zwei auf einen Tag fallende Mondwechsel sich aufheben oder verstärken, kann er auch das eventuelle Versagen einer Prognose leicht hinterher erklären.

Das Mißlingen eines Teiles ihrer Wetterprognosen schieben die Wetterpropheten darauf, daß sie noch nicht genügend Erfahrung hätten, von der Richtigkeit ihres Systems bleiben sie überzeugt, dafür bürgt ihnen jeder erfahrene Landmann und Schäfer. Diesen Rückzug wollen wir den Wetterpropheten vorlegen, indem wir zeigen, daß die Regeln, die sich bei den Bauern und Schäfern finden, gar nicht von ihnen und ihren Beobachtungen erschlossen sind, daß sie ihnen vielmehr im Mittelalter von den Wettermachern aufgedrängt worden sind und sich danach mit einigen Aenderungen von Generation zu Generation vererbt haben. Die Wettermacher wiederum stützen sich nicht so sehr auf ihre eigenen Beobachtungen, wie auf ein Wetterprophetensystem, das sie von den Griechen übernommen, die es selbst erst von den Babyloniern bekommen hätten.

Mit den letzteren stimmen nämlich die Bauernregeln in so unbedeutenden Einzelheiten überein, daß von einem unabhängigen Wiederfinden in Deutschland nicht die Rede sein kann. Ein gutes Beispiel bieten die Regeln, daß Sternschnuppen Wind bedeuten und Kometen Hitze und Trockenheit bringen. Beide Regeln finden sich in der „Meteorologie“ des Aristoteles, gefolgert aus seinen eigentümlichen Anschauungen über Sternschnuppen und Kometen. Diese Regeln sind im Mittelalter mit vielen anderen zusammen durch die Kalendermacher ins Volk gebracht worden, wie schon Grimmelshausen (1670) in seinem Kalender betont.

Einen noch tieferen Einblick in die Hartnäckigkeit, mit der man an dem Mondeinfluß hängt, gibt uns eine kurze Geschichte der bei den Babyloniern entstandenen Astrologie.

Mehrere Jahrtausende vor Christi Geburt beobachtete man an den Ufern des Euphrat und Tigris die Sterne, kannte den Gang der Sonne, des Mondes und der fünf hellsten Planeten durch den Tierkreis. Auf Steinen, die aus der Zeit 1000 v. Chr. stammen, findet sich noch der Tierkreis fast in derselben Form, wie wir ihn heute noch haben; fast alle Sternbilder, in die wir die Sterne zusammenfassen, gehen zurück auf die babylonische Astrologie. Sie stellten damals ebenso wie die Planeten Götter oder deren Symbole und Begleitgestalten vor, und aus dieser Verbindung von Göttern und Sternen erwuchs der Glaube, daß man aus dem Stand der Planeten zu den Tierkreisbildern Schlüsse ziehen könne und auf die Geschichte der Menschen umf auf das kommende Wetter. Dieser Glaube wurde durch die Priester genährt, die sich so ein gewaltiges Uebergewicht über das Volk verschafften. Denn sie allein konnten ja den Gang der Planeten vorausberechnen.

Nach der Zerstörung des babylonisch-assyrischen Reiches, wurde diese Art der Weissagung, die Astrologie, in die gesamte damals kultivierte Welt getragen. Reste von ihr finden wir sogar noch bei den Chinesen.

Wesentlich für uns ist die Verbreitung der Astrologie nach Griechenland und Rom. In Rom wurde sie von den Chaldäern selbst gepflegt. Die Kaiser haben wohl stets ihre Hofastrologen gehabt, die allerdings weniger das Wetter als die Zukunft der Menschen vorausgesagt haben werden.

In Griechenland fand die Astrologie leicht in die Wissenschaft Eingang, weil man schon auf anderem Wege Sterne und Wetter in Verbindung gebracht hatte. Man wußte, daß ein Hof nun den Mond Regen brachte, oder Wind, wenn er rot war; man schloß ferner aus stumpfen Mondsicheln auf schlechtes Wetter. Als Zeitangaben innerhalb des Jahres benutzte man die heliakischen (d. h. erstmaligen) Auf- und Untergänge der Sterne, und man sagte zum Beispiel: wenn der Schütze untergeht, beginnen die jährlich wiederkehrenden Westwinde, die Etesien. Auch lehrte Aristoteles in seiner Meteorologie einen Einfluß der Sterne; die Sphären der einzelnen Planeten sollen auch nach ihm durch Reiben an einander Wärme erzeugen, die dann Einfluß hätte auf das Wetter. Diese Wärme sei verschieden groß, je nach der Entfernung des Gestirns und der Geschwindigkeit, mit der sich die Sphäre umdreht.

Begünstigt wurde das Eindringen der Astrologie noch dadurch, daß die Philosophenschule der Stoa schon vorher Zauberei und Wahrsagen gepflegt hatte.

Weil die Gelehrten sich mit der Astrologie beschäftigten, bekamen sie im Laufe der Zeit ein anderes Aussehen; die alten Regeln wurden von neuem, entsprechend dem augenblicklichen Stand der Wissenschaft, bewiesen. Ptolomäus (162 n. Chr.) faßte in der Tetrabablos die einzelnen Regeln zusammen und schuf so das Werk, auf das sich die ganze weitere Astrologie, besonders die des Mittelalters, berief.

Von den Griechen und Römern kam die Astrologie zunächst zu den Arabern und von da über Spa-

nien nach Deutschland, wo sie nach 1400 eindringt. Hier erlebt sie die größte Blüte besonders in der Anwendung auf die Vorhersage des Wetters. Die ersten Wetterprognosen für ganze Jahre voraus sind noch lateinisch geschrieben, aber bald bringt man sie auch deutsch mit dem Kalender zusammen ins Volk.

Man kann zwei Arten der Wetterprophzeitung unterscheiden, eine nach den Phasen des Mondes und eine nach der Stellung der Planeten zu einander. Die Prophzeitung erfolgte so: Jeder Planet regiert ein Jahr; so daß jedes siebente Jahr von demselben Planeten regiert wird; nach ihm richtet sich der allgemeine Gang des Wetters. Der Mars z. B. bringt, weil er rot und feurig aussieht, Hitze und Trockenheit. Des weiteren ließ sich nach dem besonderen Einfluß des Mondes das Wetter für jedes Mondviertel in jedem der sieben Jahre bestimmen. Anfangs wurde jährlich das so vorausbestimmte Wetter in der dem Kalender angehefteten Prognostika veröffentlicht. Später faßte ein gewisser Knauer die Wetterprognosen der sieben Jahre zusammen und veröffentlichte sie. Daraus konnte der Besitzer dieses Buches sich für jedes Jahr das Wetter selbst entnehmen, wenn er nur den regierenden Planeten kannte. Das Buch Knauers heißt „immerwährender oder hundertjähriger Kalender“.

Die hier genannten Wettervorhersagen sind übrigens dieselben wie die, die noch jetzt in vielen Kalendern als „Wetter nach dem hundertjährigen Kalender“ aufgeführt werden. — In manchen Kalendern wird sogar noch der regierende Planet veröffentlicht.

Neben dieser Wettervorhersage, die in der Hauptsache auf der Wirkung des Mondes beruht, tritt die wesentlich kompliziertere nach dem Einfluß der Planeten. Die Wirkung der Planeten ist verschieden stark in ihren verschiedenen Stellungen zum Tierkreis. Besondere Verhältnisse treten ferner ein, wenn z. B. zwei Planeten in einer Linie mit der Sonne stehen, also in der Opposition der Konjunktion. Diese besonderen Stellungen faßt man zusammen als Aspekte. Das Wetter nach diesen Aspekten war besonders schwierig zu bestimmen, weil man in jedem einzelnen Falle entscheiden mußte, ob die Wirkungen der beiden Planeten sich addierten oder aufhoben. — Zugleich bot diese Unsicherheit allerdings den Wettermachern gute Gelegenheit, sich herauszureden; wenn das prophzeitete Wetter nicht eintraf, hatten sie eben das Zusammenwirken der Planeten nicht richtig gedeutet; sie konnten dann leicht versprechen, es mit der Zeit besser zu machen, wenn sie mehr Erfahrung gesammelt hätten. Das ist dieselbe Entscheidung, die wir ja schon bei den modernen Wetterpropheten kennen gelernt haben.

Veröffentlicht wurden die Prognosen so, daß im Kalender für jeden Monat der Stand der Planeten zu einander und im Tierkreis angegeben wurde, samt dem daraus erschlossenen Wetter. Die Aspekte, d. h. die Planetenstellungen, finden sich noch jetzt in manchen Volkskalendern, allerdings wohl ohne daß der Benutzer weiß wozu.

Bemerkenswert ist übrigens, daß auch Kepler derartige Prognostiken verfaßt hat.

In dem Maße nun, wie die Naturwissenschaften aufblühten, verschwand die Astrologie aus der Wissenschaft. Den ersten Abbruch tat ihr schon das kopernikanische Weltssystem, weil es eine ganze Reihe astrologischer Regeln unmöglich machte, die auf der heliozentrischen Anschauung beruhten. Einen kurzen Aufschwung bewirkte dann das Bekanntwerden der Elektrizität und des Magnetismus. Da man von diesen Naturkräften noch wenig wußte, konnte man leicht behaupten, die Einflüsse der Magneten seien elektrische Wirkungen, die man aus dem Wetter bei den einzelnen Aspekten erschließen könne. Genau auf denselben Gedankengängen beruhen zwei Wetterprophetensysteme aus neuester Zeit, das von Marti (1902) und das von Spariosu (Wien 1908).

Einen völligen Umschwung bewirkte vollends die Lehre Newtons von der allgemeinen Massenanzie-

ziehung. Sie beseitigte auf der einen Seite die planetarischen Einflüsse völlig aus der Wissenschaft, denn ihre Wirkung, die sich berechnen ließ, war viel zu klein, als daß sie irgendwelche Aenderungen hätte bewirken können. (In den Volkskalendern blühte die Astrologie aber noch lange.) Andererseits aber machte sie eine Wirkung des Mondes außerordentlich wahrscheinlich. Man lernte die Ebbe und Flut des Meeres als Wirkung des Mondes kennen und schloß sofort weiter, daß er ebenso Fluterscheinungen in der Atmosphäre hervorrufe, die wegen der größeren Beweglichkeit und Leichtigkeit der Luft noch viel größer sein müsse. Nun ändert sich die Stellung des Mondes sehr vielfach, er steht bald hoch, bald tief über dem Horizont, er ist der Erde bald nah, bald fern, und er wechselt seine Phasen fortwährend. Nichts lag näher, als unser wechselvolles Wetter zurückzuführen auf die wechselvolle Stellung des Mondes, die ja auch wechselnde Fluterscheinungen bewirken mußte. Kannte man nun die Witterungsercheinungen, die den verschiedenen Mondstellungen entsprachen, so mußte man das Wetter wieder genau so gut voraussagen können, wie mit Hilfe der Astrologie.

Aus diesen Ueberlegungen erwachsen damals eine Unzahl von Arbeiten über den Mondeinfluß; das vollständigste Wetterprophetensystem auf dieser Basis hat Toaldo 1750 aufgestellt. An vielhundertjährigen Beobachtungen ist es immer und immer wieder geprüft worden, aber ohne Erfolg. Da die modernen Systeme von Falb, Jäger und Möller nur Spezialfälle dieses großen Systems sind, werden sie durch diese alten Untersuchungen genau so widerlegt. Es dürfte überhaupt schwierig sein, noch auf Grund des Mondeinflusses ein System zur Wettervorhersage zu finden, das damals nicht schon angegriffen und durch folgende Untersuchungen als unhaltbar erwiesen wäre.

Reiseregeln.

Die „Köln. Ztg.“ veröffentlicht folgende Reiseregeln:

„Mund auf! Augen zu!“ sagten wir als Kinder und steckten uns was Gutes zu. Beim Reisen ist es umgekehrt, sol uns was Gutes widerfahren. „Augen auf, und zu den Mund!“

In deinem Urteil über fremdes Land und fremde Leute bleibe jenseits von Gut und Böse. Das, was du siehst, ist weder gut noch schlecht. — nur anders.

Jede Reise ist ein Spiegel. Wie dir das Land erscheint, so bist du selbst.

Die Eisenbahn ist kein Reisevergnügen, sondern nur ein Mittel dazu.

Jedes fremde Land ist eine Frucht mit sieben Häuten. Zu oberst liegen „Ober“, Lifts, Hotels und Tables d'hôte. Auch Kirchen und Museen sind solche Häute. Um sie alle durchzubeißen und zur süßen Frucht zu kommen, muß man gute Zähne haben.

Laß lieber den Kamm zu Hause als die Höflichkeit.

Eine fremde Stadt sollst du nicht erledigen, sondern entdecken.

Wenn du das fremde Volk nicht bei seiner Arbeit sahst, so hast du nichts gesehen.

Wirf eine Münze hinter dich, bevor du aus dem Stadttor gehst, so wirft die Stadt dir ihre Sehnsucht nach.

Straßen, die du abends gingst, geh nicht des Morgens; alle Dinge reden nur einmal zu dir.

Laß dir Zeit! Laß dir Zeit! Laß dir Zeit!

Zerrenner, Bülow & Co.

S. PAULO

SANTOS

Import von Eisenwaren aller Art, speziell Stacheldraht, Pflügen u. landwirtschaftlichen Maschinen. Calciumcarbid

Rhein-, Mosel-, Port-, Bordeaux-, Burgunder-Weine
Champagner Heidsieck  Automobile „Spa“

Alleinige Vertreter der

Vacuum Oil Company



Cigarren Dannemann

Agentur des Norddeutschen Lloyd in Bremen.

Erinnerungen eines Zigeuners an den Kronprinzen Rudolf

In einem Budapester Verlage ist ein Buch erschienen, das den berühmten ungarischen Zigeunerprimas Ludwig Pongracz zum Verfasser hat.

Es sind 30 Jahre her — schreibt Pongracz — daß ich aus Klausenburg nach Wien kam, wo ich namentlich in aristokratischen Kreisen viel spielte.

laus v. Szögyeny-Mariel, der damals Sektionschef im Ministerium des Aeußern war, der mir versprach, für mich etwas zu tun.

Einige Tage später erhielt ich die Verständigung, mich zum Baron Spindler zu begeben, der zur nächsten Umgebung des Kronprinzen Rudolf gehörte.

herzog Franz Ferdinand, der damals noch den Rang eines Rittmeisters bekleidete, den Erzherzog Karl Ludwig, den seither verstorbenen Erzherzog Otto und noch viele andere, deren Namen aber meinem Gedächtniß entschwunden sind.

Off haben wir auch in Laxenburg gespielt und jedesmal war der Kronprinz von ungarischen Kavaliern umgeben. Zu seinen Intimen gehörte Stephan Karolyi, Baron Samuel Josika, Graf Samuel Teleki, Baron Tibor Bornemilcza, Graf Gabriel Bethlen, Fürst Alois Esterhazy; auch das Verhältnis zwischen dem Kronprinzen, dem Erzherzog Franz Ferdinand und dem Erzherzog Otto war überaus herzlich.

Pepa

Von Alfred de Musset.

Sag', Pepa, wenn die Nacht sich breitet, Wenn dir die Mutter bot „Gut' Nacht“.

Zur Stunde, wo die Bangen pflegen Um guten Rat die Nacht zu fleh'n,

Wenn du noch wach liegst ganz alleine, Die Deinen längst der Schlaf umspinnt,

Wohl an das Leid, von dem betroffen Die Heldin deines Buchs erscheint?

Wohl an den Berg, so ungeheuer, Der nur die Maus gebären kann,

Vielleicht an das, was dir gar zleise Ein Herz vertraut, das deinem gleicht?

Posselt, Wolff & Co.

Nachfolger von J. Flach & Co.

Spezialisten für Import von wollenen Tuchen, Kammgarnstoffen, Leinen und sämtlicher in das Schneiderfach schlagender Artikel.

São Paulo

Rua São Bento N. 30

Caixa do Correio 28



Rio de Janeiro

Rua do Hospicio No. 82

Caixa do Correio 241

Telegramm-Adresse: „POVO“

„Das Unterrockbataillon“

Unter dem Titel „Das Unterrockbataillon“ ist in London ein interessantes Buch, das auf gewisse Ereignisse des Burenkrieges von 1899 und der folgenden Jahre etwas Licht wirft, erschienen.

Geheimnis wußte, erhielt ganze Kisten mit hübsch ausgestatteten Schächtelchen, welche eine fettige Masse enthielten; dieses Peit ging unter dem Namen „Pasta zum Schutze der Haut bei rauher Witterung“; zu gleicher Zeit erhielt ein anderer eingeweihter Apotheker Korbflaschen mit einer gelblichen zähen Flüssigkeit, die als ein „neues Mittel gegen die Kolik“ bezeichnet wurde.

Man weiß, daß die Buren in ihrer ersten Zornesaufwallung die Absicht hatten, die Minen von Johannesburg, die Hauptursache der englischen Invasion und all des Unglücks, das durch den Krieg verursacht wurde, zu vernichten.

einsetzen und begab sich mit seinen Leuten zum GeneralKrause, um ihn von dem Gesehenen in Kenntnis zu setzen. Dadurch verriet er aber sich selbst; denn es stand nunmehr fest, daß er die Absicht gehabt hatte, die Mine auffliegen zu lassen.

Eine andere Episode, die von der Verfasserin des Buches erzählt wird, bezieht sich auf einen der verwegentesten Streiche, die während des Feldzuges ausgeführt wurden. Der Kommandant einer Buren-schar hatte Frau van Warmelo wissen lassen, daß die Pferde, die seine Leute besäßen, kaum noch zu benutzen seien, und daß die ganze Schar dem Untergange geweiht sei.

Humor und Kurzweil.

Die Zahnstocher.

Auf meiner Fußwanderung durch die Alpen kam ich auch in das „Gasthaus zu Hirschkogel“.

„Zahnstocher,“ erwiderte der Wirt.

„Die machen Sie selbst? so, so!“

„Jawoll!“

„Ist das nicht recht schwer?“

„Soll wohl!“

„Daß alle hübsch gleichmäßig werden, keiner zu dick und keiner zu dünn.“

„A,“ erwiderte der Wirt mit einem schlaun Augenblinzeln und hob ein paar der eben angefertigten Hölzer zwischen seine gelben Zähne.

Heute nicht mehr... Als besondere Ueber-raschung für die Gäste hat Frau Geheimrat Lüpke einen Neger zum Jour geladen.

„Lieben Sie Kinder, Mr. Jack?“ — „No, heute nicht mehr,“ sagt er trocken.

„Früher einmal hab' ich sie ganz gern gegessen.“

C. Manderbach & C. S. Paulo

Telefon No. 792 - Rua de S. Bento No. 31 - Postfach No. 545

Buchdruckerei ♦ Geschäftsbücherfabrik

Linier-Anstalt :: Briefumschlagfabrik

Papierhandlung

En gros und en détail

En gros und en détail

Vervielfältigungs-Apparate: **Derby**
Memo-graph **Cyclostyle**
Automatic **Rotary**

Alleinige Vertreter der weltbekannten
„ADLER“ Schreibmaschine
Ueber 100 000 im Gebrauch

Kopierpressen **Briefwagen**
Papierständer **Tintenzeuge**
Loescher **Heft-Apparate**

Alle Kontor-Artikel u. Schreibwaren **Füllfeder-Halter** verschiedener Systeme in jeder Preislage □□□

Fantasie-Gegenstände

Geschenk-Artikel

Loseblatt-Bücher
Briefordner verschiedener Systeme
Schnellhefter
Briefkörbe
Notizbücher
Ringbücher

Schreibmappen
Aktenmappen
Portemonais
Gelötnoten-Taschen
Poesie-Albums
Photographie-Albums

Alle Zeichenmaterialien
Reisszeuge
Malkasten für Aquarell- und Oel-Malerei
MALVORLAGEN
Apparate für Brandmalerei
Farben und Tinten

Papier-Kassetten in unerreichter Auswahl in einfachster bis elegantester Ausstattung

Der Feuersprung.

Johannisfeuergeschichte von Karl Pauli.

Ueber den Bergen lag der Glanz der Abendsonne, die Büsche und Sträucher am Wege, der von dem kleinen schlesischen Bergdorf Daberndorf nach dem Hüttengebäude führte, rauschten leise im Abendwinde, und ihre Blätter zitterten im Luftzug.

Ein junges Mädchen stieg den Weg hinan und sah sich, als sie die Höhe erreichte, suchend um.

Es war ein liebes Bild, wie das junge Mädchen da oben stand, die Hand über die Augen gelegt, die Gebüsch, etwas unterhalb der Stelle, wo sie stand, sprang mit fröhlichem Lachen ein junger Mann aus dem Wald, und lief auf sie zu.

Sie ging ihm entgegen, und bald standen sie beide voreinander. Sie reichten sich nur die Hand. Umarmung und Kuß unterblieben noch. Mit solchen Gefühlsäußerungen ist man auf dem Dorfe sparsam.

Langsam gingen sie dem Gipfel des Hügels zu. Dort stand eine Grasbank, auf der sie sich niederließen.

Langes Schweigen. „Nu, Mariechen,“ sagte endlich der Bursche und bogen sich zu dem Mädchen nieder.

„Nu, was denn?“ sagte das Mädchen.

„Ich bin Dir halt so gut!“ erwiderte der Bursche, „Du mir auch?“

„Na, das mußt Du doch bald wissen!“ lachte das Mädchen.

„Warum hast Du mir's nicht schon früher gesagt?“

Wieder lachte die Kleine. „Du hast mich ja nicht früher gefragt!“ gab sie zur Antwort, „aber jetzt weißt Du's doch!“

„Ja, jetzt weiß ich's!“ sagte er, zog sie an sich und küßte sie auf den Mund.

Das Mädchen wehrte sich nicht, dennoch aber sagte sie: „Ach, laß doch die Dummheiten, wenn's einer sieht!“

„Wer soll's denn sehen?“ gab er zurück, „es ist ja keiner hier!“ Und er küßte sie wieder.

Aber ein junger Bursche hatte es doch gesehen, und gerade er war derjenige, des es am wenigsten sehen sollte. Er lag im Gebüsch versteckt, wohin er sich geschlichen, um die beiden zu belauschen, er mußte Gewißheit haben, denn er liebte das Mädchen auch, und wütende Eifersucht qualte ihm schon seit der Zeit, als er bemerkte, daß die beiden sich mit anderen Augen ansahen, wie sie es früher getan.

Jetzt, als sie sich küßten, ballte er in wilder Wut die Hände, er wäre gern herausgestürzt, um den Frechen, der sich an sein Mädchen machte, zu züchtigen, aber er hatte kein Recht dazu, denn Marie hatte seine Bewerbungen immer zurückgewiesen.

Die beiden jungen Männer waren Bergleute in dem Eisenwerk von Daberndorf; Otto Gode, der jetzt versteckt Liegende war der ältere im Dienst und daher nahm er sich vor, dem glücklichen Nebenbuhler, Robert Bote, im Dienst seine Frechheit schon einzutrinken. Er wollte ihm die Liebe zu dem Mädchen schon austreiben, es war kein anderer da, der sie ihm wegnehmen konnte, und gerade dieser eine hatte es getan. Er glaubte ein Recht auf sie zu haben, denn ihr Vater war auf seiner Seite, er hätte ihm die Tochter gern gegeben, müßte daß das Mädchen ihm nicht wollte. Kümmerte ihn vor der Hand

wenig, er würde sie schon kurr kriegen. Und nun kam ihm der Grünschnabel in den Weg.

Aber er täuschte sich. Marie hätte ihm nie genommen. Sie konnte ihm nicht leiden, es schüttelte sie jedesmal, wenn er ihr zu nahe kam, ja, wenn sie ihn bloß sah, mit seinem strohgelben Haar, das wie ein Stoppelfeld aus seinem schieligen Haar, das wie ein Stoppelfeld aus seinem Schädel wuchs, den großen Händen mit den breiten Kuppen, Mörderhände, nennen sie die Leute — und dem höhnischen, wegwerfenden Lächeln, was beständig um seine Lippen spielte. Da war Robert doch ein ganz anderer Kerl. Lustig, fidel, von hübscher Gestalt und fremdlichem Gesicht. Dem mußte jedes Mädchen gut sein.

Und das war sie ihm, und das fühlte sie auch, als sie jetzt auf der Käsenbank saßen, und über ihre Zukunftspläne sprachen, und auch das Vergangene erwähnten. Zum Unglück war dabei viel von Gode die Rede, und der Lauscher an der Wand hörte seine eigene Schand: Marie erklärte unumwunden, daß sie ihn nicht leiden könne, und Robert hatte nichts von Hohn und Spott für den Nebenbuhler.

Das hätte schon einen weniger guten Menschen zur Wut gebracht, aber Gode war kein guter Mensch, er war schlecht, von Grund aus schlecht, rachsüchtig und gewalttätig, und deshalb brachte ihn das, was er hören mußte, so auf, daß er die wütendsten Rachepläne in seinem Kopfe wälzte, und zuletzt sich einen solchen aussuchte, auf dem nur ein Mensch, wie er war, verfallen konnte.

Er war in seinem Brüten noch nicht ganz zu Ende gekommen, als sich die beiden erhoben, um den Heimweg anzutreten. Marie begleitete den Geliebten den Hügel hinab, und da Gode wußte, daß sie, um nach Hause zu gehen, den Weg wieder zurück mußte, beschloß er, trotz seines Zornes auf sie zu warten, sie zu sprechen, und noch einmal alles anzubieten, um sie von dem, was sie sich vorgenommen, abzubringen.

Die beiden hatten nämlich verabredet, am Johannisabend ihre Verlobung dadurch bekanntzumachen, daß sie die ersten waren, die über das brennende Johannisfeuer sprangen — das junge Paar, das diesen Sprung wagte, galt dann in der ganzen Gegend als verlobt.

Als die beiden verschwunden waren, kroch Gode aus seinem Versteck hervor, blickte den Weg hinunter und streckte die geballte Faust hinter ihnen her. „Euch will ich den Sprung verleiden! und wenn sie es doch tun, dann will ich das ausführen, was ich mir vorgenommen! So wahr ich lebe, das tue ich und wenn mir der Henker den Kopf herunterschlägt!“

Der Plan, den er sich ausgedacht, aber war ein teuflischer; er wollte auf der Stelle, wo das Feuer brennen würde, eine Dynamitpatrone vergraben, und sie zum Explodieren bringen, wenn beide den Sprung ausführten.

Was daraus entstehen konnte, danach fragte er in seiner Wut nicht; daß es ohne Unglück nicht abgehen werde, wußte er, aber das sollte ja gerade sein.

Er sah Marie zurückkommen und trat hinter ein Gebüsch — er wollte sie bitten, den Feuersprung nicht zu tun; — hatte er das erreicht, so gewann er wieder Zeit, und konnte wieder hoffen, war aber der Sprung erfolgt, dann war alles verloren.

Jetzt ging das Mädchen an der Stelle vorüber, wo er stand.

Er trat vor. „Marie!“ sagte er.

Das Mädchen fuhr zusammen. „Ach Du?“ sagte sie mit verächtlichem Blick. „Laß mich in Ruhe, ich will nichts mit Dir zu tun haben!“

Sie wollte an ihm vorbei.

Er vertrat ihr den Weg. „Marie, nur einen Augenblick hör' mich an — es kam Dein Glück sein!“

„Glück von Dir?“ sagte sie spöttisch. „Das möchte ein schönes Glück sein!“

„Und doch hör' mich an, ich muß Dich warnen! Du willst über das Johannisfeuer springen — mit dem — ich mag den Namen nicht in den Mund nehmen — tu's nicht — es ist Dein Unglück!“

„Woher weißt Du das?“ fragte Marie. „Wer hat Dir gesagt, daß ich —“

„Ich hab's gehört!“ gab er zur Antwort. „Mit eigenen Ohren gehört, wie Ihr's verabredet habt!“

„Du hast gehorcht?“

„Nicht gehorcht — ich habe Dich bewacht!“

„Ich brauch' keinen Wächter!“ rief das Mädchen erregt. „Ein Spion bist Du, ein elender Spion!“

„Laß jetzt alles sein, nur das eine versprich mir zu Deinem Besten fordere ich's; spring' nicht über das Feuer in der Johannesnacht!“ Er streckte bittend die gefalteten Hände nach ihr aus.

Aber er fand kein Gehör. „Und gerade deshalb tue ich's weil Du es nicht willst!“

„Gut, gut!“ rief er dann zornig. „Aber die Folgen auf Dein Haupt, — Du trägst dann die Schuld an allem, was passiert, nicht ich — Du, Du, lauf in Dein Unglück, wenn Du nicht anders willst — aber merke Dir, es ist ein Unglück!“

„Geh, laß mich in Ruhe mit Deinem Gerede; was Du mir sagst oder drobst, ist mir nur verächtlich!“ Sie gab ihm einen Stoß, daß er beiseite taumelte und sie die Bahn frei bekam. Schnell schritt sie an ihm vorbei, den Weg herunter.

„Ich Dir verächtlich?“ zischte er, als er sich wieder aufgerafft. „Ich will Dir zeigen, daß ich nicht verächtlich bin, sondern ein ganzer Mann! Verlaue nur meine Worte! Springe Du nur über das Feuer in der Johannesnacht, ich werde Dir sogar dabei helfen!“

Er lachte höhnisch hinter ihr her. Bis jetzt hatte er mit seinem Plane nur gespielt — jetzt wußte er, er würde zur Tat.

Johannisabend! Auf allen Bergen rings in der Runde brennen die Johannisfeuer — das alte, heimliche Fest der Sonnenwende wird noch immer gefeiert. Junge Burschen haben am Abend vorher Holz und Reisig auf die Berge geschleppt, haben alte Rutenbesen in Teer und flüssiges Pech getaucht, ihre Pistolen geladen, und nun stehen sie um die Scheiterhaufen herum, mit ihren Mädchen, und harren der Dunkelheit.

Auch die Dabernerberger Jugend hat sich auf der steilen Klippe versammelt, wo alljährlich das Johannisfeuer angezündet wurde. Alle sind da, nur einer fehlt, Gode — aber er ist nicht weit — hinter einer dicken Tanne verborgen kniet er auf der Erde, in der Hand hält er einen runden Gegenstand, der aussieht wie ein kurzes, starkes Licht. Es ist eine Dynamitpatrone. Er hat seinen Plan geändert, nicht unter das Feuer hat er sie vergraben, weil er nicht wußte, ob das Feuer auf derselben Stelle wie voriges Jahr angezündet werden würde, er hat beschlossen, die Patrone, wenn Robert und Marie springen würden, ins Feuer zu werfen. Das ist sicherer. Oh, er weiß gut mit Dynamit umzugehen, vom Bergwerk aus. Drei Patronen hatte er mit der Zeit entwendet — rein aus Uebermut, denn er hatte nicht geglaubt, einmal eine zur Anwendung zu bringen. Er hat auch das Werfen geübt — auf die flache Hand legen und fortschleudern.

Zitternd vor Ungeduld kniet er hinter der Tanne — jetzt wird das Feuer angezündet. Geschrei, Pistolenschüsse ertönen. Die pech- und teergetränkten

Reisigbesen werden angezündet, und mit ihnen tanzen die jungen Burschen im Kreise um das Feuer.

Jetzt wird der Platz um das Feuer freigegeben, das Springen soll beginnen — große Spannung, wer den Anfang macht — dann ist ein junges Brautpaar zu begrüßen. Manche hoffnungsvolle Dirne zupft den Geliebten am Rockschoß, sie möchte gern dies Jahr noch unter die Haube, aber keine findet Gnade vor dem Herrn. Da auf einmal heißt es: „Platz, Platz für das erste Paar!“, und Robert und Marie treten an.

Gode hat den Zünder in Brand gesetzt, er hat die Distanz gut berechnet — aber wenn er auch versagen sollte, wenn die Patrone mißlingt, erfolgt die Explosion. Mit hämischen Lächeln begleitet er die Vorgänge am Feuer, er sieht, wie Robert und Marie Anlauf nehmen, wie sie zum Sprunge ansetzen. Da zieht er den Arm zurück — die Patrone liegt auf seiner flachen Hand — und wie sie springen, schleudert er den Arm vor; so muß die Patrone gerade ins Feuer fliegen, wenn beide darüber in der Luft schweben.

Aber sie fliegt nicht — in der Aufregung, in der er sich befindet, hat er alle Vorsicht beiseite gelassen; er stößt mit dem Ellbogen an den Stamm der Fichte — die Patrone fällt von seiner Hand und vor seinen Füßen nieder.

Ein Jubelschrei vom Feuer her, der dem gelungenen Sprung galt, und eine furchtbare Detonation vernichteten sich miteinander. Eine große Wolke von Staub und Rauch hüllte den Platz ein; Holzsplitter und Steine flogen durch die Luft. Einen Augenblick stand alles wie versteint — dann brach die Panik aus. Die Leute fliehen schreiend, aber die Besonnenen sammeln sich, um die Ursache der Explosion zu ergründen — sie suchen im Feuer — man kommt bald darauf, daß Dynamit im Spiele, vielleicht ist eine Patrone ins Feuer gekommen. Aber das brennt ruhig weiter; endlich finden sie unter der dicken Tanne, deren Stamm stark beschädigt ist, einen menschlichen Körper — die Glieder zerschmettert, der Brustkasten eingedrückt.

Es ist Gode.

Erschüttert stehen alle da. „Ein Unglück, ein Unglück!“ flüstert es im Kreise; die Mützen sinken von den Köpfen, die Häupter der Frauen neigen sich, alles betet um die Ruhe der Seele des armen Verunglückten.

Auch Marie steht mit gefalteten Händen da — auch sie betet, aber es ist nicht um die Seelenruhe des Daliegenden, um die sie bittet, wiewohl sie ihm sie gönnt. Es sind Worte heißen Dankes gegen den, der sie aus dieser schrecklichen Gefahr gerettet.

Reisen.

Ach ja, wie wär' das Reisen schön, Wenn's könnte folgendermaßen geschehn: Ein jeder kriegt für sich einen Wagen, Braucht dann keine fade Gesellschaft ertragen, Man hat nur dem Schaffner entsprechend zu winken, Dann kriegt man zu essen, besonders zu trinken. Gewil' auch wär' es bequem und nett, Befand sich im Wagen ein molliges Bett. Der Zug müßte fahren, wamm's einem beliebt, Und trachten, daß nirgends es Aufenthalt gibt. Auch wär's eine große Ersparnis an Zeit, Er führ' ni tder höchsten Geschwindigkeit. Am schönsten schon wär's er ging bis vor's Haus, Doch mache ich schließlich kein „Maß“ daraus, Nur eins noch beding ich, dann wäre es fein: Das Fahren müßt vollständig gratis sein!

C. A. Hennig.

Die Jubilare

Novellette von Emma Lechleitner.

Was der Alte wohl haben mochte? Schon in aller Gottesfrühe war er fortgegangen in den Wald, und nach einer Reihe von Stunden schwerbeladen mit Efeu, Immergrün, Stechlaub und noch mehr so Grünschnuck wieder heimgetrottelt. Und dann hatte er ein Häufchen Buben und Mädchen herangewinkt, die ihn gerade mit offenen Mäulern anglotzten, und hatte jedem von ihnen einen Zwanziger versprochen, wenn sie ihm beim Krautbinden ein wenig helfen würden. Und die standen, die Buben und Mädchen, und wußten nicht, ob sie lachen sollten, oder Ja sagen, oder davonlaufen.

„Ja, Kinder, wißt Ihr denn nicht, wie man Kränze windet?“

Und ob! Nein, das ließen sie sich denn doch nicht nachsagen! Das Geschäft ward abgeschlossen; gleich nach dem Essen würden sie auf dem Posten sein, und davon stoben sie nach allen Richtungen. Jetzt gab es ein Reden und Raten im Dörfchen. Der alte Joachim wollte Kränze winden? Wer konnte sich so etwas deuten? Entweder war er plötzlich verrückt geworden, oder — bei dem oder blieben sie alle stecken. Und so viel man auch die Kinder ins Verhör nahm, was der Joachim denn noch gesagt hätte, — er mußte doch ganz gewiß noch mehr gesagt haben, als das, was man jetzt wußte, — es half nichts; nein, er hatte kein einziges Wörtchen mehr gesagt. Nun, so sollten sie sich wenigstens tummeln, daß sie bald fortkämen, die Suppe hurtig essen und die Kartoffeln mit Butter und was es sonst dieser Art noch gab, da und dort, damit der alte Joachim nicht ungeduldig wurde.

„So, seid Ihr da? Das ist schön, das ist recht; wir wollen nun gleich anfangen. Da sind Stricke und Bindfäden, und seht, Papierrosen habe ich auch, davon steckt Ihr immer wieder eine zwischen das Grün hinein; Ihr wißt ja schon, wie man das macht, daß es gut aussieht.“

Natürlich, alle wußten es. Dann nahm das größte der Mädchen Strick und Bindfäden, und die anderen, Mädchen und Buben, reichten ihr Immergrünbüschel, oder was sie eben wünselte. Und der alte Joachim hatte sich auch ins Gras gesetzt, mitten unter die Kinder, und seine zitternden Finger halfen mit, so gut es immer ging.

Sein Gesicht sah andächtig aus, das merkten selbst die Kinder, und dann sahen sie auch, wie es ein paar mal herabropfte auf seine grünen Büschelchen. Ganz sachte stießen sie sich dabei an; aber zu lachen getrauten sie sich nicht. Und auch mit dem Plaudern wollte es nicht so recht gehen; der alte Mann konnte ja böse werden und sie auszanken, und ihnen den Zwanziger nicht geben. Er hatte ihnen ja auch nicht gesagt, wozu er die Kränze brauche, und es hatten ihn doch gefragt, „Das versteht Ihr nicht“, hatte er nur gesagt. Und als dann im Laufe des Nachmittags ein paar Mütter, Schwestern und Tanten sich einfanden, um „nach den Kindern zu sehen, ob sie auch fleißig und brav wären“, und dabei offen, vorsichtig oder versteckt Fragen stellten, um dem unerklärlichen Treiben ein wenig auf den Grund zu kommen, da erfuhren sie alle auch nicht eine Silbe. „Das ist meine Sache, gute Leute; der alte Joachim kann auch nicht alles sagen, was er weiß.“ Das verdros sie; aber der Alte war eben verrückt, das hatten sie ja gleich gesagt. Und doch, etwas mußte im Gange sein, er hatte schon vor Wochen Briefe auf der Post abgegeben, für weit fort, nach Norddeutsch-

land; er stammte ja aus jener Gegend; das wußte man aus seinen Papieren. Aber soviel man vom Posthalter im Vertrauen erfahren konnte, waren jene Briefe an Zeitungen adressiert gewesen, und später hatte der alte Joachim verschiedene Beträge zahlen müssen, wofür aber — lieber Gott, weshalb sollte man sich so um alles kümmern! Der Alte lebte ja so abgeschieden in seiner Hütte, daß man ihn kaumte und doch nicht kannte, trotz der dreißig Jahre und mehr, die er unter ihnen lebte. Brächte ihn sein kleiner Korbhandel nicht so ein wenig in Berührung mit den Menschen, so ginge er herum wie ein schon Abgeschiedener. Wohl war er nie unfreundlich im Verkehr, und auch gefällig, wo es etwas zu helfen gab, aber über sein früheres Leben und seine Schicksale hatte noch nie einer auch nur eine Andeutung aus ihm herausgebracht. Und er würde viel zu erzählen haben, das stand in seinen Zügen geschrieben; Schmerz und Leid und Kummer waren tief darin eingegraben.

Und nun, wie kam dieser stille, verhärmte Greis mit seinen siebenundsiebzig Jahren dazu, Kränze zu winden? Es war einfach unmöglich, diese Anwendung mit nur einem einzigen Zuge seines Wesens in Einklang zu bringen.

Als die Girlanden mit dem bunten Papierblumenschmuck fertig im Grase lagen, da schaute der alte Joachim lange, wie in schmerzlicher Freude, auf sie nieder; die Hände hatte er dabei unbewußt gefaltet. Und die Kinder standen erwartungsvoll, mit fröhlich blitzenden Augen um ihn herum; jetzt würden sie ja ihren Lohn, ihren Zwanziger bekommen. Es war aber noch nicht so weit.

„Kinder, jetzt wollen wir die Hütte des alten Joachim festlich herausputzen, mit diesen schönen Kränzen; der ganz große kommt an die Türe; ich will gleich die Nägel holen.“

Ja so, das gehörte auch noch dazu? — Diese alte Hütte bekränzen! Die Dörfler werden eins lachen! So wurde hin- und hergetuschelt, bis der Alte kam, mit einer Werkzeugeschachtel.

Nach der Haustüre ging's an die Stubentüre, und auch der kleine Spiegel über der Kommode bekam seinen Schmuck. Und dann noch die Fenster. Ei, wie fein das alles jetzt aussah! Als ob das Christkind hier einzeln wollte!

„Wer weiß, Kinder, wer weiß! Das Christkind kann zu jedem mal kommen; auch zum alten Joachim, meint Ihr nicht?“

Sie lachten und schüttelten die Köpfe; nein, das glaubten sie denn doch nicht. Aber wer kommt denn? „Lieber, alter Joachim, ach, sag' es uns doch!“ bat ein herziger, kleiner Blondkopf.

Der Alte lächelte wehmütig und fuhr liebkosend über die krausen Haare des Kindes. „Das versteht Ihr nicht.“ Und nun bekamen sie ihren Zwanziger; das war noch mehr wert, als daß sie wußten, warum der alte Joachim seine armselige Hütte bekränzt hatte.

Auch im Dorfe zerbrachen sie sich die Köpfe nicht mehr. Wenn die Schrulle wirklich noch einen vernünftigen Grund hatte, würde man ja schon noch dahinter kommen. Für heute wollte man mit der Narrheit keine Zeit mehr vertrödeln, und den Schlaf würde man sich auch nicht rauben lassen.

Einer aber schlief nicht: der alte Joachim. Und doch versuchte er es immer wieder; er wollte ja schlafen, er wollte sich stärken auf den kommenden Tag. Was wird er ihm bringen? Die Erfüllung seines Herzenswunsches oder wieder eine jener Enttäuschungen, aus denen sein Leben zusammengeflocht

war? Und wenn, so wäre es die letzte, das Räderwerk war alt und verrostet, bald, bald wird es stille stehen; einen harten Stoß wird es nicht mehr aushalten, und wenn die Freude kam, diese eine, große, dann wird ihn noch einmal ein frischer, rascherer Pulsschlag durchwärmen; aber auch dann wird das Räderwerk bald stille stehen; auch die Freude wird es nicht mehr aushalten. Aber schön, herrlich müßte es sein, mit dieser letzten Freude im Herzen hinüberzuschlummern . . .

Wie hat er diesen 26. August erwartet, ersehnt, lange, lange! Vielleicht war es auch nur ein Traum, ein Hirngespinnst, das die Einsamkeit in ihm gezeitigt. Aber als der Gedanke zum ersten Male in ihm aufgestiegen war, kam er ihm wie von Gott gegeben, gleichsam zur Aussöhnung für sein herbes Schicksal, und es gab kein Losreißen mehr. Unverzüglich tat er Schritte, die ihm zur Verwirklichung seines herrlichen Traumes verhelfen sollten, und nun war der Tag da und das Große sollte sich erfüllen. — Die Aufregung machte sein Herz erbeben, und immer mehr floh der Schlaf aus den weit offenen Augen. Wenn sie noch lebte, war sie jetzt 71 Jahre alt, und warum sollte sie nicht mehr leben? Er war älter, und sein Kelch war bitterer gewesen als der ihrige, und auch er lebte ja noch. Als er vor 26 Jahren von seinem einzigen Freunde, den er noch besaß, und der allein seinen Aufenthalt kannte, erfuhr, daß sie Witwe geworden, da hätte er ja einen Anknüpfungspunkt suchen können, und ein leises Drängen und Sehnen in seinem Herzen trieb ihn ja wohl auch dazu, aber sein Sinn war noch zu hart, zu verletzt, die Wunde blutete noch immer in seinem Innern. Und so gingen Jahre wieder darüber hin, und er war der einsame Mann geblieben, einsam äußerlich und innerlich. Sein treuer Jugendfreund hatte schon längst die Augen geschlossen für immer. Mit zitternder Hand noch hatte er ihm einst geschrieben, daß er schwer krank sei und bald sterben werde. So war auch der letzte Faden abgeschnitten, der ihn noch mit der Heimat verbunden hatte, und es blieb nur noch das Sehnen und der düstere Rückblick. Die nun hatten ihn treulich begleitet auf Schritt und Tritt all die langen, bitteren Jahre hindurch. Ob sie, das Käthechen, denn gar nicht darunter gelitten hat . . .? Sie hatten sich doch so lieb gehabt, er sie und sie ihn, und sie war so schön und gut und sanft und brav; eine Treuere als sie gab es ja nicht, — der alte Joachim stöhnte schluchzend auf in seiner Kammer, es war, als verliere er den Atem, — und doch, und doch war sie ihm untreu geworden, gerade in jener schwersten Stunde, da er ihrer Liebe, ihres Vertrauens am dringendsten bedurft hatte. Ja, sie hatte ihn verlassen, verstossen, wie alle anderen, wie — alle andren . . . Nur er allein, ein Freund, war ihm geblieben, sonst niemand, keine Seele, nur dieser eine hatte an seine Unschuld geglaubt, ob auch alle ihn sonst verdamnten, und das Gericht ihn verurteilte. Was half es ihm, daß er sagte: sie zeugen falsch, ich habe mir keinen unredlichen Pfennig angeeignet; andere haben es gemacht, und mich beschuldigen sie, mich wollen sie verderben weil ich sie durchschaute habe, weil ich ihrer Schlechtigkeit im Wege stehe. Ja, so konnte er hundertmal reden; beweisen sollte er es, dann! Allmächtiger, was hatte er sich das Gehirn zermartert, um auf ehrlichen Wegen die Beweise für die Wahrheit zu erbringen; es gelang ihm nicht. Aber die andern, jene verbrüderte Diebesbande, bewies ihre Lügen; sie hatten sich vor der Verleumdung nicht geseut, nun, so scheuten sie auch den Mein-

eid nicht, und sein Schicksal ward beschlossen. Freiheit, Ehre und sein trautes Heim, alles mußte er dahingeben, alles auf einmal. Käthechen reichte die Ehescheidungsklage ein — natürlich, wie konnte sie, die Tochter aus guter Familie, die brave Frau, an deren Ruf nie ein Stübchen Unehre gehaftet hatte, wie konnte sie noch einem — Zuchthäusler angehören und seinen Namen tragen? Er wußte es, damals wußte er es, und auch noch jetzt, daß er ein so großes Opfer nicht von ihr verlangen durfte. Aber wenn sie es — aus sich getan hätte . . . Nur mit einem Wort, einem einzigen Wort ihm angedeutet, daß — daß — ach, er würde es ja nicht angenommen haben von ihr sie sollte nicht wie er so tief gedemütigt werden, ohne daß sie es verdiente; aber wenn sie dieses getan hätte, — nur ein ganz leises Entgegenkommen wäre hindernder Balsam gewesen auf seine Wunde. Ja, aneh darauf mußte er verzichten, auch darauf . . .

Das war das bitterste von allem. Und deshalb war er geflohen, weit, weit, hatte sich versteckt in diesem einsamen Winkel. Denn was galt es ihm noch, daß seine Unschuld an den Tag kam, nachdem sie ihn verlassen hatte! Wie eine löhnende Fratze grünte ihm die Welt an, und er hatte es geschworen bei sich, fernab von ihrem heuchlerischen Glanz und Glück, arm und ungekannt zu leben und zu sterben, und er hat es — gehalten . . .

Und nun kam dieser 26. August, und nun waren es 50 Jahre, seit — seit sie einander angehört hatten für das ganze Leben, und nur die wenigen Jahre, solange ein freundlicher Stern sie hütete, hatte das Band gehalten. Sowie jener Stern erlosch, war auch das Band — das Band jenes töricht-n-Walnes — zerrissen . . .

Aber jetzt, bevor er die müden Augen zum Sterben schloß, wollte er sie noch einmal sehen, noch einmal ihr sagen, was sie ihm einst gewesen . . .

Der alte Joachim atmete schwer; diese Gedanken alle nagten an seiner letzten Kraft, das fühlte er. Aber jetzt durfte er nicht sterben, jetzt noch nicht, und es wurde ganz still in ihm. Als der Morgen neugierig in das kleine Fenster guckte, schlief er noch friedlich, mit dem Lächeln eines Kindes auf den gefurchten Zügen.

Vom Dorfe her lief nun ab und zu einer und eine vor des Alten Hütte. Sie gafften die Kränze an und bohrten den Blick in jede Luke. Aber da war nichts zu sehen und zu hören. Nur der Kopf des alten Joachim tauchte hier und da an einem Fenster auf, und dann war es, wie wenn er nach etwas ausspähte; aber wenn sie seinen Augen folgten, sahen sie wieder nichts. Ach was, der Alte mit seinen Kränzen hielt sich selbst und andere zum Narren!

Nach und nach aber wurde es dem alten Manne zu eng in seinen Wänden; die Aufregung trieb ihn hinaus, da konnte er wenigstens eher Luft bekommen, das Atmen ging ja so schwer. Und da hockte er im Grase und stierte auf die Landstraße. Nur von Zeit zu Zeit legte er für einen Moment die Hand über die müden Augen, aber immer wieder mußte er hinstarren auf das sonnenüberglutete, staubweiße Band.

Und wie seine Züge in Hoffnungslosigkeit bereits erschlafften, sah er, am Wegrande langsam vorwärtsschreitend, eine Gestalt, die er hier oben noch nie gesehen hatte. Sein Blick wurde starrer, sein Mund öffnete sich, sein Atem hob und senkte immer schneller die klopfende Brust. Und die Gestalt rückte näher, immer langsamer zwar, immer zögernder, un-

(Fortsetzung auf der nächsten Seite.)

Companhia Materias para Construção

Escritorio Central: Largo da Sé 2 - Telefon N. 3245

Lager für Detailverkauf:

Rua da Consolação 469-471 • Rua Domingos Moraes 14

Lager mit Schlüssel der São Paulo Railway:

Moóca, Hypodrom

Hafen mit Installation für Sand und Kies: PINHEIROS, Rua São João

Verkauf von: Kies (gewaschen)

Sand

Press-, Hohl-, Falz- und Dachziegel

Cement I. A. Qualität

Kalk

Bestellungen an das Central-Büro, wo auch Kostenvoranschläge für alle, auch hier nicht angeführten Baumaterialien auf Wunsch gemacht werden.

Pünktliche Lieferung
u. erstklassige Materialien

Pünktliche Lieferung
u. erstklassige Materialien

Deutsche Wurstfabrik

VON

Andréa Do & Co.

Alle Wurst- und Räucherwaren
in nur bester Qualität.

Fabrik: Travessa Paula Souza 46
Telephon N. 3059 • Caixa Postal N. 1316

Verkaufsstände:

Mercado São João Nr. 40.
Mercado Central Nr. 14, 2 und 3.
Leiteria Pereira, Rua Rosario Nr. 7.
Casa Pierre Duchon, Rua S. Bento 78.

Grössere Posten liefert die Fabrik gegen bar in
direktem Verkauf an Jedermann.

Santos

Hr. Salgado Pinha

Rua Frei Gaspar 22



Garantiert gute
Ware.

Campinas

Hr. Stapelfeld

Mercado Nr. 11



Garantiert gute
Ware.

ter häufigem Ausrasten. Grierig verschlangen seine weit aufgerissenen Augen die noch verschwommenen Umrisse. — Ja, es war eine alte Frau, etwas gebückt, etwas unsicher. — Mit einem Ruck und einem heiseren, unverständlichen Ausruf auf den Lippen half sich der Alte auf die Füße. Die zitternden Knie wollten ihm einknicken, als er die ersten Schritte machte; halb bewußtlos wankte er die Wiese hinunter, der Dorfstraße zu. Und als nur noch zwanzig Schritte sie voneinander trennten, standen sie beide still und sahen sich an, von weitem, und in beiden kämpfte die Freude mit dem Schmerz.

„Joachim —“
Es war ein leiser, bebender Laut, aber er durchschüttelte den alten Mann bis in die Seele hinein, und ein krampfhaftes Schluchzen löste die Spannung.

Nun überkam sie plötzlich die Kraft, sich ihm zu nähern, ihn aufzurichten mit sanften, liebevollen Worten. Er schluchzte noch immer, doch war es wie verhaltenes Jubeln.

Als sie die Kränze sah, legte sie ihre Hand mit leisem Druck auf die seinige.

„Joachim, das verdiene ich nicht!“
„Still, Kätchen!“

Drinnen aber im Stübchen saßen sie und erzählten sich noch, als der Abend sie schon lauschig und ändernte.

Und nach ein paar Tagen trugen sie den greisen Jubilar hinaus zum stillen Friedhof. Schmerzlos, friedlich und glücklich war er hinübergeschlummert.

Das Bukett

Wenn früher ein Blumenstrauß nicht kurz und dick wie ein Münchner Bierrettich war und noch obendrein bunt wie ein Bauergarten am Himmelfahrtstag, war kein Staat damit zu machen. Aber wenn man zum Tragen zwei Hände brauchte, statt einer, so war's ein Triumph von einem Strauß.

Auch mußte die Buntheit geordnet sein. Es mußten die Blumen innerhalb des Trichters, der als Normalform galt, so arrangiert werden, daß die Farben irgend ein geometrisches Liniennmuster zeigten, das der Binder im Kopfe hatte. Etwa: es schwebte ihm eine Stickeriarabeske vor, die er am Busenlatz seines Schätzens gesehen hatte. So eine geometrische Figur lebt natürlich nur in der Fläche, zu deren Gliederung sie ja erfunden ist. Aber das vergaß man und führte das Liniennmuster mit dem lebenden Blumenmaterial aus als Gebilde im Raum. Zum Schluß hatte man dann vielleicht ein Bukett aus wasserblauen Vergißmeinnicht, schwarzvioletter Akelei und weißen Nelken, das einen anguckte, wie das Auge einer Mecklenburgerin. Die Akeleien in der Mitte waren das Schloß, die Vergißmeinnicht stellten die Iris vor, und die Nelken waren das Weiße. Wollte man es ganz fein machen, so schob man zwischen Nelken und Vergißmeinnicht noch eine Lage Skabiosen oder Salbei hin; das war jener dunkle, schimmernde Reif, der das Weiße im Auge vom Irsteil absetzt. Außen herum kam dann noch ein Farnwedelkranz, das waren die Augenwimpern.

Dekorativ war so ein Strauß ohne Zweifel. Auch wurden die Menschen nicht verrückt, wenn sie ein derartiges Ünding geschenkt bekamen und es in ihrem Zimmer aufstellen mußten. Im Gegenteil: sie gossen die Blumen fleißig, damit das Wunder recht lange hielt, und zeigten es voll Stolz ihren Anver-

wandten. Die sagten „Ah, ah!“ und „Ei, ei!“ und waren so entzückt, daß sie schier vor Neid platzten. Denn mit so einem Strauß konnte man protzen gehen. Wobei zu beachten ist, daß er für um so vollkommener galt, je weniger man daran erinnert wurde, daß das Ganze eigentlich ein Gefüge von Pflanzen war. Wichtig war nur das Muster. Daß die dummen Blumen, die draußen so frech und verwahrlost durcheinander wucherten, nun so hübsch brav in Reih und Glied standen; daß einer da war, der sie zwierte, bis sie etwas vorstellten, was sonst gar nicht in ihrer Art lag, etwas „Ordentliches“, wie man sagte — das machte Spaß und wurde bestaunt.

Wir, die so was heute schon Unkultur nennen, sind auch einmal entzückt gewesen von solcher Art Bindekunst. In meinen Knabenjahren beispielsweise hat es mir immer unendlich viel Vergnügen gemacht, einen Korb voll recht verschiedenfarbiger Blumen aus Aekern und Wiesen zusammenzutragen und dann längere Zeit in einer Waldecke zu sitzen, bis nach stundenlanger Arbeit irgendein recht verflixtes Straußmuster fertig war. Den Strauß habe ich dann meiner Mutter gebracht, und sie hat sich immer gewaltig gefreut, sowohl über das Gebilde wie über meine Geschicklichkeit. Jetzt tut es uns schon weh, wenn wir sehen, daß Athletenvereine beim Sonntagnachmittagszug in ihren um die Schultern gelegten Büffelhörnern und Riesenlumpen derartige Blumenarrangements spazieren tragen. Was hat diesen Umschwung veranlaßt?

Ich glaube, die Arrangements von früher haben uns nur deswegen nicht gestört, weil das fertige Bild nur bis zur Netzlaut vordrang. Der ist es ganz einerlei, aus was für Material ein Bild gemacht wird. Sie gibt eben einfach die Farben und die Linien oder Flächen wieder, in denen die Farben geordnet sind: sagt, ob die Farben leuchten, ob die Linien sich zusammenfinden zur Harmonie und ob das Chromatische so ineinanderfließt, daß der Sehnerv nicht beleidigt wird. Kurz: sie hat nur ein physikalisches Urteil über die Erscheinung, die vor sie hingestellt wird. Die Physik aber wurde durch jene Straußbegeisterung befriedigt; denn die farbigen Flächen waren in zeichnerisch wirksamer Form zusammengestellt.

Mit einmal lernten wir sehen mit dem Gehirn. Bis dahin hatte man, glaub' ich — einige wenige ganz große Künstler ausgenommen — nur den Menschen (und die übrige Natur höchstens, insoweit sie wissenschaftlich interessierte) mit dem Gehirn angeschaut. Jetzt guckte man die Realitäten des Daseins, auch soweit sie nur als Bild interessierten, mit dem Zerebralorgan an. Da mußte man natürlich über die Häkelmustersträuße und Blumenstukkaturarbeiten lachen. Denn das Gehirn sieht mehr als die Wirkung. Es sieht auch die Mittel, mit denen sie herbeigeführt wird, sieht also das Material, das die Bausteine liefert, und fragt, woher der Plan stammt, nach dem sie geordnet sind. Mit einem Wort: es nimmt den Strauß auseinander.

Und nun zeigte sich zweierlei: daß man ja nicht den Frühling oder den Sommer oder den Herbst, nicht ein Stück Wiese, Garten oder Wald in seinen Sträußen nach Hause trug, sondern ein groteskes Malheur, das einem passiert war, weil man so grenzenlos lieblos mit den Pflanzen verfuhr. Denn Liebe heißt: denken, daß die Pflanze ein lebendiges Wesen ist, Respekt haben vor ihrer Eigenart und ihr gestatten, diese Eigenart auch dann noch zu entfalten, wenn man sich entschlossen hat, das Geschöpf von seiner Wurzel loszutrennen und von seinem Leib für bestimmte Zwecke Gebrauch zu machen. Statt dessen war man mit den Pflanzen um-

gesprungen wie ein Gipsermeister mit seinem Zementbrei. Als ob sie gar nichts Lebendiges wären. Das heißt barbarisch.

Beabsichtigt war das nicht gewesen. Im Gegenteil. Die Gedanken hatten sich auf dem Spazierweg eng angeschmiegt an die Natur, hatten von der Stimmung der Au etwas in sich hineingesogen und den Wunsch gezeitigt, ein Stückchen jener Poesie, die einem zwischen Dorf und Trift begegnet war, mit heimzunehmen, damit man das Schöne von draußen noch recht lange um sich habe, wenn man wieder zwischen seinen vier Wänden lebt. Ein paar Blumen machen ja die Wohnung so weit und so heiter; die engen Räume werden noch einmal so hoch und so leicht; es ist gerade, als ob man das Haus durch einen Anbau mächtig vergrößert hätte, so daß Fenster und Treppen nun direkt ins Feld hineingehen. . . Damit der Strauß diesen Anforderungen genüge, durfte er aber nicht einfach ein Ausschnitt von draußen sein; das fühlte man. Denn Blumen, irgendwo aufgelesen und zum Bündel geschnürt, hätten nur eine Art botanischer Qualitätenprobe vorstellen können. Er sollte aber sozusagen der Reflex eines inneren Bildes sein, das man draußen geschaut. Dieses Ziel konnte jedoch nur erreicht werden, wenn man in das, was die Natur bot, eine Art Steigerung brachte, indem man es künstlerisch siehtete, es nach einer Idee zusammenraffte zu einem Bild.

Und nun war über dem Versuch, diese Steigerung zu erzielen, die ganze Poesie zum Teufel gegangen, weil man sich in der Wahl der Mittel zur Steigerung der natürlichen Wirkung vollkommen vergriffen hatte. Denn draußen war alle Poesie darauf gestellt, daß jede Blume im Umkreis von ihresgleichen zur Geltung kam. Jede hatte ihren bestimmten Standort und ihre bestimmten Begleiter; nur in ihrer Gesellschaft fühlt sie sich wohl. Und nichts ist für das Auge an diesen Zusammengehörigkeiten störend, die die Natur für jeden Lebensraum in besonderer Komposition und farbiger Ausführung schafft. Faßt man den Rahmen des Landschaftsbildes sehr weit, so kugelt sich die einzelne Blume zusammen zu einem winzigen Farbfleck — wird abgeblendet zu einem Reflex. Nimmt man dagegen den Rahmen sehr eng, so tritt außer den Farben der Blume auch das Gestaltliche an ihr hervor, man bemerkt ihren Schaft, ihre Blätter.

Wie stand es in dieser Hinsicht beim Bierrettichstrauß? Nun: er war der denkbar kleinste Gesellschaftskreis von Blumen und zur Betrachtung aus allernächster Nähe bestimmt; das Gestaltliche hätte infolgedessen besonders scharf hervortreten müssen. Aber die Pflanzen waren ja aneinandergepappt wie die Heeringe im Faß. Keine hatte um sich einen Luft- oder Lichthof; alles, was draußen zur Geltung kam, war unterdrückt.

Also Platz für die Blume! Kein — Massenpferch mehr, sondern freier, lockerer Stand. Nur dann glitzert von der Poesie der Natur etwas ins Kunstgebilde hinein, wenn die Blume das Recht erhält, in der Hand oder der Vase so frei zu stehen wie im Feld. — Damit begann der Wandel.

Und nun ging es Schritt für Schritt weiter, ganz neuartigen Bukettformen entgegen. Denn eine Blume steht nur frei, wenn ich sie mit langem Schaft breche und den Stengel ganz unten fasse, damit sie, wenn ich gehe, schwanken kann wie am Rain. . . Es war also von selber geboten, daß man immer weniger Blumen zu einem Strauß zusammennahm, denn mit der Länge wuchs auch die Last.

Dafür stellte sich jetzt ein anderer Mißstand ein. Die dekorative Wirkung, die man früher mit Leich-

tigkeit dadurch erzielt hatte, daß man viele von einer Art in Masse zusammenraffte, wurde nicht mehr erreicht, weil die Einzelblume zu klein war. Dekorativ aber sollte der Strauß doch wirken; besonders vom Schnittblumenstrauß, den man beim Gärtner zu festlichen Gelegenheiten kauft, wurde Wirkung verlangt. Denn er ist bestimmt zum Schmuck für den, dem man ihn schenkt, damit er ihn trage. Man mußte also darauf ausgehen, die Einzelblume im farbigen Teil zu vergrößern, weil um der Wirkung willen das einfache Bedürfnis war. Tatsächlich haben die Marktblumenzüchter seit fünfzehn Jahren fast an nichts anderem gearbeitet. Wie die Riesennelken, Riesenorchideen und Riesenchrysanthenen von heute zeigen, sogar mit ungeahntem Erfolg. Es gibt Nelken, die fünfzehn Zentimeter Blütendurchmesser haben. Und die Chrysanthenen sind allmählich so umfangreich geworden, daß man an einer einzigen gerade genug hat. Dabei haben diese Blumen Farben von einer Kraft und Ausdrucksfähigkeit wie nie zuvor. . . So anders sind mit den Menschen auch die Blumen geworden. Eine einzige ersetzt einen ganzen Strauß.

Und nun zeigt sich zweitens auch, daß in der Art, wie der Mensch von heute seine Blumen bindet und wie er sie früher band, eigentlich nichts als ein Niederschlag der Naturanschauungen zweier ganz verschiedener Zeiten gegeben ist. Klingt aus dem barbarischen Bierrettichstrauß, der die Blumen so schrecklich mißhandelte, nicht die Melodie jenes lächerlichen Liedes wieder, dessen Text den Menschen priest als den „Herrn der Natur“? Findet nicht der ganze wilde Gründergeist und das materialistisch-brutale Heldenmeiertum der siebziger Jahre, das sich an allem vergriff, in dem Bierrettichbukett seinen Ausdruck? Ebenso spiegelt sich, wie mir scheinen will, in der Art, wie wir heute Blumen binden, ein Stückchen von jenem Geiste wieder, der erkennend Stellung nimmt zur Natur. Wir legen nicht unsere Willkür in das Bukett, sondern formen es nach Gesetzen, die wir draußen gefunden haben. Adolf Koelsch.

Humoristisches

Wahrheit aus Kindermund. „Nun, Tommy, wie gefällt dir mein neues Kleid?“ — „Großartig, Mama.“ — „Siehst du, mein Junge, das ist Seide und die verdanken wir dem Fleiße eines armen Wurm.“ — „Meinst du mit dem „armen Wurm“ den Papa?“

Musikalische Aufforderung. Gatte: „Mir scheint, die Schwiegermutter will gar zum Abendessen dabeilint! Setz' dich ans Klavier, Klara, und spiel' ein bißchen was in G-moll!“

Sein Protest. „Meine Freunde,“ sagte der Redner, „jede Familie sollte nur ein Haupt haben!“ — „Sehr richtig!“ stimmte ein Herr in der ersten Reihe laut bei, dessen verängstigtes, nervöses Gesicht nicht soviel Energie vermuten ließ. „Sie sind also meiner Ansicht?“ fragte der Redner. — „Vollkommen, ich habe heute die Rechnung für die Hüte meiner Gattin und meiner sieben Töchter bezahlt.“

Liebes-Sprüchlein.

Ein jedes Kind in Land und Stadt Den eigenen Schutzengel hat. Doch handelt's sich um ein schönes Kind, Dann ihrer zwei schon nötig sind; Und ist das gar noch verlobt dabei — Dann braucht es ihrer mindestens drei Zum Schutz gegen Neid und Teufelei.

Schreibpulte
„Hygienica“
und „Brazil“

Privilegiert durch die Regierung der Vereinigten Staaten von Brasilien.

Wandtafeln
„Hyloplaté“
 Schränke, Schreibtische,
Theaterstühle

Fabrik von Möbeln und Schulmaterial
 mit elektrischem Betrieb

Eduardo Waller

S. Paulo Rua Antonio de Queiroz No. 65
 (Consolação) Telephon 1293

Versand nach auswärts.

Illustrierter Katalog gratis und franko.

Grosser Preis
 auf der
 Nationalausstellung 1908.
Goldene Medaille
 auf der Internationalen
 Hygieneausstellung
 Rio de Janeiro 1909
Silberne Medaillen
 auf den Ausstellungen
 in Brüssel 1910
 und Turin 1911
 und andere Auszeichnungen.

Der Kulturwert der künstlerischen Photographie

Von Dr. Willi Warstat.*)

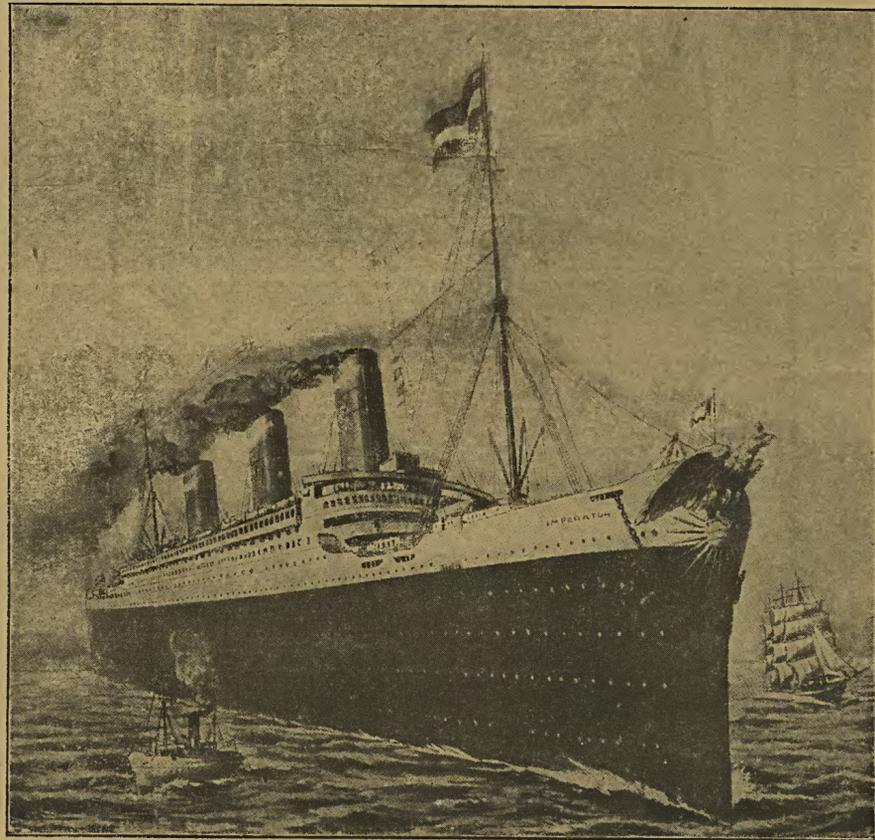
Wenn man sich daran macht, den Wert festzustellen, den die künstlerische Photographie in Vergangenheit und Gegenwart für die Kultur unserer Zeit besitzt, so ist es durchaus gerechtfertigt, ihre kunsterzieherische Bedeutung in den Vordergrund zu stellen und in erster Reihe zu betonen. Denn die kunsterzieherische Tendenz ist in der künstlerischen Photographie von jeher sehr groß gewesen. Das hängt vor allem damit zusammen, daß die künstlerische Photographie gerade in viel höherem Maße Liebhaberkunst, Amateurlust gewesen ist als irgendeine andere Kunst. Die Liebhaber der Photographie sind es gewesen, die zuerst dieselben künstlerischen Probleme, die in anderen Künsten, namentlich in der Malerei, Gegenstände des künstlerischen Schaffens waren, auch mit Hilfe der photographischen Technik zu lösen versuchten. Dabei sind die Liebhaber ganz von selber stets zu einer eingehenden Beschäftigung mit den Werken nicht nur, sondern auch mit den Gesetzen der Kunst gelangt, es hat sich an ihnen jener kunsterzieherische Einfluß jeder künstlerischen Liebhaberbeschäftigung bewährt, den Alfred Lichtwark stets hervorhebt. Man braucht nur an die eifrigste Erörterung ästhetisch-kunsttheoretischer und künstlerisch-technischer Fragen in den Kreisen der Liebhaberphotographen zu erinnern, man braucht nur daran zu denken, wie stark von Zeit zu Zeit der Einfluß der gleichzeitigen Malerei sich in der künstlerischen Photographie geltend macht, um die Resultate jener künstlerischen Einwirkung faßbar vor sich zu haben. Auch durch die Beschäftigung mit künstlerischer Photographie können sich die Liebhaber Verständnis für die Werke der Kunst überhaupt und einen Einblick in die Gesetze verschaffen, nach denen sie entstehen. Dadurch schärfen sie aber zugleich ihr Auge für die Schönheit der Natur und erwerben sich selbst die Fähigkeit, die Natur künstlerisch zu sehen, das heißt, sie mit Rücksicht auf ihre Schönheit allein zu betrachten. Wenn man bedenkt, wie weite Verbreitung in der Blütezeit die Liebhaberbeschäftigung gefunden hatte, in wieviel Amateurvereinen künstlerische Fragen theoretisch erörtert und praktisch umworfen wurden, so wird man zugeben, daß es nicht zu viel gesagt ist, wenn man behauptete, daß gerade in jener schließlichen Zeit des kulturellen Tiefstandes zwischen den achtziger und neunziger Jahren des

vergangenen Jahrhunderts die Beschäftigung mit künstlerischer Photographie für verhältnismäßig viele der erste Schritt zu ästhetischer und künstlerischer Kultur gewesen ist.

Das größte Verdienst der künstlerischen Liebhaberphotographie liegt aber darin, daß sie schon in jener kulturlosen Zeit mit ausgesprochen kunst-

photographie von wirklich künstlerischem Streben und wenigstens einzelne Bildnisphotographen haben, die Künstler sind, so verdanken wir das der kunsterzieherischen Arbeit, die die Liebhaberphotographie an der Fachphotographie geleistet hat. Auf diese Weise hat die künstlerische Photographie mit ihr gutes Teil an der Arbeit geleistet, die die Morgen-

rer Zeit. Die photographische Technik weist den künstlerischen Photographen vermöge ihrer naturalistischen Grundlage immer und immer wieder nachdrücklich auf die Natur hin. Gerade die naturalistische Treue der Photographie zwingt den Photographen zu einem viel genaueren Sehen als etwa den Maler seine Technik. Der Photograph muß seinen Natureindruck bis in die kleinste Einzelheit bewußt in sich aufnehmen und zergliedern, er muß sich sofort über die künstlerische Bedeutung jeder noch so kleinen Einzelheit klar werden, damit sie sich nachher im Bilde nicht ungewollt und unerwünscht störend hervordrängt. Die Photographie zwingt den ausübenden Photographen also zu einer außerordentlich energischen Durchdringung der Natur, zu Gegenständlichkeit und Sachlichkeit, sie zwingt ihm eine Kultur des Auges auf, die im besten Sinne eine realistische Kultur ist. Und selbst im photographischen Impressionismus verliert sich der realistische Charakter der künstlerischen Photographie nicht. Wir wesen vielmehr oben schon darauf hin, daß gerade er eine ausgesprochen realistische Gegenwartskunst liefert. Der photographische Impressionismus will uns die Wirklichkeit durch einen einzigen ausdrucksvollen Augenblick darstellen, das gesamte Leben der Wirklichkeit zusammendrängen in diesen einen blitzschnell gesehenen und virtuos erfaßten Augenblick. Damit wird aber auch der photographische Impressionismus nichts anderes als das Erzeugnis einer realistisch geschulten Persönlichkeit, einer persönlichen Kultur, zu der gerade die künstlerische Photographie ihre Jünger erzieht. Der ausübende Photograph wird an der Hand seiner Kunst zu einer kulturell ganz charakteristisch ausgebildeten Persönlichkeit: das Auge und alle Sinne mit angestrengter Energie beobachtend auf die Wirklichkeit und ihre Vorgänge gerichtet, den Willen jederzeit bereit und geschult, auf den kleinsten Wink hin sein Werk mit Pünktlichkeit und Genauigkeit zu tun.



„Imperator“, das grösste Schiff der Welt.

Humoristisches

Der Humor der schlechten Zeiten. Einem Berliner Theaterdirektor war ein Sänger zum Engagement empfohlen worden. Der Direktor lud den Künstler für den nächsten Vormittag zum Probensingen auf die Bühne. Der Sänger kam, sang, siegte aber nicht sofort und da er fühlte, daß seine Kunst auf den Bühnenleiter keinen besonders hervorragenden Eindruck gemacht hatte, entschuldigte er sich mit den Worten: „Wissen Sie, Herr Direktor, jetzt am Vormittag, hier vor dem leeren Hause, kommt meine Stimme nicht so zur Geltung!“ — „Ja“, sagte der Direktor, „an das leere Haus bei mir müssen Sie sich auch abends gewöhnen!“

Eine Fabel. Auf einem Waldwege liegt eine tote, total verstümmelte Katze. In barbarischer Weise ist sie offenbar zu Tode gemartert worden. Die Tiere des Waldes stehen dabei, flüsternd, wie das wohl geschehen sein könne. Da tritt der schlaue Fuchs hinzu, er schüttelt den Kopf, und indem er die abgeschnittenen Ohren der Katze in die Pfote nimmt, meint er: „Kinder, das ist außer allem Zweifel, so etwas bringt nur der Mensch fertig!“

*) Wir entnehmen den vorstehenden Aufsatz dem soeben erschienenen 410 Bändchen: „Die künstlerische Photographie. Ihre Entwicklung, ihre Probleme, ihre Bedeutung.“ Von Dr. Willi Warstat. Mit einem Bilderanhang der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt.“ (Verlag von G. B. Teubner in Leipzig und Berlin. Preis geh. M. 1, in Leinwand geb. M. 1,25), das in geschichtlicher Entwicklung die Bedeutung der künstlerischen Photographie für Kunst und Leben in Vergangenheit und Gegenwart schildert und an Hand einer Auswahl wertvoller Reproduktionen aus den Meisterwerken der Photographie die Probleme und Aufgaben behandelt, die insbesondere den Unterschied der Liebhaberkunst und der Malerei ausmachen. Berufs- und Liebhaberphotographen finden eine Fülle wertvoller Anregungen in dem Bändchen.

erzieherischer Absicht ins Feld tritt, daß sie es unternimmt, an der Fachphotographie kunsterzieherische Arbeit zu leisten. Wir haben oben auseinandergesetzt, daß gerade der kulturelle Tiefstand der berufsmäßigen Bildnisphotographie das Wesen der Gründerzeit restlos zum Ausdruck bringt. Wenn es heute besser ist, wenn wir heute eine Berufs-

dämmerung einer neuen Kultur für unsere Zeit heraufgeführt hat.

Was aber die Richtung betrifft, in der gerade die künstlerische Photographie ihre Jünger beeinflusst, so kann man nur sagen, daß der ganze Charakter ihres kunsterzieherischen Einflusses durchaus angepaßt ist dem realistischen Grundzuge un-

Buchhandlung Feine. Grobel
 Rua Florencio de Abreu No. 102 ◊ Gegründet 1887

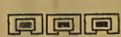
Schnellste und billigste Besorgung von Büchern, Musikalien und Zeitschriften irgendwelcher Art in allen Sprachen :: Reichhaltiges Lager der besten, gangbarsten Werke aus allen Gebieten der Literatur.

Papier- u. Schreibwarenhandlung
 Buchdruckerei — Buchbinderei

Pohlman & Co.
 Zucker-Exporteure
Pernambuco
 Maceió-Jaraguá São Paulo

Herm. Stoltz & C.

São Paulo - Rua Alvares Penteado, 12



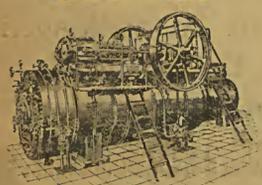
Rio de Janeiro - Avenida Rio Branco, 66-74

Caixa postal N. 461

Caixa postal N. 371

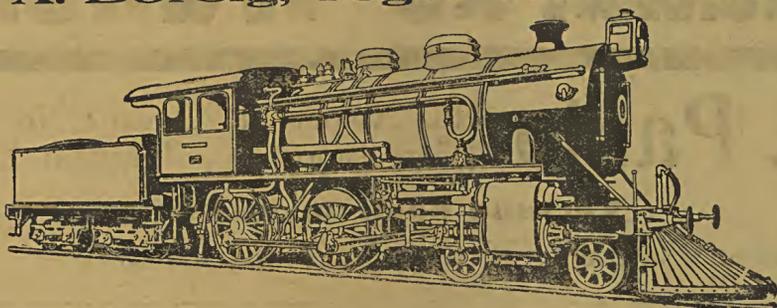
Einige unserer Spezialitäten:

Badenia



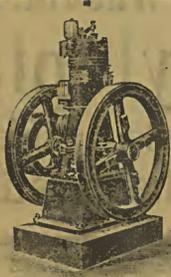
Heissdampf- und Saffdampflokobilen
Ständiges Lager

A. Borsig, Tegel bei Berlin



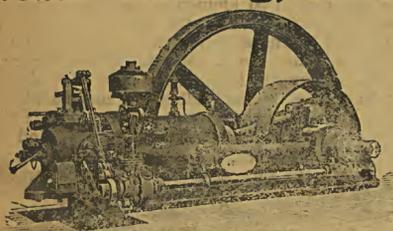
LOKOMOTIVEN, etc.

"BENZ"



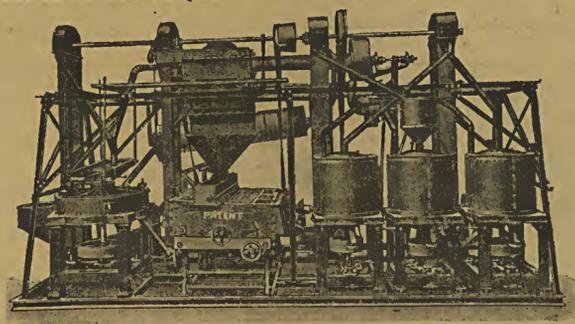
Klein-Motore, 2, 4, 6, 8 PS e ständiges Lager

Gebr. Körting, A.-G.



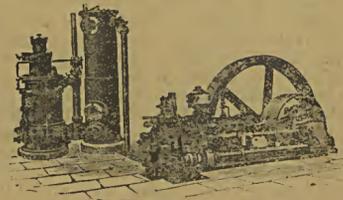
Diesel- und Rohölmotore

EISENWERK (vorm. Nagel & Kämp) A.-G.



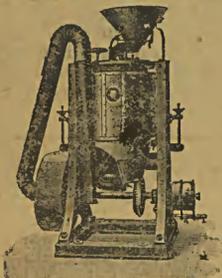
Die unübertroffene Reismühle "Brazil"
Allein im Staate São Paulo arbeiten bis heute noch meistlich
61 "Brazil"-Mühlen
Ständiges Lager dieser gangbarer Größen.

Gebr. Körting, A.-G.



Sauggas-Motoren-Anlagen

Reismühle "Colonia"



Komplette Maschine für Kleinbetrieb

Personen Autos  **Cast Autos**



Ständiges Lager



Werner & Pfleiderer



Beste u. größte Spezialfabrik der Welt v. Bäckerei-Einrichtungen.

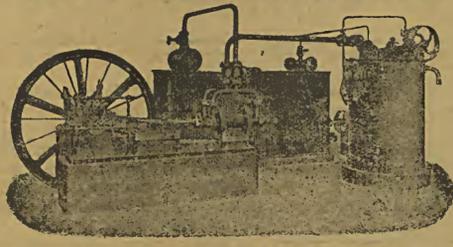
"VIENNARA" Knetmaschine

Holzbearbeitungs-Maschinen



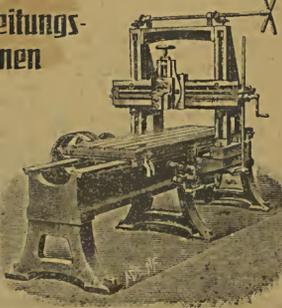
Ständiges Lager.

Eis- und Kühlmaschinen



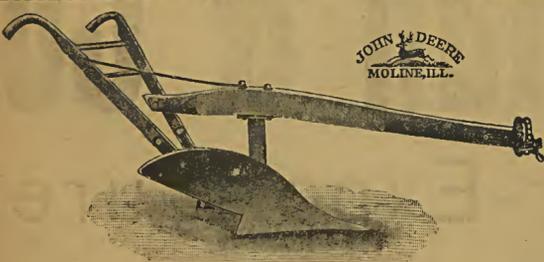
Sämtliche Systeme und für jede Leistung

Eisenbearbeitungs-Maschinen



Lager gangbarer Typen

Landwirtschaftl. Maschinen



JOHN DEERE
MOLINE, ILL.

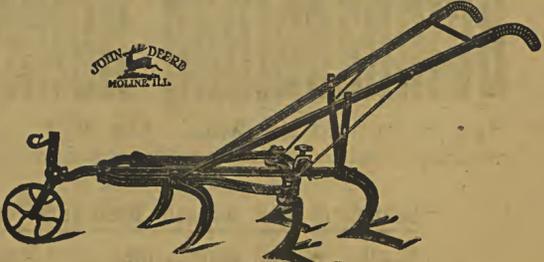
Bedeutendes Lager

Eisenbau  **Brückenbau**

Consignationen
Commissionen

Import

Landwirtschaftl. Maschinen



JOHN DEERE
MOLINE, ILL.

Lager aller gangbaren Maschinen

Agenten der Versicherungs-Gesellschaften: "ALBINGIA" Versicherungs-A. G. Hamburg: Feuer- und Transport-Versicherungen.
"ALLIANCE" Assurance Comp. Ltd., London: Feuerversicherungen.



Brazil Express & Messenger Company

Rua Alvares Penteado No. 38-B und 38-C

Telephon No. 995

SÃO PAULO

Telephon No. 995



Abteilung A: Billiger Eilbotendienst.

Abteilung B: Transport von Waren u. Gepäck.

Abteilung C: Umzüge und Möbeltransporte.

Alleinreisende Frauen.

Von Else Rema.

Das Vorurteil gegen alleinreisende Frauen ist geschwunden, sie zählen heutzutage zu den alltäglichen Erscheinungen, die man nicht mehr wie vor einigen Jahrzehnten noch mit Mißtrauen und Zweifel betrachtet. Dessenungeachtet hat die Frau, wenn sie ohne Begleitung reist, mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen; sie sei noch so intelligent, selbständig und reisegewandt, nie wird die Frau, insbesondere von den unteren Klassen, so estimiert und respektiert wie der Mann. Die alleinreisende Frau muß immer erst beweisen, daß sie sich nichts gefallen läßt, sie muß gewissermaßen ein Examen ablegen, bei dem Hoteliers, Kellner usw. die Stelle der Professoren vertreten, ehe man ihr das Recht zuerkennt, genau so gut bedient zu werden wie der Mann. Die Gepäckträger, Hausdiener, Kellner und andere angenehme Herren, auf die man unterwegs angewiesen ist, sind stets geneigt, dem männlichen Geschlecht den Vorrang einzuräumen. Uebergibt eine Dame eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges ihr Gepäck zur Besorgung und tut ein Herr das gleiche erst fünf Minuten vorher, so fertigt der Mann unbedingt seinen männlichen Kunden zuerst ab, die Dame muß warten. Läuft der Zug am Bestimmungs-ort in der Bahnhofshalle ein, so folgen die Gepäckträger zuerst dem Ruf aus männlichen Kehlen, die Frauen kommen zuletzt oder auch gar nicht an die Reihe. Nicht besser wird die alleinreisende Frau von den Kellnern behandelt; ihr gegenüber lassen sie sich allerhand kleine Verstöße zusehnen kommen, die man sich bei einem Herrn nicht erlaubt. Ihn bringt der Kellner das brennende Streichholz zur Zigarre, ihm hilft er beim Gehen in den Mantel, und vor ihm wird beim Verlassen des Lokals dienst-eifrig die Tür geöffnet, während die Wünsche einer Frau ohne Begleitung ungehört verhallen. Daß man ihr den Mantel umnehmen hilft, gehört zu den Seltenheiten, da muß die alleinreisende Dame schon ein sehr gutes Trinkgeld spendieren.

Die leidige Trinkgeldfrage spielt keine kleine Rolle bei den Zurücksetzungen, die eine Frau erdulden muß. Gewiß, diese dem Publikum auferlegte Steuer sollte ganz abgeschafft werden, es ist aber eine Unsitte, mit der vorläufig noch gerechnet werden muß und das tun die meisten Damen nicht. Die Frauen stehen nicht mit Unrecht im Ruf, kein oder zu wenig Trinkgeld zu geben und dieses Renommee reizt die darauf angewiesenen Kellner durchwegs nicht zur Dienst-eifrigkeit. Es gibt Damen, die sich diesem Brauch nicht entziehen, da sie sehr wohl wissen, daß die Kellner und andere Bediensteten auf die Trinkgelder angewiesen sind, aber die Mehrzahl des weiblichen Geschlechts unterläßt es grundsätzlich oder aus Unerfahrenheit, den üblichen Obolus an das Dienstpersonal zu entrichten. Wie immer müssen auch hier die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden. Die Damen greifen auch zu allerhand kleinen Kriegskisten, die jedoch recht wohl durchschaut werden und selten gelingen. Der Satz von zehn Pfennig für das Tragen eines Gepäckstückes ist bekannt; wie gern und mit wieviel Schlaucht ver-wandeln die Damen drei Stücke durch Zusammenbinden in eins, um nur für dieses die Gebühr entrichten zu müssen. Die Schmuggelerei geht aber nicht durch und trägt nur dazu bei, das miangenehme Renommee der weiblichen Reisenden zu vergrößern,

unter welchem diese dann selbst zu leiden haben. In Restaurants und Hotels werden ähnliche kleine Kniffe versucht; zwei Damen essen, wenn es irgend möglich ist, gern ein Menü zusammen, um zu sparen, oder sie behaupten, an Tischgetränk nicht gewöhnt zu sein, um der Ausgabe für Bier und Wein zu entgehen. Der Trinkzwang wird gewiß von vielen lästig empfunden, aber „mit den Wölfen muß man heulen“.

So wenig wie die Trinkgelder ist vorläufig der Trinkzwang aus der Welt geschafft, und wenn man sich auf Reisen begibt, muß auch mit dieser Tatsache gerechnet werden. In vielen Hotels erhöht sich der Preis für die Speisen, wenn nicht dazu getrunken wird, aber das ist den Damen auch wieder nicht recht. — Durch solche Kleinigkeiten verbittern sich Frauen auf Reisen das Leben und machen sich die ohnehin nicht ganz leichte Aufgabe, allein im Restaurant zu speisen, nur noch schwerer. Für alleinreisende Damen — falls sie nicht in Hospizen einkehren — empfiehlt es sich, bei der Begleitung der Gesamtrechnung zehn Prozent der Summe dem Hotelier zur Verteilung an das Dienstpersonal zu übergeben. Auf diese Art entgeht die Frau der lästigen Aufgabe, jedem einzelnen sein Deputat auszuhändigen. Die französischen und italienischen Kellner sind im allgemeinen Damen gegenüber höflicher als deutsche und wissen auch ihren Unwillen über ein zu kleines Trinkgeld chevaleresk zu unterdrücken, während der deutsche Kellner durchaus kein Hehl aus seiner ungünstigen Meinung macht.

Die alleinreisende Frau kann sich über allzugroßes Entgegenkommen von Seiten ihrer Mitmenschen nicht beklagen. Italiener, Franzosen, Russen und Oesterreicher sind Damen gegenüber, seien sie alt oder jung, stets hilfsbereit und zuvorkommend. Den deutschen Herren kann man in dieser Beziehung un-eingeschränktes Lob nicht zollen. Reist der Deutsche allein, so ist er in den meisten Fällen Damen gegenüber liebenswürdig und zuvorkommend, doch ohne jene weiche Grazie, die ein nationaler Vorzug der Südländer ist. Befinden sich Damen, seine Frau, Schwestern oder sonstige weibliche Anverwandte in seiner Gesellschaft, so ignoriert der deutsche Mann vollkommen alleinreisende Frauen und läßt nur Aug' und Ohr seinen Damen. Ja, es macht oft den Eindruck, als ob die Frauen es nicht gerne sähen, wenn ihre Begleiter mit weiblichen Reisenden auch nur die landläufigste, nichtsagendste Beachtung schenken. Sollte da ein wenig Eifersucht im Spiel sein?

Bei allen Damen ist das Damencoupe gleicherweise verpönt, sie fürchten gegenseitig ihre Un-duld-samkeit und suchen lieben die Niehtrauehercoupe auf, wo doch immer die Chance gegeben ist, angenehme und im Notfall auch hilfsbereite Herren-gesellschaft zu finden. In Bezug auf die Reisetouilette stehen die deutschen Frauen ihren französischen und englischen Mitschwestern bedeutend nach. Die Lodenröcke unbestimmter Farbe mit der Hebevorrichtung, die weiten, unkleidsamen Staubmäntel mit den obligaten Amazonenhüten kennzeichnen in der ganzen Welt die deutsche Touristin. Sparsamkeit ist eine schöne Tugend, aber von dem Grundsatz, die ältesten Sachen auf die Reise anzuziehen, sollten unsere Frauen abgehen. Man beobachte die Engländerin und die Französin, wie sie nach tagelangen Reisen im Coupé oder zur See tip top zum Vorschein kommt, das können die deutschen Damen ebenfalls,

wenn sie ihre Reisetouiletten nicht nur praktisch sondern auch elegant und hübsch wählen. Wir leben ja nicht im Mittelalter, da die Frauen auf Rossen durch die Welt reisten, sondern im Zeitalter der Eisenbahnen mit elegant ausgestatteten Coupés, die kleinen Salons gleichen und Schutz gegen alle Unbilden der Witterung gewähren.

Aus der Technik

Die sprechende Uhr. Aus Berlin wird den „Hamb. Nachr.“ geschrieben: Die Uhr ist heute aus dem Leben der Menschen nicht hinwegzudenken. Vom Turm herab schallt ihr Ton weit über Stadt und Land; im Zimmer hören wir täglich ihren Schlag, den wir bei unserer Arbeit kaum noch zählen; ein Blick aufs Zeigerblatt genügt, um uns erkennen zu lassen, wie spät es ist. — Diese Mühe spart die neue Erfindung „Die sprechende Uhr“, die im Hotel Prinz Albrecht in Berlin den Vertretern der Presse vorgeführt wurde, völlig aus. Jede Viertelstunde ertönt aus dem Innern der neuen Uhr eine Stimme, die deutlich die Zeit ausruft: Drei Uhr, drei Uhr fünfzehn, drei Uhr dreißig usw. Wir können im Besitz einer solchen Uhr uns ruhig in unsere Arbeit vertiefen, ohne befürchten zu müssen, eine wichtige Verabredung zu vergessen. Wir können dem Spiel, der Unterhaltung nachgehen, die Uhr ruft uns viertelstündlich die Zeit ins Ohr. Am Morgen brauchen wir uns über den Lärm des Weckers nicht mehr zu ärgern. Die Stimme der Uhr, deren Schnelligkeit wir regeln können, weckt uns einmal, zweimal und so oft wir wollen. Die Uhr gehorcht jedem Gebote. Wenn wir ihre Stimme nicht hören wollen, brauchen wir die Sprechvorrichtung nur abzustellen; wollen wir trotzdem, zu einer beliebigen Stunde feststellen, wie spät es ist, genügt der Druck auf einen Knopf und die Uhr ruft deutlich die gerade fällige Stunde aus, als ob sie ihre Stimme nie hätte verstummen lassen. Die sprechende Uhr ist — das ist das Erfreuliche — eine deutsche Erfindung. Der Berliner Ingenieur Selen ersann den Plan, ohne ein brauchbares Werk herzustellen; erst der Konstrukteur Max Markus hat nach langjähriger Arbeit alle Schwierigkeiten besiegt. Von außen sieht man der Uhr nicht an, welches technische Wunderwerk sie in sich birgt. Eine einfache Tafeluhr aus Holz steht vor uns; im Innern aber bewegt sich ein langes auswechselbares Filmband; die Lösung des Geheimnisses der sprechenden Uhr. Die Uhr ist mit 120 Mk. nicht teuer; sie kann wie bei der Vorführung betont wurde, in unserem modernen Leben große Bedeutung erringen; ihr Werk kann zu jeder gewünschten Zeit an die betreffende Stunde erinnern. Dadurch gewinnt sie, wie Geheimrat Förster ausführte, Bedeutung für die Astronomie; mit geringen Abänderungen kann sie, durch Ausrufen der Stationen, in unserem Verkehrswesen wichtige Dienste leisten; ihre technisch-physikalischen Feinheiten können nach Förster bei der im Gange befindlichen wichtigen Organisation erdumfassender Zeitmessung und Zeitregelung Anwendung finden. Diese Aufgaben werden schon durch erleichtert, daß die Uhren in allen Sprachen die Zeit ausrufen. Die Fabrikation dieser interessanten Uhr betreibt eine Aktiengesellschaft in Berlin, deren Kapital 2½ Millionen Mark beträgt.

Trockenlegung des Zuidersee. Schon wiederholt tauchte in Holland der Plan auf, den gewaltigen Komplex des Zuidersee von der Ueberflutung des Meeres abzusperren und dieses Gebiet dann trocken zu legen; die Mittel der Technik schienen aber immer noch nicht zureichend und die Kosten zu hoch, als daß man sich an die riesige Aufgabe herangewagt hätte. Ehemals ein geschlossener Landsee vereinigte sich der Zuidersee an seinem westlichen Ufer im Laufe der Zeit mit dem Meere und dehnte sich infolge einer Katastrophe, die 80.000 Menschen das Leben gekostet haben soll, im Jahre 1287 auf seine jetzige Fläche von über 3000 Quadratkilometer aus. Nachdem man schon 1849, dann 1886 und 1902 wiederum Pläne aufgestellt hatte, das große Wasserbecken in Land umzuwandeln, ohne aber zu einem Entschluß zu kommen, scheint ein neues Vorhaben gesichert. In dem Projekt ist vorgeschlagen, nach den besten Methoden der Technik, wie sie beim Bau des Panamakanals zur Anwendung gebracht wurden, einen gewaltigen Damm von Westfriesland über die Insel Wieringen nach Friesland zu legen. In etwa neun Jahren glaubt man diesen Damm erstellen zu können mit einem Kostenaufwand von zirka 50 Millionen. Die gesamten Arbeiten will man in einem Zeitraum von 32 Jahren erledigen, und die hohen Kosten von insgesamt etwa 600 Millionen zum großen Teil durch den Verkauf des trocken gelegten Landes decken.

Humor und Kurzweil.

Merkmal. „Daß uns der Wirt übers Ohr hauen würde, war von Anfang klar.“ — „Ja, schon der Käse war durchsichtig.“

Diplomatisch. Nellie: „Er fragte mich, ob du gefärbtes Haar hast?“ — Bella: „Solch eine Falschheit! Und was hast du ihm geantwortet?“ — Nellie: „Ich habe ihm nur gesagt, ich wüßte es nicht, da ich nicht dabei gewesen wäre, als du es kauftest.“

Gesundheit. Mann: „Warum besuchst du denn euer Donnerstagkränzchen nicht mehr?“ — Frau: „Aber lieber Mann, wie kann ich denn? Alle anderen Frauen haben so reizende Krankheiten für die bevorstehende Badezeit, und ich bin ganz gesund! Man muß sich ja schämen.“

Komiker. Ein sehr beliebter Komiker, der ein großes Vermögen besaß, lag auf dem Totenbette. Seine Freunde umstanden laut schluchzend die Liegestätte. „Tröstet euch“, sagte der Kranke, „denn ihr werdet nicht so lange über mich weinen, als ihr gelacht habt.“

Auch ein Grundsatz. Der Herr Pfarrer macht eines Tages einen Besuch bei einer Bauernfamilie. Die Leute galten für sehr arm, und wenn man die Frau hörte, mußte man glauben, daß heute oder spätestens morgen alle Hungers sterben müßten. Große Bestürzung, als der Herr Pfarrer eintritt. Denn auf dem Tisch steht ein ganz appetitlich aussehendes Spanferkel. Der Herr Pfarrer ist gleichfalls ein wenig bestürzt. Dann meint er rasch gefaßt: „Na, so ist's recht! Jetzt scheint's euch ja wieder etwas besser zu gehen.“ — Darauf eine verlegene Pause, bis die Frau sagt: „Oh, dat net j'rad, Herr Pfarrer, eich (ich) denken aber, et is j'rad jenog, dat wir arm sin(d); für wat sollen mir auch noch schlecht lewe?“

MATERIAL SIEMENS

allamão

inglês

francaez

Companhia Brasileira de Electricidade
"SIEMENS-SCHUCKERTWERKE"
 FILIAL DAS FABRICAS
SIEMENS-SCHUCKERTWERKE, SIEMENS & HALSKE,
SIEMENS BROTHERS, C.^{IE} GENERALE DU CREIL

Zum Siemens-Konzern gehörige ausländische Häuser:

Oesterreichische Siemens-Schuckert-Werke, Wien - Siemens & Halske A.-G., Wienerwerk, Wien - Ungarische Siemens-Schuckert-Werke, Budapest - Société Anonyme Belge Siemens & Halske, Brüssel - Siemens-Schuckert Industria Electrica, Sociedad Anónima, Madrid - Russische Elektrotechnische Werke Siemens & Halske A.-G., Petersburg - Russische Gesellschaft Siemens-Schuckert, Petersburg

Jahresproduktion an Maschinen und Transformatoren	Anzahl 134.539	Leistung 3.737.674 PS
Grösste Gleichstrommaschine	20.000 PS	
Grösste Wechselstrommaschine	30.000 PS	
Grösster Scheinwerfer	Spiegeldurchmesser 200 cm	Lichtstärke 440 Millionen Kerzen
An Elektrizitätswerke, Berg- und Hüttenwerke gelieferte Bleikabel	31.981 Kilometer	
Länge der ausgerüsteten elektrischen Bahnen	9.479 Kilometer	

Technische Bureaus, Gesellschaften oder Vertretungen des Siemens-Konzerns im Deutschen Reiche in 74 grösseren Städten — im Auslande in folgenden Städten:

Alexandrien, Amsterdam, Antofogasta, Antwerpen, Athen, Auckland, Bahia, Baku, Bangkok, Barcelona, Belgrad, Bergen i. Norwegen, Bilbao, Birmingham, Bombay, Bordeaux, Bristol, Brünn, Brüssel, Budapest, Buenos Aires, Bukarest, Cairo, Calcutta, Canton, Cape Town, Cardiff, Charbin, Charkow, Concepcion, Cornella bei Barcelona, Creil, Czernowitz, Dornbirn, Drontheim, Dunedin (Neuseeland), Florenz, Genua, Gijón, Glasgow, Graz, Guadalajara, Guatemala, Haag, Habana, Haifa, Hakodate, Hankow, Helsingfors, Hongkong, Innsbruck, Irkutsk, Jekaterinburg, Jekaterinoslaw, Johannesburg, Karlsbad, Kiew, Klagenfurt, Kobe (Japan), Konstantinopel, Kopenhagen, Krakau, Cristiana, Laibach, Lemberg, Lille, Linz a. D., Lissabon, Lodz, London, Lüttich, Luxemburg, Luzern, Lyon, Madras, Madrid, Mähr.-Ostrau, Mailand, Manchester, Manilla, Marseille, Melbourne, Mexiko, Moji, Montevideo, Montreal, Moskau, Nancy, Nantes, Neapel, New Castle-on-Tyne, New York, Odessa, Oporto, Oruro, Osaka, Paris, Peking, Penang, St. Petersburg, Pilsen, Porto Alegre, Ponta Grossa, Prag, Quito, Rangoon, Reichenberg i. B., Riga, Rio de Janeiro, Rom, Rosario, Rostowa, Don, Rotterdam, Roubaix, Rouen, Rumburg i. B., Saloniki Samsun, Santiago, São Paulo, Sarajevo, Sevilla, Shanghai, Sheffield, Singapore, Skien i. Norw., Soerabaya, Sofia, Sosnowice, Söl, Southampton, Spezzia, Stafford, Stockholm, Sydney, Tairen (Dalny), Teplitz-Turn, Tientsin, Tiflis, Tokio, Toronto, Toulouse, Trapezunt, Trient, Triest, Tsingtau, Turin, Uesküb, Valenzia i. Span. Valparaiso, Warschau, Wellington (Neuseeland), Wien, Wilna, Winnepeg, Wladivostock, Woolwich, Woronesh, Zürich

80,400 Gesamtzahl aller Angestellten 80,400
 des Siemens-Konzerns am 1. Januar 1913.

Das kostbarste Salzfaß der Welt.

Unter den wunderbaren Kostbarkeiten des österreichischen Kaiserhauses ist zweifellos eine der angesehensten — auch im eigentlichen Wortsinn — ganz unschätzbare goldene Salzfaß des Benvenuto Cellini. Es wird, obschon zur Schatzkammer selbst gehörig, doch schon seit einer langen Reihe von Jahren nicht in dieser verwahrt und behütet, sondern in dem berühmten Saale XVIII des kunsthistorischen Museums. Man hat sich genötigt gesehen, die Besichtigung dieses merkwürdigen Prunkstückes, das zugleich ein Kunstwerk hohen, ja höchsten Ranges ist, leichter zugänglich zu machen, weil die Zahl der einheimischen Fremden, die es zu sehen und zu bewundern streben, immer mehr anwuchs, und die stillen Räume der Schatzkammer auf solchen Andrang nicht eingerichtet waren. Die Bezeichnung unschätzbare kann hier wohl mit Fug und Recht angewendet werden. Erstlich einmal ist Benvenuto Cellini überhaupt einer der führenden Meister der italienischen Renaissance, und zweitens sind seine nachweisbar echten Meisterwerke recht selten geworden, zumal da im Verlaufe der schlimmsten Zeiten in den verflochtenen Jahrhunderten gar manche seiner erlesenen Meisterwerke in Gold durch schnödes Einschmelzen nutzbar gemacht worden sind, und endlich stellt dieses den bescheidenen Namen Salzfaß führende Kunstwerk einen so ungeheuren Kunst- und Seltenheitswert dar, daß nicht einmal die finanziellen Kräfte eines Pierpont Morgan vermocht hätten, es uns zu entföhren. Da hört dann naturgemäß jede Schätzung auf.

Eine eingehende Würdigung erfährt nun dieses „unser“ Salzfaß wieder in einer eben erst erschienenen, auf die neuesten Forschungen sich stützenden Monographie über Benvenuto Cellini von Robert Vorwegh (Leipzig, Xenien-Verlag). Das Buch ist mit gründlicher Sachkenntnis und dabei lebendig, fesselnd und unterhaltend geschrieben. Einige Mitteilungen aus demselben werden sicherlich das Interesse unserer Leser anregen: Auf der Höhe des Mannesalters, im vierzigsten Lebensjahre, entwarf Cellini sein größtes Goldschmiedestück, das als Stolz der österreichischen Schatzkammer verwahrt wird. Als Karl IX. von Frankreich Elisabeth, die Tochter Maximilians II., heiratete, ging das goldene Salzgefäß als Gastgeschenk an den Erzherzog Ferdinand (1570) und gelangte mit der Ambraser Sammlung nach Wien. Der Künstler hatte den Auftrag für einen Tafelschmuck aus Gold, der als Behälter Salz und Pfeffer aufnehmen sollte, von seinem Gönner, dem Kardinal von Ferrara, erhalten. Der Dichter Luigi Alamanni machte mehrere Vorschläge für allegorische Darstellungen zum figürlichen Schmuck des Gefäßes. Venus und Cupido mit allerlei Galanterien oder in Hinblick auf die Salzgewinnung Amphitrite mit Tritonen wurden in Vorschlag gebracht, doch von Cellini zugunsten seiner eigenen Erfindung abgelehnt, „weil alle diese Dinge gut zu sagen, aber nicht zu machen seien.“

Diese Äußerung zeigt, wie klar sich Cellini über den Unterschied war, der zwischen der Auffassung des Literaten und der des bildenden Künstlers besteht. In mehrfacher Hinsicht interessant ist die Beschreibung, die der Künstler selbst von diesem Kunstwerke in seiner Lebensbeschreibung gibt: „Es hatte einen ovalen Untersatz von etwa zwei Drittel Ellen Länge und vier Mannsfinger Höhe, der mit den reichsten Zieraten geschmückt war. Der Raum darüber war auf gefällige Weise unter Meer und Land verteilt. Auf die Seite des ersteren hatte ich eine goldene, über eine halbe Elle hohe Figur gesetzt, die mit Punzen und Hammer auf die beschriebene Art völlig rund aus Goldblech getrieben war. Sie stellte Neptun, den Gott des Meeres, dar, der auf einer, einem Triumphwagen gleichenden Muschelschale saß, unter welcher vier Seepferde mit Rossesleib und Fischschwänzen aus dem Wasser tauchten. In die rechte Hand hatte ich ihm seinen Dreizack gegeben, während ich ihn die linke Hand auf ein reich gearbeitetes Schiff stützen ließ, an dem man Kämpfe von Seeungeheuren höchst sauber im kleinen ausgeführt erblickte. Dieses Schiff sollte das Salz aufschwimmen. Dem Neptun gegenüber saß eine weibliche Gestalt von derselben Größe und Arbeit. Beide hatten die Beine anmutvoll ineinander geschoben; das eine hielt sie gestreckt, das andere gebogen; welche Stellung Berg und Ebene der Erde bedeuten sollte. Neben die weibliche Gestalt stellte ich einen zur Aufnahme des Pfeffers bestimmten, reich gearbeiteten Tempel jonischer Ordnung; in die Rechte gab ich ihr ein von

Blättern, Blüten und Früchten strotzendes Füllhorn. Auf ihrer Seite, als der der Erde, waren etliche schöne Landtiere zu sehen, auf jener des Meeres tauchten allerhand der schönsten Fische aus den Wellen empor. Ferner hatte ich rund um den Untersatz acht Nischen abgeteilt, in denen ich Frühling, Sommer, Herbst und Winter einesteils, und Morgenröte, Tag, Dämmerung und Nacht andernteils dargestellt hatte. Der Untersatz selbst bestand aus Ebenholz, von dem aber nur ein schmaler Streif sichtbar war, dessen Schwärze einen anmutigen Gegensatz zum Golde bot. Das Ganze ruhte auf vier kleinen Elfenbeinkugeln von verhältnismäßiger Größe, die bis etwas über die Hälfte in das Ebenholz eingelassen, in ihrer Fassung sich so drehten, daß man das Salzfaß mit Leichtigkeit auf dem Tische nach allen Seiten hinschieben konnte. Ein beträchtlicher Teil dieses Werkes war emailliert, wie die Blätter, Früchte, Blumen, etliche Zweige, das Meerwasser und mancherlei anderes, wie die Kunst es gestattet.“

Ein wenig humoristisch wirkt es, daß die vom Künstler selbst gegebene Beschreibung durchaus nicht in allen Stücken richtig ist, wobei allerdings in Betracht zu ziehen ist, daß er sie achtzehn Jahre nach der Herstellung nur aus der Erinnerung verfaßt hat. So fehlt zum Beispiel das Füllhorn, ferner ruht auf dem jonischen Tempel noch eine weibliche Figur, und zwar die schönste des Werkes. Außerdem sind am Untersatz nicht die Jahres- und Tageszeiten dargestellt, sondern die vier ganzen Gestalten bedeuten die Jahres- und Tageszeiten, zwischen denen die Winde, die vor Norden, Süden, Osten und Westen blasen, personifiziert sind.

Außerordentlich hoch schätzte der Meister, der größte von allen — Michaelangelo. Als Cellini eine Medaille, „auf der Herkules zu sehen war, wie er dem „Löwen den Rachen aufreißt“, in Gold bossiert hatte, soll Michaelangelo unter anderem gesagt haben: „Wenn dieses Werk im Großen in Marmor oder Bronze mit gleich vortrefflicher Zeichnung ausgeführt wäre, würde es die ganze Welt in Staunen setzen. In der jetzigen Größe scheint es mir so schön, daß ich glaube, wohl niemals habe ein Goldschmied des Altertums dergleichen so gut ausgeführt.“ — „Diese Worte des wunderbaren Mannes,“ fügt Benvenuto hinzu, „kamen mir nicht aus

dem Sinn und machten mir nicht nur den größten Mut zu kleineren Arbeiten, sondern übten mir auch den Wunsch ein, mich in etwas Größerem zu versuchen.“ — Cellini seinerseits hegte glühende Begeisterung für Michaelangelo. Einen hübschen Beleg dafür liefert eine Anekdote aus der Jugendzeit Cellinis, die Corwegh wiedererzählt. Es war im Jahre 1518 zu Florenz. Der Bildhauer Pietro Torrigiani machte ihm den Antrag, mit ihm nach England zu gehen, um mit ihm in Gemeinschaft im Dienste Heinrichs VIII. das Grabdenkmal Heinrichs XII. für die Westminsterabtei auszuführen. Schon war der abenteuerlustige Jüngling, durch das Wesen des Antragstellers, durch die Größe der Aufgabe verlockt, bereit einzuschlagen, als Torrigiani sagte: „Dieser Buonarroti und ich gingen als Knaben in die Kirche del Carmine, um in der Kapelle des Massaccio zu studieren und Buonarroti hatte die Art, alle zu foppen, die dort zeichneten. Eines Tages machte er sich unter anderen auch an mich, und es verdroß mich mehr als sonst: ich ballte die Faust und schlug ihm so heftig auf die Nase, daß ich die Knochen und Knorpel so müde fühlte, als wenn es eine Oblatte gewesen wäre, und so habe ich ihm für sein ganzes Leben gezeichnet.“ — Diese Worte erregten in Benvenuto Cellini einen solchen Haß, zumal er die Arbeiten des unvergleichlichen Mannes vor Augen hatte, daß er, weit entfernt, mit Torrigiani nach England zu gehen, ihn nicht wiedersehen mochte. „Und so fuhr ich fort,“ das sind seine eigenen Worte, „mich nach der schönen Manier des Michelangelo zu bilden, von der ich mich niemals getrennt habe.“

Mit dieser Anekdote ist der Mensch und Künstler Cellini deutlich gezeichnet, der Mensch, der nach Goethes Charakterzeichnung zu den Naturen gehörte, „die als geistige Flügelmänner angesehen werden, die uns mit heftigen Äußerungen dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit schwachen undeutlichen Zügen, in jedem menschlichen Busen eingeschrieben ist“, der Künstler, der der leuchtenden Bahn nachstrebte, die Michelangelo gewiesen.

Einiges über Materialismus

Wen ergreift es nicht wunderbar, wenn im Lenz die Natur wie aus einem tiefen Schlafe erwacht, und neues Leben durch die erstarrten Glieder strömt. Tausende und Abertausende lebender Wesen scheinen mit dem Frühling zu erstehen. Gräser, Blumen, blühende Bäume und lachende Saaten erfreuen Aug und Herz des Beschauers. Sodann welch' ein Lebensreichtum in der Tierwelt! Alles ist voll von Tieren und Tieren, angefangen von dem kleinsten Bazillus bis zum Löwen, dem Wüstenkönig, oder dem Walfisch, der seine Riesemassen auf den Wogen des Meeres wälzt. Und erst die Vollendung des Lebens in dem Menschen, der denkt und fühlt! Was und woher das Leben? Diese große Frage löst der Materialist durch die Behauptung: Das Leben entstand durch das zufällige Zusammenreffen lebloser Stoffteile. Diese Erzeugung des Lebens durch zufällige *) günstige Zusammenwürfelung von Stoffteilchen nennt der Materialist „Erzeugung“.

Die neueren Naturwissenschaften, insbesondere die Erdgeschichte, lehnen unwidersprochen, daß es Zeit gab, wo kein Leben in der Welt war; das Leben hat also während der Weltdauer seinen Anfang genommen. Da steht der Forscher vor der Doppelwahl: Ist das erste Leben aus dem toten Weltstoff von selbst entstanden oder ward es von einem außerweltlichen Wesen, d. h. von Gott, geschaffen?**) Von den Materialisten, welche nicht auf die Lösung der Frage nach dem Ursprung des Lebens als auf eine der menschlichen Erkenntnis entrückte Rätselfrage verzichten, wird die Doppelwahl anerkannt: Entweder Erzeugung oder Schöpfung.

Auf der Versammlung deutscher Aerzte und Naturforscher in Wiesbaden 1887 sprach Virchow: „Wer dem Drängen, den Anfang des Lebens zu suchen, nicht widerstehen kann, dem bleibt schließlich nur die Wahl zwischen dem Dogma der Schöpfung und dem Dogma der Erzeugung.“ Eine Schöpfung, überhaupt das Eingreifen einer überweltlichen Macht erscheint den Materialisten inannehmbar. Das hieße ja den Materialismus aufgeben! So ziehen sie denn das „Dogma der Erzeugung“ vor. Das ist die willkürliche Voraussetzung der „Voraussetzungslosen“. Alle Beweise für die Unmöglichkeit der Erzeugung werden von vornherein abgewiesen oder vornehm ignoriert.

Gründe für die Erzeugung bringen die Materialisten nicht vor. Man wollte freilich beobachtet haben, wie in lebenden Pflanzen sich aus leblosen Stärkekörnern selbstständige Lebewesen entwickelten. Ebenso wollte man gesehen haben, daß Bakterien sich aus leblosen Körnchen des Zellinhaltes lebendiger Pflanzen bildeten. Doch die beiden vorgeliebten Beobachtungen erwiesen sich bald als irrtümlich. Immer noch suchte man nach dem

*) Wir glauben, dass der Verfasser hier sehr einseitig den Wald- und Wiesenmaterialismus der Popularisierer im Auge hat. Der wissenschaftliche Materialist nimmt die „Erzeugung“ durchaus nicht als zufällig an, sondern lehrt, dass die Stoffteilchen sich zusammenfinden müssen, sobald die erforderlichen Vorbedingungen eingetreten sind; und er lehrt ferner, dass diese Vorbedingungen im Laufe der Entwicklung ebenfalls mit Notwendigkeit eintreten müssen. Das ist immerhin etwas anderes! D. R.

**) Wir können den Hinweis nicht unterlassen, dass der Verfasser sich hier die Behauptungen gewisser popularisierender christlicher Apologeten zu eigen gemacht hat. In Wirklichkeit liegen noch andere Erklärungsmöglichkeiten vor als diese beiden. Aber da sie für die Erörterung materialistischer Theorie keine Bedeutung haben, genügt der Hinweis. D. R. d.

Uebergang vom Leblosen zum Lebendigen. Im Jahre 1868 fand Huxley auf dem Meeresgrunde einen Stoff, der die erste Uebergangsstufe darstellen sollte. So meinte er und nannte ihn zu Ehren des für die Uerzeugung sich aufreibenden Professors Haeckel „Bathybius Haeckelii“, „Der Tiefleber Häckels“. Häckel selbst triumphtierte; doch bei genauer Untersuchung erwies sich sein Tiefleber als „in gallertartigem Zustande niedergeschlagener Gips“.

Auf der internationalen Naturforscher-Versammlung zu Moskau erklärte Virchow: „Die Richtigkeit des Gesichtspunktes, daß es keine Erzeugung gibt, ist so allgemein, daß die internationale Gesetzgebung auf diesen Boden gestellt worden ist. Wenn trotzdem hier und da ein Widerspruch gehört wird, wo von Erzeugung die Rede ist, so ist das ein Anachronismus. Ein Arzt, der in einer Epidemie oder in einem Einzelfalle generatio aequivoca (Erzeugung) anrufen würde, müßte nicht bloß aus der Reihe der staatlich autorisierten Personen gestrichen werden, er müßte ernstlich bestraft werden“.

Im Jahre 1899 ward das Radium entdeckt, und es wurde von einigen als Lebenszeuger begrüßt. Und was ist das Ergebnis der Versuche? Es kommen in Betracht die Radioblen des englischen Professors John Burke und die Eoblen des französischen Prof. Dubois in Lyon. Was von ihnen zu halten ist, wurde bereits wissenschaftlich eingehend dargelegt. Bei allen Versuchen, den toten Stoff auf chemischem oder mechanischem Wege zum Leben überzuführen, gingen die Wünsche stets über die Tatsachen hinaus. Angesichts dieser Mißerfolge berufen sich viele Materialisten auf die Vorzeit. Diese soll der Erzeugung günstigere Bedingungen geboten haben. Sie sagen: „Das Leben hat sich unter günstigen Umständen aus der leblosen Materie, etwa aus irgend einem Schlamm, auf dem tiefen Meeresgrunde entwickelt. Sobald eine einzige lebende Zelle vorhanden war, entwickelten sich aus ihr andere, nahmen verschiedene Gestalt an, wurden vollkommener, bis wir endlich beim Menschen anlangen“. Freilich, wenn es früher günstigere Bedingungen gab, aber wer weiß das? Hier hört eben die Wissenschaft auf.

Welches sollen diese günstigen Umstände der Vorzeit auch gewesen sein? War es größere Wärme oder größere Kälte, oder was war es sonst? Lieben solche „besonderen Umstände“ das Leben nicht eher zerstören, statt begünstigen?

Aber die nackte Wahrheit ist die: Aus dem leblosen Stoff entwickelt sich nie Lebendes und kann sich nicht entwickeln. Alles Lebende aus dem Lebendigen. Das ist unerschütterlicher Grundsatz. Zu seiner Anerkennung ist die moderne Wissenschaft namentlich durch die durchschlagenden Forschungen Pasteurs gelangt, die dartun, daß keimfreie Luft, keimfreies Wasser, überhaupt keimfreie Stoffe kein Leben ausbrüten können.

Es besteht aber ein wesentlicher Unterschied zwischen dem lebenden und leblosen Stoff in ihrem Entstehen, sich Entwickeln und Vergehen. Der Hauptunterschied ist: Die Lebewesen haben innenstehende und innenwohnende Bewegung aus sich selbst; sie wachsen von innen heraus; nehmen Stoffe von außen in sich auf, verarbeiten sie in sich und gleichen sie sich an; sie pflanzen sich durch Zeugung, durch Teilung, Ableger, Samen fort und sterben schließlich ab. Diese Eigenschaften gehen den leblosen Dingen vollständig ab; ihre Teile streben nach Ruhe und Festigkeit, nach innerem Gleichgewicht der Kräfte. — Leblose und lebendige Körper haben also durchaus entgegen-

gesetzte Eigenschaften, sind ganz verschiedenartig. Ebensovienig wie die Kälte aus sich Wärme, kann das Tote aus sich Leben erzeugen. Die Erzeugung ist ein Uding, und das Leben läßt durch einen Schöpfergott, dessen Dasein leicht*) zu beweisen ist, sich ohne Widerspruch erklären. Darum ist es willkürlich und widersinnig, wenn manche Materialisten, die nicht nur unerweisliche, sondern auch widerspruchsvolle Erzeugung als ein „Postulat“, ein „Dogma“ der Naturphilosophie ansehen, das heißt, als eine Tatsache, die zur Erklärung des Lebens unbedingt angenommen werden müsse.

Um an einer Schöpfung vorbeizukommen, sagen manche Naturforscher, die ersten Lebenskeime seien von anderen Himmelskörpern durch Sternschuppen und Meteore auf unsere Erde gelangt. Aber damit ist die Frage nach dem Leben der Lösung in keiner Weise näher gebracht, sondern im Sternweite hinausgeschoben. Und ferner: Diese den Meteoren anhaftenden Lebenskeime müßten doch notwendig zerstört werden; können ja die Meteore infolge ihrer Wanderung durch die Luft in Glühhitze auf der Erde an.

Wir sehen ferner noch mehr als in der toten Natur an den Lebewesen eine wunderbare Zweckmäßigkeit und Zweckstrebigkeit. Da paßt alles genau zu einander. Bei der Pflanze, beim Tiere, beim Menschen, kein Glied zu viel und keines zu wenig. Nimmt man einen Teil hinweg oder vertauscht ihn mit einem anderen, dann hat man allemal eine Mißgeburt. Andererseits geht ein Lebewesen eher zu Grunde, als daß es sich fremde Bestandteile aufzwingen läßt. In ihrem Wirken erfüllen die Lebewesen nach dem Willen des Schöpfers oft durch ein Mittel mehrere Zwecke. Der Vogel sucht seine Nahrung auf dem Baume und indem er Insekten und Raupen frißt, reinigt er zugleich die Zweige und sichert die Früchte. Die Schlupfwespe, welche die Puppen abohrt und Eier hineinlegt, sorgt für ihre Brut und zerstört damit zugleich eine Menge schädlicher Insekten. Noch viel weniger als in der leblosen Natur kann die wunderbare Ordnung in dem Sein und Wirken der weit vollkommener belebten Natur erklärt werden durch die zufällige Gruppierung der Stoffatome. — Ohne die ordnende Hand eines Schöpfergottes können die Materialisten auch nicht die Stetigkeit und Gleichheit der Arten und Gattungen der lebenden Wesen erklären. An Gott kommt kein Darwinist und kein Entwicklungslehrer vorbei.

Die Verlegenheit der Materialisten ist am größten, wenn es sich darum handelt, das Geistesleben des Menschen zu erklären. Sie sagen: wir haben keine wesentliche, geistige Seele. Gemacht! So schnell lassen wir uns die Seele nicht nehmen. Wir denken, d. h., bilden Begriffe, fällen Urteile, ziehen Schlüsse, wir wollen, d. h., wir begehren das Gute oder doch das gut Scheinende. Wir denken und wollen auch übersinnliche Dinge, wie Gott, Tugend, Religion. Alles das steht im geraden Gegensatz zum Stoff, kann darum kein Erzeugnis des Stoffes sein, sondern kann nur durch ein unstoffliches, geistiges Wesen hervorgebracht werden.

*) Auch hier müssen wir uns reservieren: über die Leichtigkeit dieses Beweises z. B. Kant, der ihn sich am meisten angelegen sein Hess, ganz anders gedacht. Und mehr als ein Theologe von heute ist mit Kant zu der Ueberzeugung gekommen, dass es einen wirklich zwingenden Beweis für das Dasein Gottes ebensowenig gibt wie ein Beweis für sein Nichtdasein, dass es sich vielmehr letzten Endes um einen Akt des Glaubens und nicht der Vernunft handelt. D. Red.

Doch die Materialisten sagen: Was wir Denken nennen, ist nur eine Wirkung des Gehirns. Sie verweisen auf die Tatsache, daß mit dem Wachsen des Gehirns im Kopfe des Kindes sich auch seine geistigen Fähigkeiten entwickeln. Sie sagen, daß mit einer größeren Veränderung in der Gehirnmasse eine Störung des Denkens eintrete. Ohne Gehirn keine Gedanken, mithin erzeuge das Gehirn die Gedanken.

Also „ohne Blech keine Blechmusik“. Schädigung des Bleches ist Schädigung der Musik; somit erzeugt das Blech die Musik und ein Komponist ist überflüssig. — Sonderbares Blech! Wohl ist ein Blasinstrument Bedingung der wunderbaren Harmonie der Töne, aber nicht die Ursache. Auch das Gehirn ist für die mit dem Leibe verbundene Seele die Bedingung des Denkens, aber nicht die Ursache. Die Seele bedient sich des Gehirns, um die Sinnesindrücke zu sammeln, aus denen sie ihre Begriffe und Gedanken durch Absonderung von allem Sinnlichen und Stofflichen bildet. Diese geistigen und allgemeinen Begriffe und Gedanken kann nur die geistige Seele erzeugen. Ebenso können die geistigen übersinnlichen Güter, wie Gott, Tugend und Religion, nur von einem geistigen Willen erstrebt werden.

Wenn unser Seelenleben nur ein chemischer oder physikalischer Vorgang wäre, woher kommt es dann, daß einmal erworbene Gedanken und Vorstellungen in mir bleiben und festhaften, während in einer Reihe von einigen Jahren die Stoffmasse meines Körpers ganz gewechselt hat; wie erklärt sich vor allem das Selbstbewußtsein, das den Handelnden so ganz verinnerlicht und gleichsam in einem Punkte zusammenfaßt. Es ist unteilbar, immer dasselbe, und doch liegen die verschiedenen Stoffstückchen nur getrennt nebeneinander und wechseln stetig. An dem Selbstbewußtsein scheidet der Materialismus vollständig. Er ist durchaus unvermögend, die Welt zu erklären.

Die Verkehrtheit der materialistischen Weltanschauung springt aber am deutlichsten und schrecklichsten in die Augen, wenn wir ihre Folgen für das Leben der Menschen betrachten. Wenn der Materialismus wahr ist, dann hat der Mensch kein höheres Ziel, als die wenige irdische Lust zu genießen, welche ihm die Erde bietet. Eine Anzahl Atome hat sich eines Tages zusammengefunden; sie kleben eine Zeit lang aneinander und fallen wieder auseinander und dann hören wir auf. Wenn der Materialismus wahr ist, dann gibt es kein Gewissen und keine Verantwortung mehr. Der Mensch ist nicht mehr Herr seiner Handlungen; diese sind alsdann nur die Folge einer zufälligen Gruppierung der Atome. Was kann der Mensch alsdann dafür, wenn sich in einem Augenblicke die Atome so lagern, daß sie einen Diebstahl, oder einen Mord hervorbringen? Und sind wir nur geschaffen, wie die Materialisten lehren, um jeden Preis zu genießen, dann sind Raub, Totschlag an der Tagesordnung. Der folgerichtig ins Leben umgesetzte Materialismus führt notwendig zum Kriege aller gegen alle und macht die Welt zu einer schauerlichen Räuberhöhle.

S. Paulo, August 1913.

Dr. Alfred Pollack.

O, diese Neffen! Studiosus Süffel (zur Kellnerin): „Kathi, wenn mein Onkel morgen hier ist, werden Sie mir eine Limonade bringen; das ernste Gesicht dazu üben Sie sich bis morgen gefälligst vor dem Spiegel ein!“

Chemische Düngemittel

Fernando Hackradt & Comp.

Vertreter des

Deutschen Kali-Syndikates

und der

Vereinigten Thomaz Phosphat Werke England

S. Paulo Rua Alvares Penteadó 15-A
Caixa do Correio 948

Rio de Janeiro Rua da Alfandega 87
Caixa do Correio 564



Das Büro des Kalisyndikats „Centro das Experiências Agrícolas do Kalisyndicat, Rio de Janeiro, Avenida Rio Branco Nr. 117, Postfach Nr. 637, sowie die kommerziellen Vertreter des Kalisyndikats, berücksichtigen jedwelmündliche oder schriftliche Konsultation betreffs der Anwendung der chemischen Düngemittel in den verschiedenen Kulturen.

Erbietet sich, unentgeltlich die Herren Landwirte zu besuchen, um ihnen die rationelle Anwendung der chemischen Düngemittel zu lehren. Verteilt auf Wunsch Bücher und Broschüren über chemische Düngemittel.

Loja Flora von Francisco Nemitz

Praça Antonio Prado 7-9 S. PAULO Praça Antonio Prado 7-9



Ältestes Blumen- u. Samengeschäft am Platze

Geschmackvollste Blumen-Arrangements
Künstlerische Pflanzen-Dekoration

Uebernahme von Garten-Anlagen

Telegrammadresse: „Flora“

Telephon Nr. 512



Luftdroschke Nummer 5599.

Eine Zukunftsgeschichte von A. Ulrich.

Baron Arthur v. Lipski speiste am 3. August 1968 in den Räumen des Luftschifferklubs „Zephr“ zu Abend.

„Es ist meine Henkersmahlzeit!“ dachte er bei sich, während der Kellner die Austern öffnete. „Zwar könnte ich,“ so überlegte er weiter, „noch ganz gut einen Monat hier verkehren. So lange würde mein Kredit gewiß reichen. Ich nähme auch diese Nacht nicht meiner Zeitgenossen sicher in Anspruch, wenn sie geeignet wäre, die Hindernisse aus dem Weg zu räumen, die sich meinen Wünschen bezüglich einer gewissen jungen Dame entgegenstellten. Leider ist der Eigensinn eines ebenso gewissen alten Herrn derart star und unbegreiflich, daß diese kurze Frist nicht genügen wird, um ihn weicher, milder und nachgiebiger zu stimmen.“

Als man die Gemüsebeilage auftrug, seufzte der Baron aus dem Grunde seines bekümmerten Herzens. „Da es mein stark ausgeprägtes Ehrgefühl nicht zuläßt, daß ich mein moralisches Absterben erlebe, ist es am vernünftigsten, ich schließe die Rechnung meines Lebens.“

Im Banne dieses traurigen Gedankens verzehrte er Braten, Geflügel und Nachtisch, und als der Kellner die Rechnung brachte, sagte er: „Jean, schreiben Sie's zu dem übrigen.“

Dann nahm er Hut und Stock und schnitt in den sternfunktenden Sommerabend. Er sah hinaus nach den leuchtenden Himmelskörpern und seufzte schwer. Er sah im sich in das brausende Getriebe der Großstadt und seufzte noch einmal. Alles das sollte er heute zum letzten Male sehen! Er mußte ja ein Ende machen, er mußte verschwinden aus dieser schönen Welt!

Baron Arthur erreichte eben den vornehmsten Platz der großen Stadt, auf dem die Luftdroschken leise schwebten. Die Gondellenker kaunten den eleganten jungen Mann sehr gut.

„Luftdroschke angenehm, Herr Baron?“ ertönte es von mehreren Seiten.

Arthur winkte ab. Er hatte ja nur die Absicht, zum letzten Male an dem Hause seiner Nelli vorbeizugehen, einen Blick zu ihrem Fenster hinaufzuwerfen. Es war ein sehr stattliches Haus von gediegenem Auelern. Der erwählte alte Herr war nämlich der „Wurstkönig“ Konrad Vollbrecht, in dessen „Vereinigten Fleischwerken“ stündlich zehn Kilometer Wurst erzeugt, fünfzig Schweine geschlachtet, hundert Schinken geräuchert und tausend Kilo Fett zerlassen wurden. Das machte, da in der Fabrik Tag und Nacht geschafft wurde, täglich zweihundertvierzig Kilometer Wurst, zwölfhundert Schweine, zweitausendvierhundert Kilo Fett. Mathematisch veranlagte Zeitgenossen können mit Hilfe einfacher Rechnungsarten den Umsatz dieses ehrenwerten alten Herrn leicht im Jahre berechnen.

Gerade als Baron Arthur in die Nähe des Hauses seiner Angebeteten kam, grüßte ihn jemand. Nellis Kammerzofe stand vor ihm.

„Ach — Sie sind es, München! Wo wollen Sie denn noch hin?“

„Ich habe für den gnädigen Herrn eine Luftdroschke für morgen bestellt. Unsere Gondel hat das gnädige Fräulein heute im Zorne kaput gemacht.“

„Was für eine Luftdroschke haben Sie denn bestellt?“

„Nummer 5599. Da drüben hält sie.“

„Grüßen Sie Ihre Herrin!“ flüsterte der Baron der Kammerjungfer zu und wendete sich plötzlich nach der Richtung, in der die Luftdroschken hielten.

Er hatte einen Einfall gehabt, trat zu dem Führer der Nummer 5599, tippte ihm auf die Schulter und gab ihm ein Zeichen, daß er ihn allein zu sprechen wünsche.

„Womit kam ich dienen, Herr Baron?“

„Sie müssen mir einen Gefallen tun.“

„Bitte, bitte, Herr Baron —“

„Sie fahren morgen den Herrn Vollbrecht nach seiner Fabrik — nicht wahr?“

„Punkt acht Uhr muß ich beim Haus sein.“

„Das lassen Sie morgen mich machen.“

„Herr Baron wollen fahren?“

„Ja, ich will für Sie den Ballon lenken.“ erwiderte Arthur und setzte hinzu: „Es gilt nämlich eine Wette. Sie wissen, ich habe die Absicht, Herrn Vollbrecht zu meinem Schwiegervater zu machen, und da möchte ich ihm zeigen, wie ich auch im praktischen Leben etwas leisten kann. Wenn ich nicht Baron wäre, könnte ich mir als Ballonnenker ein schönes Stück Geld verdienen. Na — ist's Ihnen recht?“

„Wenn aber dem Ballon etwas geschieht?“

„Unsin. Ich bin doch Gründungsmitglied des Luftschifferklubs und kenne jede Schraube an den Maschinen. Hier haben Sie übrigens mein Scheckbuch. Wenn etwas geschieht, können Sie jeden Betrag einsetzen. Die Unterschrift gebe ich im Voraus.“

Baron Arthur konnte leicht sein Scheckbuch hergeben, da er kein Depot mehr bei der Bank hatte.

Der Mann war zufrieden, und pünktlich zur bestimmten Stunde schwebte am nächsten Morgen die Luftdroschke Nummer 5599 über dem Palast des „Wurstkönigs“ Vollbrecht.

Sobald der alte Herr auf der Treppe erschien, sank die Gondel vor dem Treppenabsatz herab, der „Wurstkönig“ stieg ein und sagte zu dem Gondelführer: „Sie wissen also — es geht hinaus zu meiner Fabrik.“

„Jawohl!“ brumpte der Baron, der sich durch einen entstellten Bart unkenntlich gemacht hatte.

Gleich darauf erhob sich der Ballon über die Häuser und fuhr stets steigend gerade in die entgegengesetzte Richtung, als jene war, in der sich die „Vereinigten Fleischwerke“ befanden.

Der alte Herr merkte das bald und wandte sich deshalb an den Gondelführer: „He, wo fahren Sie denn hin? Ich will ja zu den Fleischwerken hinaus!“

„Wohin Sie wollen, darauf kommt es jetzt nicht an. Sie werden dorthin fahren, wohin ich will!“ erwiderte der junge Mann und ließ den Ballon einige hundert Meter höher steigen.

Der alte Herr erblaßte zuerst vor Zorn, dann vor Schreck. „Ich bin einem Wahnsinnigen in die Hände gefallen!“ rief er entsetzt aus.

„Ganz im Gegenteil!“ erwiderte Arthur sich aufrichtig und mit einem Griff den falschen Bart entfernend. „So zielbewußt und klar ist noch niemand an die Ausführung eines Entschlusses gegangen wie ich eben jetzt.“

„Sie sind es, Herr Baron!“ stammelte der alte Herr erschrocken.

„Ja, ich bin es! Sie scheinen von diesem Sachverhalte überrascht zu sein. Es stehen Ihnen aber noch weitere Überraschungen bevor.“

Wieder stieg die Luftdroschke um einige hundert Meter.

„Werfen Sie gefälligst noch einen Blick auf Ihre Vaterstadt und in die Richtung, in der Ihre Fleischwerke stehen. Es wird der letzte Blick sein, den Sie darauf zu tun Gelegenheit haben.“

„Herr!“ rief der Wurstkönig entsetzt aus.

„Der letzte Blick!“ wiederholte Baron Arthur. „Das kann Sie doch nicht wundern. Ich habe Ihnen neulich, als Sie mir die Hand Ihrer Tochter abschlugen, doch gesagt, daß mir doch nichts anderes übrig bleibt, als diese beste aller Welten zu verlassen. Inzwischen habe ich mir die Sache weiter überlegt und gefunden, daß es vorteilhaft ist, die Reise ins Jenseits nicht allein machen zu müssen. Zu zweit sieht es netter aus, wenn man drüben ankommt. Wer hätte sich nun dazu besser geeignet, mich hinüberzubegleiten, als Sie, mein edler Freund und Gönner?“

Vor Schrecken blaß saß der „Wurstkönig“ Vollbrecht auf seinem Platz. Er versuchte mit beruhigenden Worten den jungen Mann von seinem Entschlusse abzubringen. Er bat und beschwor ihn, er setzte immer größere Summen aus. Alles umsonst.

„Wir haben achttausend Meter Höhe und sehr günstigen Wind,“ entgegnete entschlossen der Baron. „Nun müssen wir entscheiden, wo wir dieses Dasein verlassen wollen. Ich schlage Ihnen ein bewußtloses Zerschmettern in der alpinen Gletscherwelt vor.“

„Schonen Sie einen alten unschuldigen Mann!“ stöhnte der Millionär.

„Oder ziehen Sie vielleicht ein Ertrinken im Atlantischen Ozean vor? In wenigen Stunden sind wir über Köln nach Brüssel am großen Wasser. Noch besser wäre es freilich, wir fliegen direkt in das Jenseits. Wir steigen immer höher, bis wir in den Anziehungskreis eines fremden Weltkörpers gelangen, der uns dann an sich reißt. Das ist ein wissenschaftlicher Tod, der unser würdig ist.“

„Nicht — nicht!“ stöhnte Vollbrecht, als er sah, daß Baron Arthur die Luftdroschke wiederum in die Höhe schmelten ließ. „Ich tue alles, was Sie wollen.“

„Neuntausend Meter!“ bemerkte der Baron. „Ich unterwerfe mich allen Ihren Bedingungen, aber schonen Sie mich!“

„Neuntausendsechshundert Meter! — Merken Sie, daß der Sauerstoffgehalt der Luft sich stark vermindert?“

„Ich will ja alle Ihre Wünsche erfüllen!“

„Zehntausend Meter! In wenigen Minuten fliegen wir in den Aether hinaus!“

„Nehmen Sie die Hand meiner Tochter!“ schrie in höchster Angst der Millionär durch das Geräusch des Motors und der Schrauben.

„Zehntausendzweihundert Meter! Wie meinen Sie? Ich soll Ihr Eidam werden? Nun, das ist eine Frage, die wir in geringerer Höhe prüfen wollen,“ erwiderte der Baron und ließ das Luftschiff sinken.

Herrn Vollbrecht wurde es wieder leichter ums Herz, als sich der schwarze Punkt unter ihnen in seine Vaterstadt auflöste.

„Fünftausendeinhundert Meter!“ sagte Baron Arthur, stoppte den Motor, so daß das Luftschiff stillstand und wandte sich dann an seinen Begleiter. „In dieser Höhe sind die Unterhandlungen gemütlicher als dort oben, wo wir eben waren. Sie möchten also Ihre Tätigkeit, den Leuten Mehl und Wasser in die Würste zu füllen, fortsetzen?“

„Seien Sie vernünftig, Baron! Ich gebe Ihnen gewiß die Hand meiner Tochter!“ sagte in beschwörendem Tone Vollbrecht.

„Das ist schön von Ihnen. Wer weiß aber, ob

Sie diesen edlen Entschlus auch in geringer Höhe oder gar am festen Boden ausführen werden?“

„Ich verspreche es Ihnen hoch und heilig.“

„Das ist mir zu wenig. Ich werde Ihnen deshalb Gelegenheit geben, Ihren angenehmen Entschlus vor den nötigen Zeugen zu wiederholen.“

Langsam ließ der Baron das Luftschiff über dem Hause des „Wurstkönigs“ sinken und machte einige geschickte Wendungen, so daß die Luftdroschke in die Höhe des Gartenbalkons sank.

Mehrere Diener eilten herbei.

„Rufen Sie das gnädige Fräulein!“ befahl der Baron. „Es gibt eine wichtige Nachricht.“

„Was machen Sie denn?“ fragte Vollbrecht erstarrt.

„Sie werden mich nun Ihrer Tochter in Gegenwart der herbeigeilten Dienerschaft als Bräutigam vorstellen, sonst — er legte die Hand an die Kurbel — „fahren wir wieder hinauf zu den Sternen.“

Nelli trat auf den Balkon, hinter ihr versammelte sich die Dienerschaft.

„So, nun bitte ich!“ befahl der Baron.

Mit bitterer Miene vollzog Vollbrecht den Auftrag, worauf der Baron ihm endlich aussteigen ließ. Es war selbst für das Jahr 1968 eine etwas eigentümliche Verlobung, die sich bald in der ganzen Stadt herumsprach.

Vollbrecht hatte seit diesem Tage eine merkwürdige Abneigung gegen Luftdroschken. Er schaffte sich eine vierrädrige Kutsche an und ließ sich für schweres Geld das notwendige Paar Pferde kommen.

Am Hochzeitstag aber sagte er zu seinem Schwiegervater: „Und wären Sie damals — na, Sie wissen schon — wären Sie also damals wirklich mit mir in den Weltraum hinausgefliegen?“

„In den Weltraum? Ne. Das ist einfach ausgeschlossen. Sehen Sie doch im Konversationslexikon nach. Unsere Erde ist mit so leichtem Aether umgeben, daß in ihm das Fliegen von selbst aufhört.“

„Schade, daß ich das damals nicht wußte!“ brummte der Wurstkönig.

Was Viele nicht wissen.

Daß an der Küste der spanischen Provinz La Coruña ein von den alten Phöniziern errichteter, von Trajan restaurierter Leuchtturm noch heutigen Tages seine warnenden Strahlen aussendet.

Daß das 1864 von Liebreich im Gehirn entdeckte und jetzt so vielfältig zur Kräftigung der Nerven empfohlene Lecithin identisch ist mit dem phosphorhaltigen Bestandteil mancher Pflanzensamen.

Daß nach den Forschungen von Dr. A. Wegener (Marburg) über der uns wesentlichen aus Sauerstoff und Stickstoff zusammengesetzten Luftschicht in etwa 80 Kilometer Höhe eine aus reinem Wasserstoff bestehende Luftschicht und über dieser eine noch leichtere Gasschicht zu liegen scheint, die dem Koronium der Sonnenatmosphäre ähnlich sein dürfte.

Daß die Stadt Lauban in Schlesien, die rund 15,000 Einwohner zählt, fast die ganze Welt mit Taschentüchern versorgt. Zirka 800 Heimarbeiterinnen säumen diese Tücher, und jede liefert täglich, im Durchschnitt gerechnet, 20 Dutzend, also 210 Taschentücher. Bei 800 Säumerinnen ergibt dies die stättliche Zahl von 55 Millionen 296,000 Taschentüchern Jahresfabrikation, doch vielfach wird auch diese Zahl noch überschritten.

Ans der Geschichte des Gefrierfleisches.

Vom Gefrierfleisch ist wohl noch nie so viel gesprochen worden, wie gegenwärtig, wo zahlreiche deutsche Städte sich an den Bundesrat mit der Bitte wenden, die Erlaubnis zur Einfuhr von Gefrierfleisch zur Linderung der Fleischnot zu geben. Etwa 30 Jahre sind vergangen, seit es Gefrierfleisch gibt, und in England, das mit der Einfuhr von Gefrierfleisch den anderen Völkern vorangegangen ist, wird gegenwärtig Gefrierfleisch in gewaltigen Mengen genossen. Vor England war es Frankreich, das den ersten Versuch machte, Gefrierfleisch einzuführen. Hiermit hat es, wie mit der ganzen Geschichte des Gefrierfleisches eine eigentümliche Bewandnis.

Der Erfinder des Gefrierfleisches, der jetzt 84-jährige Tellier, hatte jahrelang Versuche gemacht, Konservierungsmittel für Fleisch, Früchte und andere Lebensmittel ausfindig zu machen. Zunächst wollte er das Vakuum, den luftleeren Raum, dazu verwenden, allein alle Versuche in dieser Richtung scheiterten. Als Anfangs der sechziger Jahre Pasteur seine ersten Entdeckungen über die Mikrobenwelt veröffentlichte, griff Tellier die Entdeckung auf und war so auf die richtige Spur gebracht: die Zersetzung von Lebensmitteln durch Lebewesen kann mit Hilfe der Kälte verhindert werden, so sagte er sich ganz richtig. Schon im Jahre 1866 hatte er geeignete Maschinen, die in Schiffe eingebaut werden konnten, vollendet. Er setzte sich mit der Regierung von Uruguay in Verbindung, wo die Fleischproduktion damals gewaltig im Aufschwung

begriffen war, und zwei Abgesandte von Uruguay richteten mit Tellier zusammen einen Dampfer dazu ein, Gefrierfleisch zu befördern. Im Jahre 1868 fuhr die „City of Rio de Janeiro“ mit einer Ladung Gefrierfleisch nach Uruguay, aber das Fleisch kam zum Teil verdorben an. Damit hatte Tellier das Vertrauen der Leute aus Uruguay natürlich zuerst verloren. Er suchte Unterstützung und fand sie in Frankreich bei der französischen Bank und bei Napoleon, aber der Ausbruch des Krieges verhinderte die Ausführung der Pläne und erst, nachdem die Akademie im Jahre 1873 Telliers Erfindung geprüft und gutgeheißen hatte, konnte ein neuer Versuch gemacht werden. Für beinahe eine Million wurde ein Gefrierfleischdampfer, die „Frigorifique“, ausgerüstet. Das Schiff fuhr im Jahre 1876 von Rouen nach Buenos Aires. Dort wurde bei einem großen Festmahl das mitgebrachte Gefrierfleisch zusammen mit frischem Fleisch aufgetragen und — niemand konnte das frische Fleisch von dem Gefrierfleisch unterscheiden! Damit schien der günstige Ausgang schon entschieden. Allein, als die „Frigorifique“ mit einer Ladung südamerikanischen Gefrierfleisches in Frankreich wieder ankam, war niemand bereit, der das Fleisch hätte abnehmen können, und so konnte die junge Gesellschaft zur Einfuhr von Gefrierfleisch, die sich gebildet hatte, nicht bestehen. Die Regierung nahm sich der Sache nicht an. Es schien, als solle die Erfindung trotz des Erfolges nicht ausgenutzt werden. In Frankreich blieb es tatsächlich dabei.

Ganz anders verhielt sich England. Dort hatten sich in den fünfziger und sechziger Jahren ähn-

liche Verhältnisse ergeben, wie in Deutschland heute: während von 1851 an innerhalb eines Jahrzehntes die Bevölkerung von 28 auf 35 Millionen angewachsen war, hatte sich die Fleischerzeugung nur von 910.000 auf 1.090.000 Tonnen gehoben, und die Fleischpreise waren innerhalb dieser Zeit erheblich gestiegen. Innerhalb des nächsten Jahrzehnts verschob sich das Verhältnis zwischen Bevölkerung und Fleischerzeugung noch ungünstiger, sodaß das Fleisch, das 1851 für das Pfund mit 6½ Pence, also etwa 55 Pfennigen, bezahlt worden war, 1871 über 8 Pence, etwa 70 Pfennige, kostete. Genau wie in Südamerika war aber auch in Australien und Neuseeland die Fleischerzeugung gewaltig gestiegen und diese Länder fingen nun an, Gefrierfleisch nach England zu versenden. Am 2. Februar 1880 kam die erste Ladung an: die „Strathleven“ kam aus Sidney mit 40 Tonnen Gefrierfleisch in London an. Königin Viktoria und der Prinz von Wales erhielten Proben und hießen sie gut, die Regierung befürwortete die Verbreitung des Gefrierfleisches, und sofort begann man in England geeignete Einrichtungen zur Lagerung des Gefrierfleisches zu bauen. Das Gefrierfleisch konnte ziemlich billig abgegeben werden: in Australien betrug der Engrospreis weniger als 2 Pence, rund 15 Pfennig, für das englische Pfund und auf dem Londoner Fleischmarkte Smithfield konnte es zu Preisen zwischen 4 und 6 Pence, also unter 50 Pfennigen, für das englische Pfund abgegeben werden. Seitdem ist die Gefrierfleischeinfuhr nach England gewaltig angewachsen. Allein in London gibt es etwa 15 riesengroße Lagerräume für Gefrierfleisch, die zwischen 100.000

und 500.000 ausgeschlachtete Tiere: Ochsen, Hammel und Schweine, in gefrorenen Zustände lagern können, und ganz England hat ständig über 8 Millionen ausgeschlachtete Tiere in Form von Gefrierfleisch auf Lager.

Humoristisches.

Humor des Auslandes. Von Marconi erzählt man sich eine lustige Geschichte. Er saß einst bei einem Essen in Newport neben einer Dame, die, ihm mit seinem Landsmann Mascagni verwechseht, sagte: „O, ich würde Sie zu gern Ihr entzückendes „Intermezzo“ spielen hören.“ — „Sehr gern,“ erwiderte der Erfinder, „wenn Sie ein drahtloses Klavier da haben.“ — Miß Whitehead: „Ihr kluger kleiner Sohn sagte mir, ich sei sehr hübsch.“ — Blackhat: „Wirklich? Ich muß doch mal mit ihm zum Augenarzt gehen.“ — Die Frau: „Gefallen dir die schönen Hosenträger, die ich dir gestickt habe, Schatz?“ — Der Mann: „Ja, Liebling. Man sieht sie nicht, wenn ich angezogen bin.“ — Zeitgenäßes aus der Konfirmandenstunde. Pastor: „Aus wessen Munde hören wir das Wort: „Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?“ — Konfirmand: „Aus dem Munde der Hausfrau.“

Druckfehler. Es geht dem Abgestürzten schon besser, doch muß er noch lange seinen vorletzten Arm in der Binde tragen.

Wer wirklich erstklassige ZIGARREN rauchen will verlange die MARKE



POOCK!

Gesundheitspflege

Das richtige Atmen beim Sport. — Zur erfolgreichen Ausübung eines Sports gehört auch das richtige Atmen, was bis jetzt weder beim Sport, noch auch im gewöhnlichen Leben so berücksichtigt worden ist, wie es wünschenswert wäre, denn die Atemnot ist immer noch ein viel verbreitetes Leiden. Wie alle Funktionen des Körpers, wie Gehen, Laufen, Sprechen, Singen, Hören und Sehen verbessert und bis zu einer gewissen Vollkommenheit ausgebildet werden können, so ist es auch mit der Atemfunktion. So wie es Natur- und Kunsttänzer, so haben wir auch Natur- und Kunsttänzer. Die letzteren stehen auf der höheren Stufe. Vorerst sei noch erwähnt, daß der Mensch nur durch die Nase atmen soll und nicht durch den Mund. Hierin kann er von der Tierwelt lernen. Wer nicht durch die Nase atmen kann, weil sie krank ist, der gehe zum Arzt. Die Atmungskunst ist nicht nur ein Heilmittel bei gewissen Erkrankungen, sondern auch ein Mittel zur Erhaltung der Gesundheit zur Stärkung derselben. Es sterben frühzeitig viele Menschen, weil sie schlechte Atmer sind. Der Mensch darf nicht oberflächlich, sondern er muß tief atmen. Er soll nicht flach-, sondern Spitzatmer sein. In letzterem Falle atmet er stets so kunstgerecht tief, daß auch die Spitzen der Lungen, also die äußersten Ende der Lungen genügend mit ihrem Lebenselement, der Luft gefüllt und gesättigt werden. Beim Flachatmer werden die Lungenspitzen vernachlässigt, sie werden flach und können schließlich krank werden. Wer das tiefe Ateinholen von Jugend auf syste-

matisch betreibt, wird vor Lungenkrankheit geschützt sein.

Das richtige normale Atmen soll dem Kinde gelehrt werden wie das Laufen. Sobald es möglich ist, beginne man mit der Atemgymnastik, die man aber auch, wenn versäumt, im späteren Alter üben kann. Tiefes, langsames Einatmen der Luft nach dem maßgebenden Tempo eines Taktierstockes, eine angemessene Pause des Anhaltens in ausgespannter Lunge und geweiteter Brust dann langsames Ausatmen bis zur möglichen Luftentleerung führen, täglich mehrmals geübt, nicht nur sehr bald zu einer Kräftigung aller beim Atmen wirkenden Muskeln und zur räumlichen Entwicklung der Brust, so daß Mieder und Westen zu enge werden, sondern sie erzielen auch das schöne Ergebnis, daß der Stoffwechsel erhöht, also die Verdauung gefördert und die Spannung der übrigen Muskeln gehoben wird. Auch schwindet bald die bleiche Gesichtsfarbe und macht einer frischen, gesunden Platz. Einatmen, Ausatmen und Ausatmen soll drei Sekunden, also im ganzen neun Sekunden dauern.

Kinder, welche anfänglich schon nach zehn solcher Atmungsübungen ermüdeten, weil sie gewohnt waren, mit der oberen Brust zu atmen, und das tiefere Atmen durch Aufziehen des Brustkastens zu erzwingen, vermochten nach zwei bis drei Wochen mit Leichtigkeit in dieser Weise zu atmen. Geschlecht diese Art von Gymnastik täglich mehrmals, mit Ausdauer nach Maßgabe der Kräfte, ohne tiefe Ermüdung, welche sich durch Gähnkampf oder Schwindel zu erkennen gibt, so bemerkt man bald die günstigsten körperlichen Umänderungen. Hat man so richtig atmen gelernt, so geschieht es spä-

ter von selbst, auch ohne Taktierstock, genau wie beim richtigen Sprechen.

Wer beim Sport richtig atmet, treibt eine vorbeugende Kur, er schützt sich gegen ein Heer von Krankheiten. Es gibt viele Menschen, die eine Scheu vor der Ausübung eines Sports haben. Diese Personen bilden das große Heer der Bleichsüchtigen und Blutarmen. Infolge ihres chronischen Schwach- und Krankseins sind sie jeder körperlichen Tätigkeit, jedem Sport abhold, der gerade ihre Rettung wäre. Sie atmen nur unvollständig, sind Flachatmer, wodurch sich ihr Blut mit Kohlensäure füllt. So entstehen bei ihnen die eine oder andere der Blutermischungskrankheiten, wie: Skrofeln, Gicht, Urämie und Zuckerkrankheit.

Durch die vermehrte Luftzufuhr tritt stets eine Blutreinigung und eine verjüngende Kraft für die Säftemasse des Körpers ein, welche dem ganzen Organismus zu gute kommt. Sie schützt vor Krankheiten der Atmungsorgane, namentlich vor der gefährdeten Tuberkulose. Sie heilt leichte Herzfehler und lindert starke Herzleiden. Natürlich ist zu diesem allen auch das Lebenselement des Menschen nötig, die reine Luft. Eine sauerstoffreiche, möglichst wenig Kohlensäure und Unreinlichkeiten enthaltende Luft von mittlerer Temperatur ist geradezu ein ideales Lebenselement. Solche bietet der Frühling an vielen Tagen. Zu bedauern sind die Menschen, welche sie nicht benutzen können, zu tadeln aber die, welche sie nicht benutzen wollen.

Aphorismen

Früher war das Altwerden ein Unglück für die Frauen, jetzt ist es eine — kosmetische Angelegenheit.

Zum ersten Rendezvous laufen die Männer, zum zweiten spazieren und zum dritten schleichen sie.

An zu kleiner Mitgift ist schon manche Liebe gestorben.

„Ich kann ohne Sie nicht leben,“ sagt der Mann, Und es gibt für jeden Mann zehn Frauen, ohne die er nicht leben kann.

„Du bist der einzig Richtige,“ sagt die Frau. Und es gibt für jede Frau ein paar einzig Richtige. Es ist leichter für die Frau, bessere Hälfte zu sein, als gute.

Früher nannte man es bei den Frauen „Fehltritt“, jetzt heißt es „Individualität“.

Die Frauen wollen, daß man sie anschaut, aber nicht durchschaut.

Mit einer schönen Frau ist jeder Weg der rechte. Wo die Macht der Frauen zu Ende ist, beginnt ihre Ohnmacht.

Im Maschinengewehrfeuer

Nach der Schilderung eines bulgarischen Mitkämpfers von Kirkkilisse von Rolf Kunze.

Im verflorenen März hatte ich Gelegenheit, in Prag mehrere Male mit einem bulgarischen Reserveoffizier, Leutnant Dr. B., gesellschaftlich zu verkehren. Er war vor Kirkkilisse schwer verwundet worden und befand sich als Rekonvaleszent in Behandlung eines Prager Arztes, der seinen Patienten nach Auflösung der czechischen Hfskolonne des Roten Kreuzes mit sich nach Prag gebracht hat. Von der Persönlichkeit des Offiziers sei nur soviel gesagt, daß ich von seiner hohen Bildung und seiner weltmännischen Liebenswürdigkeit ebenso angenehm berührt war, als mir seine schlichte, schier trockene Art zu erzählen, die strenge Sachlichkeit seiner Schilderungen, die er sich trotz der hierbei unverkennbar zutage tretenden Begeisterung kriegerischer Erinnerungen bewahrte, vom Herzen wohl getan hat.

Von den packenden Schilderungen der kriegerischen Begebnisse, die er dort unten miterlebt, will ich heute nur eine interessante Episode herausheben; ich lasse den Erzähler sprechen, um den geschälerten Eindrücken nichts von ihrer Unmittelbarkeit zu nehmen:

„Unsere dritte Armee rückte in der Nacht zum 18. Oktober unter General Dimitriew in 4 Kolonnen von Nord gegen Kirkkilisse vor. Mein Regiment befand sich in der westlichsten Kolonne über Odzakoj auf Petra im Vormarsche. Wir glaubten fest, daß die Türken sich bei Kirkkilisse verschanzt hätten. Umsomehr kam uns der türkische Vormarsch, der am 22. Oktober auf unsere Armee stieß, völlig unerwartet.

Am 23. Oktober morgens war der Kampf ein allgemeiner. Ich erinnere mich mit greifbarer Deutlichkeit auf alle Geschehnisse dieses denkwürdigen Tages.

Meine Kompanie lag am Waldrande einer sanften Anhöhe, rechts von uns brach eben unsere 4. Kompanie aus dem Walde hervor, mußte aber, von einem rasenden Feuer der uns gegenüber befindlichen Türken förmlich überschüttet, sofort in das schützende Walddickicht zurück. Uns gegenüber, durch ein vielleicht 500 bis 600 Meter breites Tal und eine sich etwa weitere 400 Meter hinziehende Anhöhe getrennt, lagen dichte türkische Schützenketten, schier endlos ausgedehnt in Gebüsch und Feldern. Unsere Leute feuerten mit eiserner Ruhe, gut gedeckt hinter den Bäumen, hier und da hinter dichtem Gebüsch zu Klumpen geballt, wohl eine Stunde ohne jeden Verlust.

Der Gefechtslärm war unbeschreiblich. Hoch über unseren Köpfen sausten die türkischen Schrapnells in den Wald hinein, das Prasseln zerspalter Bäume, das Heulen und Pfeifen der Gewehrprojekte verstärkte sich von Minute zu Minute. Rufen und Signalpfeife waren kaum vom Mund zum Ohr vernnehmbar. Ich sah nur meine Kompanie, d. h. ich wußte, daß sie da war, denn in Wirklichkeit konnte ich buit Mühe meinen gut eingestellten Zug übersehen. Was rechts und links um uns vorging, wußte ich nicht, sah ich nicht, es war, als verhindere das unbeschreibliche Getöse und Donnern, das zischende Pfeifen und Knallen nicht nur das Ohr, sondern auch das Auge an seiner Funktion.

Von dem Erfolg unseres Feuers sahen wir nichts. Die feindlichen Linien waren in eine dicke Staubwolke gehüllt, so war anzunehmen, daß unser Feuer gut war, die türkischen Geschosse piffen in Massen über unseren Köpfen in das Laub, oder spritzten vor uns in die Erde.

Mein Zug war noch vollzählig, als von rückwärts Verstärkung kam. Und mit dieser Verstärkung kamen die Verluste. Hatten die Türken sie bemerkt und ihr Feuer korrigiert? Oder war es Zufall? Oder war die jetzt dichtgedrängte Schützenkette eben natürlicherweise das günstigere Objekt für die Zufallstreffer, die in den Waldrand einschlugen? In unheimlicher Raschheit mehrten sich die Verluste, die Mannschaft wurde unruhig und suchte mit den Augen ihre Offiziere.

Unser Hauptmann gab kurz entschlossen das Zeichen zum Vorbrechen, denn hier war es nicht mehr auszuhalten. Mit wilden Sätzen sprang mein Zug talwärts, hinter uns knatterte rasendes Gewehrfeuer zu unserer Entlastung den Türken entgegen.

Plötzlich werfen sich die Leute wie ein Mann nieder — ohne Befehl — einem Instinkt folgend. Drüben ratterte und knatterte es auf: Maschinengewehr. Wir alle kannten diesen Lärm, der sich aus dem hundertfüßigen Getöse schlief und die Nerven aufpeitschend hervorhob.

Und nun kam's herangetänzelt, da und dort — vor uns — die vielen Staubspritzereien — näher, immer näher — und im Augenblick piff und sang, klatschte und heulte es vor uns, um uns und hinter uns, als wäre die ganze Hölle losgelassen.

Im ersten Momente war's wie ein lähmender Schrecken. Was Gewehr- und Kanonenfeuer nicht vermocht hatten, das sinnverwirrende, marternde, unaufhörliche Peitschen des Maschinengewehrs brachte es zustande: unsere Leute hörten mit dem Schießen auf und starnten mit angehaltenem Atem gegen den Feind.

Und Mann auf Mann wurde zu Tode getroffen. Da gab's nur Vorwärts oder Zurück — die Szene am Waldrand war Kinderspiel dagegen gewesen.

Mein Hauptmann winkt nach vorne, hebt sich in die Knie — sinkt aber unmittelbar darauf lautlos nach hintenüber. Ich springe auf — an die Gefahr denke ich nicht — nur diesem Orte, diesem Höllenfeuer entrinne um jeden Preis.

Vorwärts! Wie ein Mann springt alles auf, die Besinnung scheint jedem wieder gekommen mit diesem Befehl, der wie eine Erlösung wirkt, und vorwärts stürmt die Masse von Soldaten, die wie irrsinnig jedem aufschlagenden Geschosse mit einem wilden Seitensprunge ausweichen, als könnte ihnen dies noch Schaden tun. Hinter einer Geländewelle werfen sich die meisten nieder, manche rennen noch in wahnsinniger Hast vorwärts, bis sie getroffen oder atemlos zusammenbrechen.

Wenige sind's, die mir geblieben sind, und auch diese starren mich aus blutunterlaufenen Augen an. Ich muß den Befehl zum Feuern wiederholen. Dann aber setzt unsererseits, der übermenschlichen Erregung Luft machend, ein rasendes Schnellfeuer ein. Die Gesichter meiner Leute haben nichts Menschliches mehr. Tierische Wut entstellt ihre Züge, und nicht wenige sind's, die beim Feuern unausgesetzt wütend heulen.

Dem Maschinengewehr scheinen wir entronnen, auch die feindlichen Gewehre sind noch nicht wieder eingeschossen. Und wir, wir sind wohl 300 bis

400 Meter vorgelaufen und schießen mit demselben Aufsatz wie vordem!

Niemand hat in der Aufregung an die Visierkorrektur gedacht. Nun ist's zu spät, denn neuerdings rasselnd drüben die Maschinengewehre, wieder tanzen die Aufschläge in unheimlicher Schnelligkeit auf uns zu — und diesmal braucht es keines Befehls mehr — die Leute springen jäh auf und wie die Katzen, flink, geduckt, jede noch so kleine Vertiefung des Bodens ausnützend, geht es durch die Feuerzone durch, um sich jenseits derselben wieder niederzuwerfen und wie toll zu schießen.

Nun brechen hinter uns auch wieder eigene Abteilungen aus dem Walde hervor, die feindlichen Maschinengewehre finden dort ein günstigeres Ziel und schieß unmittelbar gleichzeitig schlägt in die vorbereiteten Massen Granate um Granate. Bald ist hinter uns alles ein Rausch, ein Feuer.

Auch über uns platzen die Schrapnells, aber ist es die Erschöpfung oder hat wirklich das Maschinengewehrfeuer die stärkste Einwirkung auf die menschlichen Nerven — ich sehe unter meiner Mannschaft keine wesentliche Erregung mehr, es wird verhältnismäßig ruhig geschossen, ja, als eine feindliche Granate wenige Meter vor uns einschlägt und, ohne Schaden zu tun, explodiert, springen wohl einige der Mannschaft mit unartikuliertem Schrei empor und zurück, um sich aber gleich darauf schier wieder auf dieselbe Stelle hinzulegen und von neuem zu schießen.

Ich hatte nach all diesem Geschehen den Eindruck und füllte es ja auch an mir, daß das Maschinengewehrfeuer von noch nicht kriegserfahrenen Soldaten am schwersten ertragen wird und beim ersten Male sehr leicht Panik erzeugen kann. Diese Erfahrung bestätigten mir auch vielfach meine Kriegskameraden. Das Artilleriefeuer betäubt, erschreckt, wirkt mehr lokal dort, wo das Geschöß seine Opfer findet, auf die zunächst befindlichen Ueberlebenden; nie aber hat man unter seiner Einwirkung so sehr das Gefühl lähmender Wehrlosigkeit, unsichtbarer, drohender Gefahr wie unter dem Banne hundertfachen Singens, Pfeifens und Knallens des Maschinengewehrfeuers.

„Das Maschinengewehr ist furchtbar,“ schloß der Offizier seine Schilderung, „und nirgends ist der moralische Einfluß des Offiziers nötiger, nirgends hängt alles mehr von seinen Nerven, seiner Kaltblütigkeit ab, als im Momente, wenn seine Mannschaft zum ersten Male diesem vernichtenden Kugelregen Stand halten soll.“

So weit die gewiß recht interessante Schilderung. Ich habe noch manche kleine Episode von diesem Offizier erzählen gehört, doch keine setzte ihn beim Schildern so in Erregung wie eben diese.

Ich wollte, daß ich im Stande wäre, auch den wechselnden Gesichtsausdruck des Erzählers, seine steigende Erregung hier mitschildern zu können, damit auch der Leser den nachhaltigen und überzeugenden Eindruck von dem Erzählten erhalte, wie er mir wohl noch lange Zeit in Erinnerung sein wird.

Ein Bänkellied von Wilhelm Busch. Im Juli heft von „Velhagen & Klasing's Monatsheften“ zeichnet Willy Rath, der einstige Willibald Rost der Münchener Scharfrichter, in knappen Umrissen eine Geschichte des Bänkelliedes, dessen Bedeutung

längst nicht mit der Moritat der Jahrmärkte von ehedem erschöpft ist. Nach der Entwicklung verschiedener Gesichtspunkte streift Rath durch unsere Literatur an die Gegenwart heran und teilt schließlich ein in weiteren Kreisen noch unbekanntes Gedicht von Wilhelm Busch mit, das ganz in den Ton der alten Moritat paßt. Es ist betitelt:

„Fürs Militär.“

Rieke näht auf der Maschine, Nischke war bei's Militär; Democh aber ließ sie ihn Niemals nahe bei sich her.

„Wozu“ — fragt sie oft verächtlich — „Wozu nützt mich der Soldat, Wenn man bloß durch ihn hauptsächlich Soviel hohe Steuern hat?“ —

Einstmals ging sie nach dem Holze; Nischke wollte gerne mit; Aber nein, partu nicht wollt' se, Daß er ihr dahin beglitt.

Plötzlich springt aus das Gebüsch Auf ihr zu ein alter Stroch; Stierc Augen, wie die Fische, Kalte Hände, wie der Molch.

„Runter“ — schreit er — mit die Kleider; Dem sie lebt in Ueberfluß; Da ich ein Fabrikarbeiter, Der sich was verdienen muß!“

Weinend fallen Jäck- und Röckchen, Zitternd löst sich der Turmür; Nur ein kurzes Unterröckchen Schützt vor Scham und Kälte ihr.

Aber jetzt da tönt es: „Haltel“ Und ein scharfer Säbel blunk, Aufgeschlitzt mit einer Spalte Floh sich brüllend der Hallunk.

Dies tat Nischke, der trotz allen Riechen heimlich nachgeschleicht, Die sich unter Dankeslallen Jetzt um seinen Hals verzweigt.

O, ihr Mädchens, laßt euch raten, Ehr't und liebet den Soldat, Weil er sonst vor seine Taten Nicht viel zu verzeihen hat . . .

Kennzeichen.

Die ersten Fremden sind angelangt — Die Mär wird bekannt im Fluge; Die Weiber sprechen am Brunnen davon, Die Männer erzählen's im Krüge.

Die ersten Fremden sind angelangt — Gesehen zwar hat sie noch keiner; Doch steht die Tatsache bombenfest: Die Senneln sind ja schon kleiner!

Companhia Paulista de Electricidade

Realisiertes Kapital Rs. 2.000:000\$000

Konzessionäre der elektrischen Beleuchtungen von S. Carlos, Descalvado, Annapolis etc. wo Agenturen vorhanden.

Repräsentanten und Depositäre für die Staaten São Paulo und Minas der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, Berlin.

Vertreter und Depositäre für die Staaten Rio de Janeiro, São Paulo und Minas Geraes der berühmten Telephone und Telephon-Artikel der Fabrik J. BERLINER in Hannover

Ständiges Lager in folgenden Artikeln:

Elektrische Motore, Isolatore und Zubehörteile, elektrische Apparate, Kupferdrähte für elektrische Installationen und Glocken, glatt und isoliert, Eisendrähte für Telephon-Anlagen, weissglühende Bogen-Lampen, Telephone und Zubehörteile, elektrische Glocken, Werkzeuge für Monteure, elektrische Tisch- und Hänge-Lampen etc.

Spezialität: Elektrische Installationen für Licht und Kraft in Städten und Fazenden.

Rua de São Bento No. 55

Caixa Postal 459

SÃO PAULO (BRASILIIEN)

CIGARREN „COSMOS“ von

DANNEMANN & CO sind die besten.

Kaiser Franz Josef und die sieben Bäckische.

Ueber einen reizenden Zug des Kaisers Franz Joseph wird aus Wien geschrieben: Sieben junge österreichische Bäckische, die fern ihrer österreichischen Heimat im Mädchenpensionat „Beau rivage“ in Latour-de-Peilz bei Vevey als Schülerinnen weilten, begingen als gute Patrioten auch in der Fremde das Geburtstagsfest ihres alten Kaisers. Sie feierten den Geburtstag so, wie junge Mädchen einen Geburtstag zu feiern pflegen: mit Kaffee, Schlagsahne und Kuchen. In vorgerückter Stimmung kam eins der jungen Mädchen auf den Einfall, man müsse dem alten Kaiser doch unbedingt von dieser schönen Geburtstagsfeier Mitteilung machen und ihm schriftliche Glückwünsche zum Geburtstag aussprechen. Vom Vorschlag zur Ausführung war nur ein Schritt, und wenige Augenblicke später war die beste Schreiberin der sieben damit beschäftigt, in schönster Kalligraphie einen Brief an Kaiser Franz Joseph zu schreiben. Sie war schließlich so kühn, zu bitten, der Kaiser möge einer jeden von ihnen sein Bild mit eigenhändiger Unterschrift als einen Gruß aus dem Vaterlande in die Fremde schicken. Als der Brief abgeschickt war, entstand unter den sieben Mädchen natürlich eine begreifliche Spannung. Zuerst verging einige Zeit, dann stellte sich im Institut der österreichische Konsul ein, der mitteilte, daß er aus der Wiener Kabinettskanzlei den Auftrag erhalten habe, über die sieben Briefschreiberinnen an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen. Er ließ sich durch die Vorsteherin die sieben Bäckische vorstellen, die augenscheinlich keinen unblen Eindruck auf ihn machten und außerdem erfuhr er aus dem Munde der Vorsteherin nur Gutes über die jungen Mädchen. Sein Bericht an den Kaiser hatte denn auch vollen Erfolg, denn nach wieder einigen Wochen trafen aus Wien wirklich sieben Kabinettsphotographien des Kaisers Franz Joseph ein, die der Monarch mit seiner eigenhändigen Unterschrift versehen hatte. Die Freude der sieben jungen Mädchen war natürlich unbeschreiblich groß, und sie sind heute nicht wenig stolz auf die eigenhändig unterschriebenen Bilder des verehrten alten Kaisers.

Der Wert der doppelhändigen Ausbildung Von Dr. Manfred Fraenkel.

Die Eindrücke der Außenwelt, wie sie sich unserem Auge, unserem Ohr, unseren Empfindungen mitteilen, sammeln sich zu sogenannten „Erinnerungsbildern“ im Gehirn, um dort zu lagern; und je nach der Häufigkeit, mit der wir sie wahrnehmen, je nach der Größe des Reizes, mit dem sie das Gehirn treffen, gelangen sie zu unserer Empfindung, bis sie uns (wie z. B. bei der Anwendung von Gegenständen beim Schreiben und Lesen) gewohnheitsmäßig werden. Schon beim Hören eines Wortes, das einen Gegenstand bezeichnet, werden wir instinktiv sofort dessen Verwendung, Form, Gestalt usw. wissen, ohne überhaupt darüber nachzudenken, wie viele Nervenbahnen und Zentren in Bewegung gesetzt werden

müssen, um diesen Begriff zu fassen und zum Ausdruck zu bringen. Gehen wir nun einen Schritt weiter.

Gewöhnlich vollführen wir jede Bewegung mit der rechten Hand, wie denn bekanntlich 95 Prozent aller Menschen Rechtshänder sind; und dementsprechend ist der Ort für alle eingangs aufgezählten „Erinnerungsbilder“ das linke Gehirn, das infolge Kreuzung der Nervenbahnen im Rückenmark die Versorgung der rechten Hand übernommen hat. Durch diese Bevorzugung der rechten Hand wird also notwendigerweise das linke Gehirn die häufigsten Eindrücke und Reize erhalten und infolgedessen am eindrucksfähigsten sein, ja geradezu eine Sammelstelle für fast alle und besonders die schwierigen Bewegungen darstellen.

Stiefkind ist und bleibt dagegen die linke Hand und die ihr entsprechende rechte Hirnhälfte. Es besteht eine so völlige Abhängigkeit der linken Hand von der rechten, ein derart schwerwiegendes Unterschied zwischen linker und rechter Gehirnhälfte, daß man sagen muß: Die rechte Hand kann nicht nur vieles, was die linke nicht kann; nein! alles, was die linke Hand überhaupt kann, kann sie durch die rechte, hat sie von der rechten entlehnt oder auf dem Umwege durch sie erst gelernt.

Und während so dem linken Gehirn alles untertan ist, all unser Denken und Fühlen, Handeln, Schreiben und Bewegen, besitzt das rechte Gehirn allein — nichts von alledem. Untersuchungen an Kranken, die durch Schlaganfall rechtsseitig gelähmt und so allein auf die rechte Hirnhälfte angewiesen waren, haben gelehrt, daß mit einem Schlage der Mensch der Sprache, der rechtsseitigen Bewegung beraubt, — mit der linken nun gleichfalls führerlosen Hand nichts auszurichten vermag, eine Ruine geworden ist.

Die epochemachenden Beobachtungen von Professor Lippmann an Leuten mit rechtsseitigen Schlaganfällen, bei denen die ungelähmte linke Hand zu fast allen Zweckbewegungen des Handelns ungelegen und unbrauchbar geworden war, hat diese oben erwähnte Abhängigkeit unzweifelhaft bis zur Evidenz bewiesen. Die linke Hand leistet hier so gut wie nichts; sie ist, obwohl gesund, ebenso gelähmt wie die rechte. Im Verlaufe weiterer Untersuchungen hat sich mir die Möglichkeit gezeigt, diesen armseligen, eigentlich Doppeltgelähmten, die ja häufig noch der Sprache beraubt sind, zu neuen Lebensübungen zu verhelfen, und zwar durch Übung der linken Hand. Ja, man kann tatsächlich den Ärmsten, so sonderbar es klingt, die durch den Schlaganfall gerante Sprache durch Übungen wiedergeben. Und ich bin nun endlich zu dem Schlusse gekommen, daß es auch bei normalen Menschen gelingt: 1. durch Übung die linke Hand der rechten gleichwertig zu machen; 2. durch diese Übungen die der linken Hand entsprechende, bisher brachliegende rechte Hirnhemisphäre zu vollster Tätigkeit zu entwickeln und sie so der bisher allein dominierenden linken Hemisphäre gleichwertig zu machen.

Diese Ausbildung der linken Hand nun hat in englischen Schulen Vorteile gezeigt, die ich auf einer Studienreise nach London kennen gelernt habe. Sie

hat den vollen Beweis erbracht für den unschätzbaren Wert in geistiger wie körperlicher Beziehung, sie hat dort das Interesse von Lehrern und Gelehrten, wie Aerzten in gleicher Weise wachgerufen und für sich gewonnen, wie sie die Aufmerksamkeit hoher Offiziere auf sich lenkte, die einen überaus grossen Nutzen gerade auf militärischem Gebiet darin erblickten.

Dieser Wert der Linkshändigkeit — oder besser Doppelländigkeit — denn das ist das Endziel meiner Wünsche, — leuchtet gerade für die militärische Ausbildung aus verschiedenen Gesichtspunkten völlig ein. Ohne lange Studien, lediglich durch kurze Unterweisungen und einfache Übungen ist die doppelhändige Ausbildung in kürzester Zeit durchführbar. Neben der so erzielten kräftigeren Körperentwicklung ist der Wert des doppelseitigen Schießens und Fechtens ebenso hoch einzuschätzen, wie die leichtere Ausbildung der Mannschaften in der „militärischen Haltung“, die heute ein Kreuz und Schmerzenskind in der Armee bedeutet; besonders bei der gebildeten Klasse ist die längende linke Schulter typisch und bis heute unausrottbar.

Und dennoch ist sie so leicht auszumerken nur durch Mitübungen des linken Armes. Damit ist die Zeit der Unterweisung gerade in bezug auf die Haltung bedeutend abgekürzt, sie kann wichtigeren Ausbildungen zugute kommen. Aber auch in allgemeiner körperlicher Beziehung besteht ein nicht zu unterschätzender Nutzen: die linke Lunge, das linke Auge genießen so den Vorteil gleichmäßiger Übung und Entfaltung. Nach vielen Autoritäten beseitigt der Doppelländigkeitsunterricht die so schädliche Einseitigkeit in der Haltung der Schüler beim Schreiben und Zeichnen. Mr. Noble Smith meint, daß die Doppelländigkeit „für die Verhütung bzw. Beseitigung leiblicher Verunstaltungen ergebnisreicher sein wird, als unsere jetzigen verwickelten Übungssysteme“.

Ferner werden Leute mit beschädigter rechter Hand trotzdem noch arbeitsfähig sein, andere, die sich bei der Beschäftigung eine Beschädigung der rechten Hand zugezogen haben, nicht dauernd arbeitsunfähig und rentenpflichtig werden. Besonders wertvoll ist die Tatsache im Kriege: nicht jede noch so geringfügige Verletzung der rechten Hand macht sofort kampfunfähig. Man denke ferner an das mühselige und anstrengende Aufwerfen von Schanzgräben und die sonstigen militärischen schweren Arbeiten. Ja, ich glaube bestimmt, daß auf diese Art 50 Prozent lebendiger Kraft, die heute brach liegen, wieder gewonnen und der Arbeitsklasse wie dem Heere zugeführt werden.

Eine jede wahre Erzielung muß in der vollkommenen Entwicklung des Individuums nach der physischen, geistigen und moralischen Seite bestehen. Daher ist ein Erziehungssystem, das eines der wichtigsten Glieder des menschlichen Körpers vernachlässigt, zu verwerfen. Jeder Lehrer hat die Pflicht, bei einem Kinde nicht allein jede geistige Fähigkeit, sondern auch alle Glieder bis zu ihrer höchsten Leistungsfähigkeit auszubilden. Weshalb läßt man denn dem Aschenbrödel „linke Hand“ nicht sein Recht werden, nach dem es so dringlich verlangt? Das Recht auf Ausbildung der linken Hand ist unbestreit-

ten. In zahlreichen Industrien und Kunstfertigkeiten hat sie ihre Gleichberechtigung mit der rechten Schwester glänzend erwiesen. Denken wir ans Klavierspiel. Gibt es dort einen Unterschied zwischen den Fähigkeiten der rechten und der linken Hand? Bei einer Violine ist die delikate Fingerarbeit der Linken wohl gleich notwendig wie die Bogenführung der Rechten. Bei der Handweberei, dem Maschinenschreiben, beim Kricketspiel zeigt die Linke sich als schnelle und genaue Arbeiterin, die ebensoviel Erfolg aufzuweisen hat, wie ihre Kollegin von der rechten Seite. Der Chirurg, der Zahnarzt ist direkt gezwungen, seine Linke gleichfalls auszubilden und seine Tätigkeit zu benutzen. Ist er überhaupt imstande, ohne diese seine Arbeit auszuführen, ist ihm nicht die Linke in seinem Beruf ebenso wertvoll wie die Rechte? Ist andererseits er sich überhaupt dessen bewußt, was ihm die sonst vernachlässigte linke Hand leistet? Wer könnte nun leugnen, daß es möglich wäre, nicht nur für Zwecke, die eine „Doppelländigkeit“ wie oben genannt, unbedingt erfordern, sondern allgemein die linke Hand ebenso auszubilden wie die rechte?

Die Wohltaten der Doppelhändigkeit sind unzählbar. Sie verbürgen eine bessere Entwicklung des ganzen Kindes. Englische Lehrer behaupten, daß ihre Doppelländer größere Munterkeit, Aufgewecktheit und Urteilsfähigkeit besitzen, als der Durchschnitt gleichaltriger Einhänder. Sie behaupten, daß der ganze Unterricht schneller, besser vorwärts geht. Sonderbar und auffällig ist die Erscheinung, daß bei der Erzielung der Doppelhändigkeit die linke Hand nach kurzer Frist eine Gelenkigkeit, eine Feinfühligkeit und Beweglichkeit erwirbt, die die der rechten meist übertrifft. Das hat man nicht nur bei Kindern, sondern auch bei Leuten beobachten können, die sich erst im reifen Alter zu Doppelländern ausbildeten. Also nicht Überbürdung bringt diese Übung, wie man angenommen hat, nein, umgekehrt! Entlastung, Arbeitsteilung. Alle hervorragenden Gedächtnissachverständigen erklären die Doppelhändigkeit für eines der wirksamsten Mittel zur Kräftigung des Erinnerungsvermögens.

Nur die Schule ist imstande, unsere einseitige Anlage in eine doppelseitige zu verwandeln. Wie oben angeführt, zeigen zahlreiche Beispiele von Menschen, die infolge eines Unglücksfalles gezwungen waren, die linke Hand zu benutzen, daß dieselbe lange nicht so ungelegig ist, wie man es zu glauben geneigt ist. In der Schule wird daher unbedingt das Schreiben mit der Linken und mit der rechten Hand gefördert werden müssen. Die Kinder werden dann angehalten werden, alle Handgriffe links ebenso geschickt wie rechts auszuführen. Und die günstige Folge für die Menschheit wird sicherlich nicht ausbleiben.

Humor und Kurzwelt

Mißverständnis. Arzt: „Der Fuß schaut aber schlimm aus. Seit wann haben Sie ihn denn schon?“
— „Bauer: „Seit i auf der Welt bin.“
Ans einem Bericht. Nachdem die Parade beendet war, zog die Musik mit Musik ab.

Mannheim

Eine Stadt der Arbeit und der schönen Künste Von Max Ahrendsdorff.

Vor ein paar Jahren fuhr ich einmal mit einem Russen durch ein großes Stück Süddeutschlands. Je schöner, je heller und lachender das Land draussen vor den Fenstern des schnellen Zuges wurde, um so stiller und trauriger wurde mein Gefährte, und schließlich erzählte er mir, wie es ihn geradezu bedrückte, daß er in Deutschland im Gegensatz zu Rußland ein Doppeltes sah —: eine große und reiche Vergangenheit und eine rüstig und zukunftsfröhlich schaffende Gegenwart.

Unter den vielen Städten, die Deutschlands rüstig schaffende Gegenwart beweisen, nimmt Mannheim einen hervorragenden Rang ein, ja, ich wüßte keine andere Stadt zu nennen, die im Verlauf weniger Jahrzehnte ein so ungeheures Stück der Entwicklung zurückgelegt hat, wie diese Stadt am Rhein und Neckar, von der viele wenig mehr wissen, als daß sie in mathematisch regelmäßiger Anlage erbaut ist. Und da der Vergnügungs-Reisende in seiner Gesamtheit so gut wie immer der Meinung ist, daß es in Industriestädten doch „nichts zu sehen“ gibt, geschieht es, daß sich nur langsam eine rechte Vorstellung von Mannheims wahren Gesicht und seiner großen und einzigartigen Bedeutung durchsetzt.

Mannheim ist eine junge, ja, wo es sich um das Beste seiner Eigenart handelt, eine neue Stadt. Wer es liebt, sehr vergangenen Tagen nachzuspüren, wird kaum auf seine Rechnung kommen. Es gibt weder eine Burg noch eine Folterkammer, in der man sich so wunderschön gruseln kann, noch einen gotischen Dom mit mystischen Schauern. Mannheim fängt mit dem Barock an. Und aus dieser Epoche der Baukunst, aus dem Zeitalter der absoluten, prachtliebenden Fürsten hat es sein mächtiges Schloß, das größte in Deutschland, das achtzehnhundert Fenster auf viele Plätze und Höfe schaut und in seinem Innern neben vielen sehenswerten Sammlungen und einer großen Bibliothek in den großherzoglichen Gemächern eine Fülle von kostbaren Gobelin-Schätzen birgt, unter denen sich auch jene berühmten und prachtvollen Teppiche mit der Darstellung der Jassonsage befinden, die Goethe bestaunte, als sie zu Straßburg beim Einzug der jungen Marie Antoinette aufgehängt waren. Nicht weit vom Schloß liegt die Jesuitenkirche, ein heller und hoher Kuppelbau, in dem ein wahrer Rausch der Farben zum Himmel jubelt. Und von hier ist's nur wenige Schritte bis zum alten Hof und Nationaltheater, das jedem Deutschen heilig sein muß, denn in diesem Hause haben Schillers „Räuber“ zum ersten Mal sichtbares und bewegtes Leben bekommen. Mit Fug und Recht steht denn auch auf dem Platze vor dem Theater ein schönes Denkmal des jungen Schiller. . . .

Nicht allzu zahlreich sind die Zeugen der Vergangenheit. — Das alte Kaufhaus — heute Rathaus — hat viel gesehen und erlebt, und es verdient wegen seiner vielen schönen Steinmetzarbeiten ein wenig mehr als flüchtige Aufmerksamkeit im Vorübergehen. Dann sind noch ein paar alte, feine Häuser da, die still und in unaufdringlicher Vornehmheit in den schurigeraden Straßen stehen, die übrigens weit weniger eintönig sind, als man fürchten mag. Ein

alter merkwürdiger Turm in der Nähe der Jesuitenkirche barg einst eine weltberühmte Sternwarte. Heute dient er als Aussichtspunkt, und man kann von seiner Plattform einen großen Teil der Stadt und der Landschaft überschauen, deren natürliche Hauptstadt und deren Mittelpunkt Mannheim ist.

Ist also auch nicht allzuviel aus der Vergangenheit überkommen, so erzählt das Gebliebene doch genug von glanzvollen und prächtigen Tagen, die über Mannheim hingegangen sind, als die Kurfürsten hier noch ihren glanzvollen Hof hielten. Es waren Fürsten aus dem Hause Wittelsbach, und sie hatten nicht nur Freude an Bauen, sondern sie waren allen schönen Künsten Freunde und Gönner. Das Theater erfreute sich ihrer Gunst, die Musik wurde feinsinnig gepflegt, die Malerei war in ihren Schlössern ein gern begrüßter Gast —: die meisten der malerischen Schätze, die heute den Schmuck und den Stolz der Münchener Museen bilden, zierten einst die Räume des Schlosses zu Mannheim.

Sie wanderten alle mit nach München, diese Bilder, als die pfälzische Linie der Wittelsbacher auch Herrin Bayerns wurde, und nun sank Mannheim, das leicht und heiter gebaut, wie Goethe es nannte, schnell in die Vergessenheit der verlassenen Residenzen. Es schief, und es war lange nichts als eine kleine Stadt, die einst bessere Tage gesehen hatte.

Aber der Menschenschlag, der dieses von Fürsten gegründete, von Fürsten gestaltete Mannheim bewohnte, war nicht dazu geschaffen, in Stille und Vergessenheit zu leben —: man hatte einmal seine Rolle in der Welt gespielt, man wollte nun nicht nutzlos seine Tage verbringen. Das Bürgertum, das zur kurfürstlichen Zeit wie damals überall, wenig zu bedeuten gehabt hatte, fing an, sich zu regen. Bürgerfleiß, Entschlossenheit und Wagemut der Bürger schufen ein neues Leben in dieser Stadt, die schon dazu bestimmt schien, nach ihrer Blütezeit in unruhiglichen Kleinstadtöde zu verkümmern.

Die beiden schiffbaren Flüsse, an denen Mannheim liegt, wiesen ganz natürlich den Weg, der einzuschlagen war, wenn aus Mannheim etwas werden sollte. Aber die Flüsse waren damals noch ziemlich wilde Gesellen, und es kostete unendliche Mühe und große Summen, bis sie gebändigt waren, bis sie einen guten und sicheren Hafen abgeben konnten. Mit den beiden Flüssen, mit diesem Hafen, der von allen Binnenhäfen die größten Anlagen hat, ist neuer Reichtum, neue Bedeutung nach Mannheim gekommen. Mit ihrem Handel, mit ihrer Industrie hat sich die Stadt in geradezu amerikanischer Weise entwickelt. Wenn man auf einem der flinken Motorboote den Hafen durchfährt, wird man mehr als einmal an Hamburg erinnert —: eine verwirrende Fülle von Schiffen, von Waren aus aller Herren Länder umgibt uns, mit allen Weltgegenden und allen Himmelsrichtungen, spürt man, hat diese Stadt Verbindung. Von hier aus wandern die mannigfachen Waren den Rhein hinauf, von hier aus treten sie ihre Reise in das süddeutsche Land an. Aber Erzeugnisse der schaffenden, fleißigen Mannheimer Industrie gehen von hier aus, nicht nur als ein Ruhm der Stadt am Rhein und Neckar, sondern als deutscher Ruhm in alle Welt. Man denke nur daran, daß so große Häuser wie Lanz und Benz in Mannheim sind, und man wird ohne weiteres wissen, was Mannheim im deutschen Welthandel bedeutet.

Die Welt des Hafens ist von dem Schlosse der

alten Kurfürsten nur durch einen schönen schattigen Park getrennt —: oder besser verbunden. Denn das ist das Schöne und ganz Besondere an dieser Stadt, daß sie nicht vergessen hat, was sie einmal war. Die Tage von Mannheims Kurfürstentum sind vorüber, aber der Glanz der künstlerischen Zeit leuchtet noch bis zu uns her, und diese Stadt, die sich aus sich selbst heraus ihre Weltstellung geschaffen hat, will an jene Vergangenheit, an jene schöne Tradition wieder anknüpfen. Ja, sie hat es schon getan, mit der selben Großzügigkeit und Kühnheit, mit der hier alles angefaßt wird, und sie strafft jene landläufige Meinung Lügen, als hätten in einer Stadt der Arbeit die schönen Künste keinen Platz.

Ein flüchtiger Rundgang durch das neue Mannheim zeigt, wie diese Stadt weiß, daß Reichtum verpflichtet. Weite Parks sind hier entstanden, und das Grün fröhlicher Schmuckplätze kommt bis mitten in die Stadt. Schon den Eintretenden grüßt nach einer kurzen Wanderung der Friedrichsplatz, eine Schöpfung von wundervoller Einheitlichkeit und Geschlossenheit. Dort steht der mächtige Wasserturm, das neue Wahrzeichen der Stadt, dort erhebt sich der Rosengarten mit seiner großen Festhalle des Nibelungensaales, die schon der Schauplatz vieler künstlerischer Großtaten war —: dort erfüllte sich das Geschick des Königs Oedipus, und Mahlers achte Symphonie konnte dort schon erklingen. . . . Und diesem Platze nicht fern liegt die neue Kunsthalle, ein tempelähnlicher Bau in schönen, würdigen Abmessungen und Verhältnissen. Die Sammlung, die hier vereinigt ist und die immer wächst, muß einfach jeder kennen, der sich mit moderner Malerei beschäftigt. Von den besten neuen deutschen Künstlern sind Werke hier, vor allen Dingen bietet diese Galerie aber eine Uebersicht über das Schaffen der modernen Franzosen, von denen alle moderne Malerei ausgeht.

Daß es gelingen konnte, eine solche Sammlung hier zusammenzubringen, beweist aufs deutlichste, welch ein vorwärtsschreitender Geist in dieser Stadt lebendig ist, und wer sich einmal mit dem muster-gültigen Schulwesen der Stadt, mit dem vorzüglichen immer wagemutigen Theater, mit all ihren vielen gemeinnützigen Bildungsbestrebungen beschäftigt, wird sehen, wie sie einen anscheinlichen Teil des im Hafen und in den Fabriken Gewonnenen wieder in lebendige Kulturgüter umsetzen will, was allen zugute kommt.

So ist Mannheim weder die langweilige regelmäßige Stadt, noch der rußige Fabrikort, als den man sich's gern denkt. Eine weite, gesunde Stadt mit viel Licht und Luft ist's, und wenn man die neuen Villenviertel durchschreitet, wo schöne Häuser still in ihren Gärten liegen, kann man sich kaum denken, daß der Hafen nicht fern ist und die Welt der Fabriken, die zu all dieser ruhenden Schönheit den tätigen, bewegten Hintergrund geben. Und so schafft sich das arbeitende Mannheim wieder seine künstlerische Kultur und beweist, wie etwas Gutes, das einmal begonnen ist, nie wieder ganz verschwinden kann, daß es sich vielmehr entwickeln muß, wie alles Lebendige.

Der auch. Denken Sie, eine Forelle ist solch ein elastisches Tier, daß sie sich in den eigenen Schwanz beißen kann! — „Na, das ist auch was! Das kann mein Daekel auch!“

Vermischtes.

Die Tropenfähigkeit der Blondes und Brünetten. Bislang war man der Ansicht, daß schon das Aeußere der Menschen sie für ein bestimmtes Klima prädestiniere, denn die dunkle Farbe der Südländer wie das helle Blond der Nordländer wurde mit Recht nicht als etwas nur Aeußerliches angesehen; gilt es doch als erwiesen, daß die Blondes zartere Schleimhäute als die Brünetten haben und daher Erkältungen und ihren Folgen stärker ausgesetzt sind. Bei der ungeheuren Wichtigkeit der Frage, ob auch blonde Menschen das gefährliche Tropenklima vertragen können, die für uns durch die Neuerwerbung unserer „Kompensationen am Kongo“ jetzt wieder akut ist, sind die Untersuchungen sehr wertvoll und dankenswert, die Major Chamberlain, der Leiter der Behörde für das Studium der Tropenkrankheiten auf den Philippinen, angestellt hat. Ausgehend davon, daß die Frage noch nicht geklärt sei, welche Eigenschaften des tropischen Klimas dem Europäer so gefährlich werden: ob die gesteigerte Temperatur, der größere Gehalt des Sonnenlichts an ultravioletten Strahlen, das Uebermaß an Feuchtigkeit, schlechtes Trinkwasser, ungeeignete Nahrung oder endlich die Gefahr der Krankheitsübertragung durch Insekten hat er auf rein empirischem Wege seine Untersuchungen gemacht. Das ist um so dankenswerter, weil hierdurch auch das psychologische Moment berücksichtigt wird, das darin liegt, welche Art von Menschen die völlige Abkehr von den Gewohnheiten der Heimat und die Trennung von Angehörigen und Freunden besser erträgt. Major Chamberlain hat je 500 Blonde und Brünette von ausgesprochenem Typ ausgewählt und eingehende Erhebungen über ihren Gesundheitszustand in der Heimat und im tropischen Klima angestellt. Dabei hat sich denn herausgestellt, daß ein nennenswerter Unterschied für Tropenfähigkeit bei den Blondes und Brünetten nicht besteht. Als wesentliches Ergebnis hat er gefunden, daß die Hauptsache für Verwendung in den Tropen die Gesundheit des ganzen Körpers und ein nach den Grundsätzen der Tropenhygiene geregeltes Leben für den Europäer bilden. Das ist für uns Deutsche wichtig — auch für die Männer, deren Herz nun einmal unweigerlich dem blonden Typ gehört.

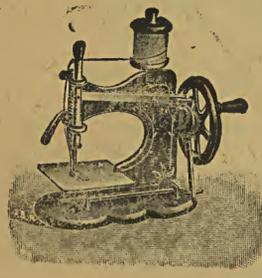
Brieftauben. Deutschland verwendet jährlich 50.000 Mark für die Unterhaltung und Ausbildung von Brieftauben, und jede Festung sowie jeder Lagerplatz in den Grenzgebieten ist stets mit brauchbaren Brieftauben versorgt. Derartige Tauben infizieren bei den Behörden angemeldet werden, auch darf ohne Erlaubnis der Regierung keine davon verkauft oder außer Landes gebracht werden. — In Frankreich schätzte man vor einiger Zeit die Zahl der zum Nachrichtendienst brauchbaren Tauben auf 250.000, und diese Zahl ist inzwischen noch ansehnlich gewachsen. Das Schießen auf Tauben ist dort ausnahmslos verboten, und über alle diese Tiere des Landes werden genaue Listen geführt. Die Hauptstation für Brieftauben befindet sich in Chalons, doch wird auch in jeder Grenzstadt und -festung ein Bestand von solchen erhalten. Oesterreich, Italien, Rußland, Portugal und Spanien haben alle ihre trainierten Brieftauben für den Fall eines Krieges oder der Unterbrechung der Eisenbahn- und Telegraphenverbindungen.

CASA EDISON SÃO PAULO

Rua 15 de Novembro No. 55

Erstes Spezialgeschäft Brasiliens in Grammophonen

„ Spiel - Waren „ Abteilung



Liquidation

Um den durch unseren Chef auf seiner Einkaufsreise in Europa gewählten Spielwaren Raum zu schaffen, räumen wir das reich-assortierte Lager und bewilligen auf alle in dieser Abteilung gemachten Käufe einen Preisnachlass von 20—30 Prozent. Wir laden das p. t. Publikum ein von dieser günstigen Gelegenheit freudl. Gebrauch zu machen.

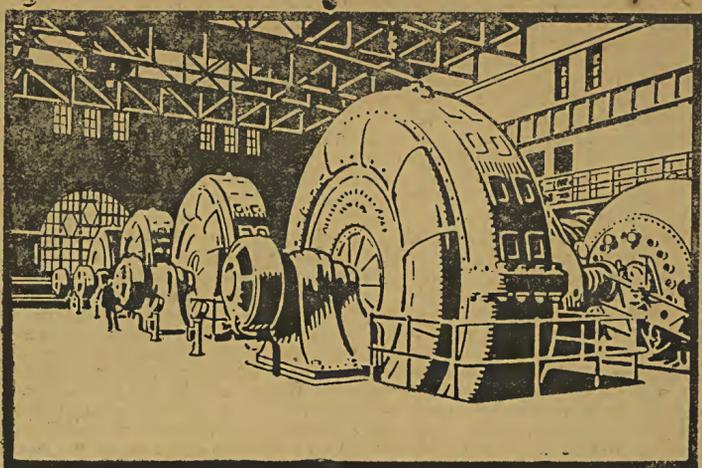
Advertisement for Gramophone records. Includes text: 'Die Musik aller Welt gehört Ihnen', 'sind Sie im Besitze eines GRAMMOPHON', 'Die neuesten Modelle von der einfachsten bis zur luxuriösesten Ausstattung in grösster Auswahl.', 'Ein reichhaltiges Repertoire in Gramophon - Platten der Marken Victor, Columbia, Odeon aus der in Rio de Janeiro errichteten Fabrik.', 'Allwöchentlicher Eingang von Neuheiten! setzt uns in die Lage, allen Wünschen und jeder Geschmacksrichtung des kaufenden p. t. Publikums zu entsprechen.', 'Kataloge an Jedermann kostenlos.'

Schreibmaschinen Abteilung



ROYAL die modernste und technisch vollkommenste Maschine der Welt, findet ihrer Einfachheit, Stabilität und grossen Vorzüge wegen Eingang in allen Aemtern und den bedeutendsten Bureaus und Bevorzugung vor anderen, teureren Fabrikaten. Vorführung und Kataloge gratis!

Zum freundlichen Besuche ladet ein: CASA EDISON, Gustavo Figner.



HAUPT & Co.

Rio de Janeiro - São Paulo

Elektrische Licht- u. Kraftanlagen

Eisenbahn-Materialien
Eisen-Konstruktionen

Materialien und Maschinen für alle Industrie-Zweige

Das Lied

Hör ich froher Männer Chor,
Schöner Frauen Singen,
Jauchzt das Herz mir gleich empor,
Wär's auch schwer zum Springen.
Sterne sind Musik und Sang,
Daß des Lebens Alltagsgesang
Eder Labung Quelle,
Sonnlos nicht zerschelle;

Daß im Stürme wilder Schlaecht,
Häuslich-heiterem Herde,
Biederen Schaffen tief im Schacht
Jedem Lind'ung werde,
Orpheus weih' Geschick und Los,
Kraft — Gedulden brächte;
Oder sagt, ist einer bloß,
Der nicht also dächte.

Aufwärts! aufwärts strebt der Blick
In des Lichtes Höhe,
Wie so schwer ihm niederdrück'
Erdgewirr und — Wehe;
Reicht dem Menschen nur die Hand,
Hebt ihn mit der Freundschaft Tönen:
Droben ist sein Heimatland —
In dem Reich des Schönen.

A. Schuster.

Wert der Heilmittel

Von Dr. med. Wilhelm Teschen.

Die Wässer der Heilquellen heißen Mineralwässer und dienen sowohl zu Trink- als auch zu Bädungen. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch beschränkt man den Namen Mineralwässer häufig auf solche, die zum Trinken benutzt werden, doch läßt sich ein durchgreifender Unterschied zwischen den zum Trinken und zum Baden benutzten Mineralwässern nicht feststellen, und gar oft dient dasselbe Mineralwasser gleichzeitig zum Trinken und Baden, oder doch konzentriert zum Bad und verdünnt als Getränk. Das Trinken kalten oder warmen Wassers in mäßigen Mengen regt die Tätigkeit des Magens an und namentlich durch das Trinken kalten Wassers wird die Ausscheidung des Magensaftes gesteigert. Kaltes Wasser erniedrigt die Pulsfrequenz, steigert die Arterienspannung und den Blutdruck, setzt die Körpertemperatur herab und erhöht, in größeren Mengen genossen, vorübergehend die Zahl der Atemzüge. Heißes Wasser steigert den Pulsschlag, die Atmung und Körpertemperatur, erschlafft aber die Arterien und den Blutdruck.

Zu der Temperatur- und Massenwirkung des Wassers tritt bei dem Gebrauche von Mineralwässern noch die Wirkung der Kohlensäure und der in Lösung befindlichen Salze. Die Kohlensäure erhöht die Bewegung und Bildung des Magensaftes und steigert die Harnabsonderung. Neben dem Gehalt an Salzen ist es der Gehalt an Alkalien, alkalischen Erden, Arsen und Eisen, welche den Heilwert eines Mineralwassers bestimmen. Ferner spielt die Temperatur der Heilquelle eine große Rolle. Man unterscheidet kalte und warme Quellen, die ersten heißen kalten Krenen, die zweiten warmen. Diese beginnen aber erst bei einer Temperatur von 25 Grad Celsius, wenigstens nach Festsetzung der Balneologen.

Diese unterscheiden bis jetzt folgende acht Quellengruppen:

1. Akrotothermen, die fast ausschließlich zu Bädern benutzt werden. Sie haben nur die Wirkung des warmen Wassers.

2. Einfache Säuerlinge, das sind kalte Quellen mit hohem Gehalt an freier Kohlensäure und sehr geringen Mengen fester Bestandteile. Sie dienen meist als Luxusgetränk und sind dem künstlichen Selters- oder Sodawasser vorzuziehen. Sie regen die Magen- und Darmtätigkeit gelinde an. Der bekannteste Vertreter ist der Apollinarisbrunnen im Altrtal.

3. Die kalten erdigen kohlensäurereichen Quellen stehen den einfachen Säuerlingen am nächsten. Bei ihnen kommt neben der Wirkung der Kälte und der Kohlensäure noch der Einfluß, welchen der Genuß mäßiger Mengen von Kalzium- und Magnesiumkarbonat ausüben, in Frage. Sie wirken harnsäurelösend, also heilend bei Gicht- und Blasenleiden. Hervorragende Repräsentanten sind: Die Wildunger Helenenquelle, die Salvatorquelle in Eperies in Ungarn und die Rudolfsquelle in Maricbad.

4. Die Schwefelquellen, welche entweder Krenen oder Thermen sind, verdanken ihren Namen vorwiegend dem Gehalt an Schwefelwasserstoff. Einige dieser Quellen führen auch neben geringen Mengen von Schwefelalkalien größere Mengen von Kochsalz und werden deshalb als kalte und warme Schwefelkochsalzbäder unterschieden. Die Schweiz und Ungarn haben viele solcher kalten Quellen. Deutschland besitzt in Aachen-Burtscheid eine berühmte warme Quelle.

5. Die alkalischen Quellen bilden eine der vornehmsten Gruppen der Mineralwässer und sind entweder kalte, kohlensäurereiche Quellen oder Thermen von geringem Kohlensäuregehalt. Kalte alkalische Quellen stehen den einfachen Säuerlingen nahe und heißen Natronsäuerlinge. Sie wirken aber stärker und sind durch ihren Gehalt an kohlensaurem Natron harnsäurelösend. Berühmte Heilquellen dieser Art sind Faclingen, Obersalzbrunnen, Gießhübel und Krondorf.

Warme alkalische Quellen von Ruf gibt es in Neuenahr und in Vichy. Sie sind Gicht- und Zuckerkranken sehr zu empfehlen. Die alkalischen-salinen Quellen spielen gleichfalls eine große Rolle als Heilfaktoren, sie enthalten neben viel kohlensaurem Natron und Kochsalz auch große Mengen Glaubersalz, schwefelsaures Natron, welches bekanntlich abführend wirkt. Sie dienen zur Heilung von Vollblütigkeit und Fettsucht. Bäder von Weltruf sind Karlsbad, Franzensbad, Elster- und Marienbad. In den drei letzten Bädern sind auch Quellen mit Eisengehalt, die gegen Bleichsucht und Blutarmut gut sind.

6. Die Kochsalzquellen wirken sehr verschieden je nach ihrem Gehalt an Kochsalz, ihrem Wärmegehalt und Kohlensäuregehalt. Die schwachen, meist kalten und kohlensäurereichen Kochsalzquellen, auch Kochsalzsäuerlinge genannt, erhöhen den Appetit und die Kraft der Verdauungsorgane. Sie helfen bei Anämie, Skrofulose, Leber- und Milzleiden. Hervorragende Quellen dieser Art gibt es in Kissingen, Soden und Homburg im Taunus, Salzschlirf und Hall in Oberösterreich. Die kalten Solen, deren Kochsalzgehalt ein sehr hoher ist, werden fast ausschließlich zu Bädern benutzt, so in Salzgungen, Kreuznach und Reichenhall.

7. Die Bitterwässer sind alle kalte Quellen und enthalten vorwiegend größere Mengen von Glaubers- und Bittersalz, beides abführende Mittel. Die meisten und besten Bitterwässer befinden sich in der Umgebung von Budapest, wie das Ofener Bitterwasser, Hunyady Manos, Hunyady Laszlo, Rakoczy und Apenta.

8. Die kohlensäuren Eisenwässer sind mit wenigen Ausnahmen kalte, kohlensäurereiche Quellen, welche geringe Mengen von Eisenbikarbonat enthalten. Sie dienen gegen Bleichsucht, Blutarmut und Tuberkulose. Die Zahl der Stahlquellen ist eine große, die hervorragendsten sind: Driburg in Westfalen, St. Moritz in der Schweiz und Wiesau in Bayern.

Die schwefelsauren Eisenwässer haben eine zusammenziehende, adstringierende Wirkung und werden gegen Darm- und Magenleiden angewendet. Größeres Interesse und mehr Benutzung finden die arsenhaltigen, schwefelsauren Eisenwässer in Robengo, Levico und Srebrenien mit der bekannten Guberquelle.

Es gibt in Deutschland und Oesterreich Heilquellen, von denen jährlich 10 bis 30 Millionen Flaschen oder Krüge gefüllt und versandt werden. Zum größten Erstaunen und Bedauern der Aerzte und aller Interessenten versagten viele der verschickten Mineralwässer ganz oder doeh teilweise ihre erprobte heilsame Wirkung. Man stand vor einem Rätsel und suchte nach Erklärungen für diese auffallende Erscheinung. Schließlich erklärte man, im Badeorte wirken noch so manch andere Umstände heilend ein, so die Unterbrechung der gewohnten Lebensweise, die Veränderung des Klimas, die stete Atmung und Bewegung in der frischen Luft. Ohne diese und noch andere Einwirkungen zu bestreiten, waren aber viele Aerzte mit dieser Erklärung nicht zufrieden, sie genügte ihnen nicht, es mußte da noch eine andere Kraft tätig sein. Jetzt hat die moderne Wissenschaft diese geheimnisvolle Kraft erkannt und nennt sie Radium-Emanation. Diese ist eine Gasausdünstung, im Gegensatz zu der bekannten Radium-Austrahlung. Jedes Radiumpräparat sendet die Radiumstrahlen in den Raum, daneben aber auch noch ein Radiumgas, das die Wissenschaft eben Radium-Emanation nennt. Dieses verteilt sich wie jedes Gas gleichmäßig in dem Raum oder in der Luft und macht letztere für die Elektrizität leitend. Die Emanation geht aber nicht durch Glaswände und andere feste Gegenstände hindurch wie die Röntgen- und Radiumstrahlen. Dank dieser Eigenschaft hat man die Emanatorien geschaffen, zimmerartige, luftdicht abgeschlossene Räume, in denen die Patienten, namentlich Gichtige, Rheumatische und Nervöse, sich periodisch längere Zeit aufhalten müssen. Die nötige frische Luft wird durch kunstvolle Einrichtungen zugeführt.

Das Radiumgas wird auch vom Wasser aufgenommen und dieses ist es, welches so vielen Mineralwässern an Ort und Stelle eine größere Heilkraft verleiht. Diese Emanation ist aber wie jedes Gas sehr flüchtig. Und so kommt es, daß aufgefangenes und auf Flaschen gezogenes Mineralwasser seine Emanation verliert und an Heilwert minderwertig wird. Es steht fest, daß die Versandwässer schon nach vier Tagen kein Radiumgas mehr enthalten. Es scheint, daß die salzreichen Mineralwässer am meisten Emanation besitzen.

Aber nicht nur bei den Mineralwässern, sondern auch bei den Bädern hat man die Erfahrungen be-

treffend der Emanation gemacht, ganz auffallend sogar bei den Moor- und Fangobädern. Diese Art von Bädern wirken an Ort und Stelle ganz anders als im eigenen Heim des Kranken. Man nimmt an, daß die Patienten im Badeort, an der Heilquelle selbst, die Emanationsluft einatmen, die heilsam auf die Atmung, Verdauung und den Stoffwechsel einwirkt.

Schüttelreime.

Der Xaver wird halt Assistent
Und sonst nichts mehr, denn das is's End.
* * *

Das Mädchen, wo ich bleichen laß,
Ist, wie die Wäsche, leichenblaß.
* * *

Der Jakob läßt die Sara bitten,
Der Moritz läßt Parasiten.
C. A. Hennig.



Den Ratschlägen

eines erfahrener Menschen sollen wir folgen. In der Medizin ist es der Arzt, dessen Ratschlägen man in allen kritischen Lagen des Lebens Folge leisten soll. Die Mehrheit der Aerzte verordnen

Emulsão de Scott,

deren bewerte und wirksame Zusammensetzung bekannt ist, und zu welchem sie vollständiges Vertrauen haben.

Wir Deutsche sind in unserem Zusammenhange wie ein Ehepaar; wenn alles ruhig und still ist, zankt man sich wohl ein wenig, so wie es bei Mann und Frau ist. Wenn aber ein Nachbar sich einmischet, fallen Mann und Frau vereint über ihn her.

Der Mensch kann den Strom der Zeit nicht schaffen und nicht lenken, er kann nur auf ihm fahren und steuern; mit mehr oder weniger Erfahrung und Geschick den Schiffbruch vermeiden.
Bismarck.

Casa Importadora Vienna

Emilio J. C. Horwitz

São Paulo

Brasilien

Rua Riachuelo No. 11

Caixa postal 1116

Import österreichischer Waren

Vorteilhafte Preise und Bedingungen
Vertretung österreichischer Firmen

Deutsche Lehrmeister im südamerikanischen Heerwesen

Der erste der südamerikanischen Staaten, der sich der deutschen Instruktionsoffiziere bediente, war Chile, das „Preußen“ Südamerikas. Sein Heer ist unter der eminent tüchtigen Leitung seines Generalissimus, des früheren deutschen Hauptmanns Körner, völlig nach deutschem Vorbild organisiert und hat sich mehrfach in siegreichen Kämpfen vorzüglich bewährt. Chile unterhält in Berlin eine ständige Militärkommission. In den Jahren 1909 und 1910 wollte eine chilenische artilleristische Spezialkommission in Europa, die die modernsten und besten Geschütze auf ihre Brauchbarkeit für Chile studieren sollte. Aus den langen sorgfältigen Untersuchungen ging die deutsche Firma Krupp in engerer Konkurrenz mit der gleichfalls deutschen Firma Erhard als Sieger hervor. Als zweiter Staat folgt Argentinien, als dritter das früher militärisch ganz im französischen Fahrwasser stehende Brasilien dem Beispiele Chiles, indem es eine Anzahl deutscher Instruktionsoffiziere berief und außerdem für besonders fähige brasilianische Offiziere eine Dienstzeit im deutschen Heere erbat. Im Jahre 1910 berief Bolivien den Obersten im preußischen Generalstab Kundt mit einer Anzahl deutscher Offiziere und Unteroffiziere zur Reorganisation der bolivianischen Armee. Er erhielt weitgehende Handlungsfreiheit und wurde mit der vollen Kommandogewalt eines Generalstabchefs ausgestattet. In noch nicht zwei Jahren hat seine Arbeit in der Organisation eines Generalstabs wie in der Ausbildung der Truppen und der Leitung des Kadettenkorps so glänzende Ergebnisse erzielt, daß Oberst Kundt im November 1912 vom bolivianischen Kongress zum General befördert wurde. In allen Volksschichten herrscht geradezu Begeisterung für die deutsche Militärmission. Daß die in ihren Zwecken durchsichtigen Angriffe, die sich von französischer und russischer Seite gegen die deutsche Truppenausbildung und Heeresorganisation nach dem ersten Niederbruch der türkischen Armee erhob, in Südamerika keinen Eindruck gemacht haben, zeigt die Tatsache, daß nunmehr auch Paraguay und Ecuador sich entschlossen haben, ihre Armee von deutschen Instruktionsoffizieren und nach deutschem Vorbild reorganisieren zu lassen. Paraguay, dessen tüchtiger Präsident Selaer selbst deutscher Abkunft ist, hat beschlossen, 12—14 deutsche Offiziere zu erbitten, sowie die Erlaubnis nachgesucht und erhalten, eine Anzahl paraguayischer Offiziere in die chilenische Armee zu ihrer weiteren Ausbildung zu entsenden — auch eine Anerkennung für deutsche Heeresleistung. Ecuador hat seinen Konsul in Hamburg ermächtigt, einen Hauptmann vom größten Generalstab sowie je einen aktiven Oberleutnant der Infanterie, Artillerie und des Ingenieurkorps für das Heer Equadors zu verpflichten. Das angesehenste Blatt des Landes, „El Guante“ in Guayaquil, schreibt hierzu: „Wir sind überzeugt, daß auch die Politik des Landes in dem Augenblick einen anderen Kurs einschlagen würde, an dem die deutsche Mission die Leitung der Ausbildung des Militärs und der Militärinstitute in die Hand nehmen würde. Die militärische Lebensfähigkeit, die heute das Militär von Chile zeigt, verdankt man einzig und allein den deutschen Instruktooren, die bis heute nach mehr als 20jähriger Arbeit im Lande

beibehalten sind. Die Regierung darf keine Kosten scheuen, um so bald als möglich die Idee zu verwirklichen, die hier vorgeschlagen wird; die Vorteile werden ungeheuer sein.“

Vermischtes

Die gute Hühner-Stiefmutter. Ein Leser teilt der „Frankf. Ztg.“ folgende nette Beobachtung aus dem Tierleben mit: Wie das oft zu sein pflegt, hatten wir mehr Glücken auf dem Hühnerhofe, als wir mit Bruteiern setzen konnten. Man ließ also die überzähligen ruhig „glücken“, bis sie es überdrüssig waren. Und meist ergaben sie sich auch nach einiger Zeit darin. Nur eine, unser altes „Grauchen“, die sonst immer gebrütet hatte, diesmal aber zu spät gekommen war, beharrte mit zähem Eigensinn auf ihrem Entschluß zu brüten. Sie setzte sich aufgeplustert auf ihr leeres Nest und lief dann aufgeregt glucksend auf dem Hofe herum. Doch das half ihr diesmal nichts. Ihre Kolleginnen waren schon von einer niedlichen Kückensehar umgeben, als sie sich noch immer nicht zufrieden geben konnte. Nun gibt es aber bei den Hühnern genau wie bei den Menschen gute und schlechte Mütter. Eine solche schlechte Mutter hatten wir auch diesmal. Es war „Steckchen“, die sich zu vornehm dünkte, des abends mit den Kleinen in den niedrigen Kückenstall zu kriechen. Sie flog stolz auf die Hühnerleiter und ließ die Kleinen unten piepsend stehen. Da aber empörte sich „Grauchens“ Mutterherz. Kurz entschlossen ging sie zu den verwaisten Kücken, lockte sie zärtlich, führte sie behutsam in den Kückenverschlag und nahm sie unter ihre warmen Flügel. Grauchen war glücklich, Steckchen schaute gelassen von oben zu. Aber am andern Morgen schien sich ihr Gewissen zu regen. Früher als die anderen kam sie von der Stange herab und lockte vor dem verschlossenen Kückenstall. Und als endlich aufgemacht wurde, machte sie ihre Mutterrechte energisch geltend. Willig überließ Grauchen der Mutter ihre Kleinen und erging sich wichtig glucksend allein in Hof und Grasgarten. Aber am Abend stellte sie sich pünktlich wieder ein, um den Nachtdienst in der Kinderstube zu übernehmen, während die vornehme Mutter auf der Stange übernachtete. Und diese Arbeitsteilung ward beibehalten, bis die Kücken der Führung entbehren konnten. Am Tage erfüllte Steckchen eifrig und getreulich die Mutterpflichten, des Nachts überließ sie sie gern ihrer Gouvernante.

Lustiges Mißverständnis. Ein argentinischer Sportsmann, Don Pedro Lopez, ist nach Berichten aus Buenos Aires die unfreiwillige Ursache zu einem „internationalen Zwischenfall“ geworden. (Wir lesen darüber in der B. Z.: Vor zwei Jahren importierte Don Lopez durch die Vermittlung der Firma Hagenbeck in Hamburg zu Reisesportzwecken zwei lebende Hirsche, die auf einer argentinischen Besitzung bald unter dem Beinamen „die Deutschen“ bekannt waren. Bei einer Hetzjagd wurde eines der Tiere getötet, und Don Lopez übermittelte die Tatsache seinem Sohne in Buenos Aires in einem Telegramm, in dem es hieß: „Der eine Deutsche ist gestorben. Wir haben ihn fröhlich verzehrt.“ Nun begab es sich aber, daß der Telegraphist der Empfangsstation ein naturalisierter Deutscher war. Dieser sah

in dem Telegramm durchaus keine Ursache zur Fröhlichkeit, konfiszierte es vielmehr und teilte dem deutschen Konsul den Inhalt mit. Der Konsul berichtete die geheimnisvolle Angelegenheit dem deutschen Gesandten. Dieser unterrichtete seinerseits das auswärtige Amt in Berlin, das auf diplomatischem Wege mit dem argentinischen Gesandten in Berlin in Verbindung trat. Der wiederum holte von seiner Regierung Erkundigungen ein. Erst nach vierzehntägigem Hin- und Herdeschieren klärte sich die Sache zur Befriedigung der beiden befreundeten Regierungen, kaum aber zur Freude des vorsichtigen deutsch-argentinischen Telegraphisten auf.

Der älteste lebende Mensch unserer Zeit ist Wah-ha-gun-ta. Es sind ziemlich sichere Anhaltspunkte vorhanden, nach denen er im Jahre 1781 geboren wurde, heute also 132 Lenze zählt. Wah-ha-gun-ta ist ein Schwarzfubindianer der Gletscher-Reservation und der erste rote Mann seines Bezirkes, der den weißen Vater in Washington besuchte, um mit dem Präsidenten Jefferson zu unterhandeln. Diese Tatsache bildet die größte Denkwürdigkeit im Leben des Alten. Seine Stammesgenossen halten ihn für einen Heiligen, und sagen, der Vater aller Geister hätte bei der Geburt Wah-ha-gun-tas einen Pfeil auf ihn abgeschossen zum Zeichen, daß er ewig leben werde. Trotz seines mehr als biblischen Alters besitzt der Nestor der Schwarzfubindianer eine zähe Natur und seine Augen blicken scharf und klug auf die neue Zeit mit all ihren Dingen, von denen man sich am Tage der Geburt Wah-ha-gun-tas noch nichts träumen ließ.

Weitere Steigerung der Schnelligkeit der Zeppelin-Luftschiffe. Wie mitgeteilt wird, werden schon die nächsten, auf der Werft des Luftschiffbau Zeppelin in Friedrichshafen hergestellten neuen Zeppelin-Luftschiffe über eine weiter gesteigerte Geschwindigkeit verfügen, als die bisherigen Schiffe. Wie gemeldet wurde, hat die Motorenfabrik der Zeppelinwerft einen neuen Motor nach dem System Maybach fertiggestellt, der einerseits um 30 Pferdekraften leistungsfähiger, andererseits aber 18 Kilogramm leichter ist, als der jetzt verwendete Motortyp, der 170 Pferdestärken leistet. Die neuen Zeppelin-Luftschiffe erhalten außerdem statt der bisher verwendeten drei Motoren vier Maschinen, wodurch eine Steigerung der Motorkraft von 510 auf 800 Pferdestärken, d. h. um 290 Pferdestärken, erzielt werden wird. Wenn auch ein Teil der verstärkten Kraft durch die Vergrößerung der Masse der Luftschiffe absorbiert werden wird, so kommt die Steigerung der Motorkraft doch noch in erheblichem Maße der Geschwindigkeit zugute. Naturgemäß läßt sich diese künftige Geschwindigkeit heute noch nicht vorausberechnen, man darf aber erwarten, daß sie einer Stundengeschwindigkeit von 90 Kilometern nachkommen wird. Damit wird die Verwendungsmöglichkeit der Zeppelin-Luftschiffe wieder bedeutend vergrößert, denn jede Geschwindigkeitssteigerung ermöglicht eine Ausdehnung des Aktionsgebietes. Das erste Zeppelin-Luftschiff flog in der Sekunde 7,8 Meter, vom zweiten liegt keine Angabe vor, das dritte flog zuerst 12,5, nach dem Umbau 13 Sekundenmeter. L. Z. 4 machte 12,5, L. Z. 5 12,8, L. Z. 6 13,5, nach dem Umbau 15,6 Sekundenmeter. L. Z. 7 und L. Z. 8 waren die letzten Schiffe mit Daimler-Motoren. Sie fuhren 16 und 16,5 Meter in der Sekunde. Mit der hier einsetzenden Verwendung der Maybach-Motoren begann dann eine

anhaltende größere Erhöhung der Schnelligkeit. L. Z. 9 erreichte 19,5 Sekundenmeter, später 21 Sekundenmeter. L. Z. 10 (Schwaben) hatte 19,5, L. Z. 11 (Viktoria Luise) hat 21,3 Sekundenmeter und L. Z. 12 (Militärluftschiff Z. 3) ist bisher mit 22 Sekundenmeter der schnellste Zeppelin. Seine Nachfolger haben nahezu dieselbe Geschwindigkeit.

Der größte Brutapparat der Welt ist in Kanada geschaffen und in Gebrauch genommen worden. Die Provinz Ontario besitzt namentlich in ihrem östlichen Teil eine große Hühnerzucht, deren Mittelpunkt die Stadt Morrisburg am Lorenzstrom ist. Die Anlage, für die ein besonderes Gebäude errichtet worden ist, kann gleichzeitig 6000 Eier aufnehmen, ist aber schon jetzt für den Bedarf ungenügend. Wenigstens plant ihr Besitzer bereits für nächstes Jahr eine erhebliche Erweiterung. Die Brutanstalt kann gegen Miets von den Landwirten der Umgebung benutzt werden. Jede Abteilung erhält ein Schild, auf dem der Name des Eigentümers der Eier verzeichnet ist, und dieser kann die jungen Küchlein nach drei Wochen abholen lassen.

Die Vierundzwanzigstundenuhr. Die Astronomen haben seit langem die Stunden des Tages von 1 bis 24 durchgezählt, und das ist eigentlich auch das einzig richtige. Abgesehen davon, daß Verwechslungen vorkommen können, ist der Zusatz von vormittags und nachmittags selbst bei abgekürzter Bezeichnung umständlich. Eine besondere Bedeutung hat die Angelegenheit für den Eisenbahnverkehr. In den Kursbüchern hat sich der Brauch eingebürgert, die Zeit von 6 Uhr abends bis 6 Uhr morgens durch Unterstreichung der Minutenziffern zu kennzeichnen. Dies Verfahren ist praktisch und für aufmerksame Leser genügend. Dennoch wird es nicht selten vorkommen, daß jemand eine Nachtstunde mit einer Tagesstunde verwechselt, was für ihn recht unangenehme Folgen haben kann. Auf alle Fälle wäre es sehr zu begrüßen, wenn man sich zunächst im Eisenbahnverkehr auf eine Vierundzwanzigstundenuhr einigen könnte. In manchen Ländern, wie in Belgien ist diese Neuerung ziemlich weit durchgeführt worden, und sie scheint auch immer mehr an Verbreitung zu gewinnen. Seit vorigem Jahr hat die Vierundzwanzigstundenuhr große Fortschritte auf den französischen Eisenbahnen gemacht, aber nur auf dem Papier, während die Uhren selbst auf den Stationen noch in der alten Form geblieben sind. In Belgien sind die Eisenbahnen bereits dazu übergegangen, auch diesem Zweck, außer dem gewöhnlichen Kranz von Ziffern noch einen zweiten von 13 bis 24 erhalten, der einen inneren Ring bildet. Damit eine solche Uhr ihren Zweck erfüllt, muß freilich jeder wissen, daß die Stunden von 13 bis 24 die Zeit von Mittag bis zur Mitternacht umfassen. Obgleich es wohl nicht zu schwer sein würde, sich daran zu gewöhnen, ist jetzt in Paris eine neue Art der Vierundzwanzigstundenuhr geschaffen worden, die zum erstenmal auf dem Bahnhof St. Lazare aufstellung gefunden hat. Diese Uhr hat zwei Zifferblätter. Das eine zeigt die Stunden von 1 bis 12, das andere die von 13 bis 24. Wenn die Zeiger auf dem einen Zifferblatt ihren Gang bis zur Zwölf abgelesen haben, stehen sie still, und das andere Zifferblatt tritt in den Betrieb ein. Es besteht die Absicht, diese Uhr in Frankreich einzuführen, aber sie scheint im Vergleich zu der belgischen Vierundzwanzigstundenuhr erhebliche Nachteile zu besitzen.

Hotel et Pension Suisse

Inhaber João Heinrich

São Paulo

Rua Brig. Tobias N. 1

:: Telephon N. 1721 ::

Weinhandlung

Spezialität:
direkter Import von
Mosel-, Rhein- und
Bordeaux-Weinen
der besten Jahrgänge

Jeglicher Komfort der Neuzeit
Separate Gesellschaftsräume und
Speisesäle nebst Rauchzimmer
für Vereins- und Familienfeste
Feine Dinners

:: Vorzügliche Küche ::

Erstklassige Getränke



Lesen

Zeichner, Doktor der Medizin von der Medizinischen Fakultät zu Rio de Janeiro, dekoriert von den Regierungen Deutschlands, Portugals und Italiens...

Kapitalist gesucht.

Eine kleine sehr gut eingerichtete Fabrik sucht einen stillen Teilhaber mit 20.000\$000. Die vielen Aufträge, welche dem Unternehmen übergeben sind, bürgen für gute Verzinsung des Kapitals...

Wohnungswechsel.

Teile hierdurch mit, dass ich meine Wohnung von der Rua 11 de Agosto 30 nach der Rua Livre 2, erste Querstrasse der Rua Liberdade, verlegt habe.

Frau Frida Wendt Deutsche diplomierte Hebamme.

Aufpolstern, modernisieren von Polster-Möbeln,

Anterfugung thicker Dekorationen übernimmt 3852

Hans Reinhart

Rua Sta. Ephigenia 5, S. Paulo

Dr. Schmidt Sarmento

Spezialist d. Santa Casa in Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten. Früher Assistent-Arzt in den Kliniken der Professoren Chiari u. Urbantschitsch der K. K. Universität Wien...

Klinik

für Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten Dr. Henrique Lindenberg Spezialist 2993

Dr. J. Britto

Spezialarzt für Augen-Erkrankungen. Ehemaliger Assistent-Arzt der K.K. Universitäts-Augenklinik zu Wien...

Pension Hamburg

75 - Rua dos Gusmões - 75 Ecke Rua S. Ephigenia: S. Paulo 5 Minuten von den Bahnhöfen Luz und Sorocabana entfernt...

Zwei schöne, luftige Zimmer

auch einzeln, zu vermieten, Rua Victoria 93, S. Paulo. 3915

Abraão Ribeiro Rechtsanwalt - Spricht deutsch - Büro: Rua José Bonifacio 7, S. Paulo. Telefon 21-8 Wohnung: Rua Maranhão 3, Telefon 320

Zur gefl. Beachtung! Teile hierdurch mit, dass ich in Rio, Largo S. Francisco No. 14, Dienstag, Mittwoch, Freitag u. Sonnabend, in Petropolis Montag u. Donnerstag meine Sprechstunden abhalte. 3767

Hans Schmidt Deutscher Zahnarzt

Victoria Strazák an der Wiener Universitäts-Klinik geprüfte u. diplomierte Hebamme empfiehlt sich zu mässig. Preisen. Ladeira St. Ephigenia 27, São Paulo

Mann

in mittleren Jahren, verheiratet, sehr solide, energisch und intelligent, der deutschen, italienischen und Landessprache in Wort und Schrift vollkommen mächtig...

Zu vermieten

in Pinheiros ein neues Haus mit fünf Zimmern, Küche, Badraum u. Keller, gelegen in einem Garten von 20 x 50 M. Flächenraum...

Herr

sucht Anschluss an anständiger Frau oder Fräulein, welche der portugiesischen Sprache mächtig ist, zwecks besserer Erlernung derselben. Gefl. Offerten unter „Portuguez“ an die Exp. d. Ztg., S. Paulo. 3917

Pensionisten

werden angenommen bei einer englischen Familie. Rua Gusmões 63, sobr., S. Paulo. 3910

Zahnärztliches Kabinett 3921 Dr. Worms Preisgekrönt mit der goldenen Medaille I. Klasse und grossen Preis der Internationalen Weltausstellung in Rom 1911.

Sehr bekannt, in der deutschen Kolonie mehr als 20 Jahre tätig. Modern und hygienisch eingerichtete Kabinett. Ausführung aller Zahnapoperationen. Garantie für alle prothetischen Arbeiten...

Sprechstunden von 8 Uhr früh bis 5 Uhr nachmittags. Praça Antonio Prado No. 8

Telefon Kabinett 2657 - Telefon-Wohnung 2702 - Wohnung Rua General Jardim No. 18 - Caixa postal „A“ - São Paulo. 3922

Schöne Wohnungen

2 schöne, soeben fertiggestellte Sobrados in der Rua Maximiliano de Carvalho 90 und 92 (nahe dem Largo do Paraizo) werden kleinere oder bessere Familie vermietet. Zu Kontrakt wird vorgezogen. Zu unterhandeln mit O-car Bohn, Rua Martim Francisco 26, São Paulo, von 10-11 und von 4-6 Uhr nachmittags. 3919

Deutsche Familie

sucht ein nettes Haus in der Nähe der Rua das Palmeiras od. Hygienopolis zu mieten. Dasselbe muss Salon, Ess- und Schlafzimmer, Küche, Bad, Mädchenzimmer und Zubehör haben und möglichst etwas Garten. Angebote mit Preisangabe unter P. W. 108 an die Exp. d. Ztg., S. Paulo. 3881

Intelligenter Deutsch-Oesterreicher

in den vierziger Jahren, nüchtern und verlässlich, sucht Stellung irgendwelcher Art. Gefl. Anträge an Konrad Koschar, Rua Aurora Nr. 58, S. Paulo. 3884

Köchin

für eine kleine Pension gesucht. Näheres Rua dos Laranjeiros Nr. 346, Rio de Janeiro. 3880

Gute Köchin

Deutsche oder Oesterreicherin per sofort für französische Familie gesucht. Lohn 100-120\$. Aven. Brigad. Luiz Antonio 379, S. Paulo. 3908

Garten-Dünger

RODRIGUES DE MELLO & C.ª

Rua Guacurú 26 SÃO PAULO Agua Branca Knochenmehl, hergestellt aus den Knochen-Überresten der Knopfabrik nach flämischen Rezept doppelt gegoren, findet grosse Aufnahme in den Gärten der Umgegend São Paulos für die Blumen- und Gemüse-Kultur im allgemeinen. Ausgezeichnete Resultate bei Pflanzungen von Kohl, Rüben, Kopfkohl, Spargel, Bohnen, Erbsen etc. Muster werden an Bewerber verteilt. (Niedrige Preise.)

Zu vermieten

bei kinderloser Familie ein schönes, dreifestriger, unmoblierter Salon an einen od. zwei besseren Herren Rua Victoria No. 110, S. Paulo. 3934

Dr. Lentfeld

Rechtsanwalt Etabliert seit 1896 Sprechstunden v. 12-3 Uhr Rua Quitanda 8, L. St., S. Paulo

Ältere, gebildete Deutsche

sucht Stellung in besserem Hause bei grösseren Kindern oder für häusliche Arbeiten. Offerten erbeten unter C. 100 an die Exp. ds. Bl., S. Paulo. 3903

Zu kaufen gesucht

ein Flügel oder erstklassiges Piano, wenig gespielt. Offerten mit Preis unter „M. R.“ an die Exp. ds. Bl., S. Paulo. 3907

Zu 1. September wird von einem Herrn ein

mobliertes Zimmer

im Süden der Stadt, (Paraiso, Liberdade, Bexiga etc.) zu mieten gesucht. Mit voller Pension bevorzugt. Gefl. Off. unt. „Zimmer A Z.“ an die Exp. d. Ztg., São Paulo, erbeten. 3900

Schönes Haus

in der Rua Bella Cintra zu vermieten. Monatliche Miete Rs. 100\$. Näheres in der Exped. d. Ztg., S. Paulo.

Wurstmacher

30 Jahre alt, 1 Jahr im Lande sucht Stellung. Geht evtl. auch nach auswärts. Gefl. Offert. unt. „Wurstmacher“ an die Exp. d. Ztg., S. Paulo. 3893

Koch oder Köchin

fürs Innere gesucht. Lohn 130-150\$000. Adresse zu erfragen in der Exp. d. Ztg., S. Paulo. 3909

Saal

an 1 oder 2 Herren bei deutscher Familie zu vermieten. Rua dos Italianos 51, S. Paulo. 3921



Soeben eingetroffen: Dr. Oetker's Backpulver Gelee-Pulver Rote Grütze-Pulver Pudding-Pulver Vanillin-Zucker Florylin Meerrettig in Pulver Casa Schorch Rua Rosa 21 - Paulo Telephone 170 Caixa 253

Mädchen

gesucht, das etwas von Kochen versteht und bei der Hausarbeit hilft. Frau von der Leyen, Carioba, Est. Villa Americana. 3742

Zu vermieten

das Haus in der Rua Matto Grosso No. 28. Enthaltend Saal, Veranda, 3 Zimmer, Badraum etc. Zu erfragen Rua Fortunato No. 66, Sta. Cecilia, S. Paulo. 6880

Zu vermieten

einige Zimmer verschiedener Grösse und Preise, möbliert oder unmöbliert, an ledige Herren. Rua Victoria 144, S. Paulo 3882

Scheuerfrau

für sofort gesucht. Vorzusprechen Rua Guarany 5, São Paulo, zwischen 11 und 3 Uhr. 3920

Einzelner Herr

sucht möbliertes Zimmer in Villa Marianna oder Aven. Brigadeiro Luiz Antonio. Gefl. Offert. unt. „Zimmer“ an die Exp. d. Ztg., S. Paulo. 3916

Etwas über ansteckende Krankheiten.

Von Dr. Richard Azwanger.

Es dürfte am Platze sein, den recht verschiedenen Ansichten, die über diesen Gegenstand im Volke herrschen, das gegenüber zu stellen, was uns die auf diesem Gebiete sehr fortgeschrittene Wissenschaft lehrt.

Der eine sagt, „ich fürchte mich nicht vor Ansteckung, also erkrankte ich auch nicht“, der zweite meint, „ich glaube überhaupt nicht recht an die Ansteckung, denn wo bekäme der Erste die Krankheit her“, und der Dritte, unter der Landbevölkerung allerdings seltener anzutreffende, ist überängstlich und traut sich aus Furcht vor Ansteckung überhaupt keinem Kranken in die Nähe.

Recht häufig hört man auch die ganz irrige Anschauung, daß die ganze Lehre von den Bazillen als Ursache der ansteckenden Krankheiten eine ganz moderne Erfindung und eigentlich mehr eine Vermutung als eine Gewissheit sei. Wenn das der Fall wäre, so wären wir in der Erkenntnis seit 2000 Jahren nicht weiter gekommen, denn schon in dem der Geburt Christi vorausgegangenen Jahrhundert hat der gelehrte Römer Varro in einem seiner Bücher die Vermutung niedergeschrieben, daß das in der Umgebung von Rom furchtbar wütende Sumpffieber durch lebende Wesen entstehe, die, dem Auge nicht erkennbar, in den Sümpfen wachsen und mit der Luft von den Menschen eingeatmet werden. Heute können wir mit Hilfe unserer Mikroskopes (griech. Kleinscher) die Erreger des Sumpffiebers genau beobachten, wie sie im Blute des Menschen leben, und wissen, daß sie zu den Urtieren, d. h. zu den aller-niedersten, einfachstgebauten Tieren gehören, die durch gewisse in den Sümpfen lebenden Stechnücken auf den Menschen übertragen werden.

Die für uns wichtigsten ansteckenden Krankheiten werden aber nicht durch Urtiere erzeugt, sondern durch Urpflanzen, die freilich gewaltig verschieden sind von dem, was wir uns gewöhnlich unter einer Pflanze vorstellen.

Wir alle kennen den Schimmel, der sich als pelziger Überzug auf jedem alten Stück Brot bildet, wir erinnern uns, in der Schule gelernt zu haben, daß dieser Schimmel ein Pilz, also eine Pflanze ist, und daß der pelzige Überzug aus unzähligen feinen Fächern besteht, die wie Grashalme nebeneinander wachsen. Auch unter den Schimmelpilzen gibt es Krankheitserreger. Zum Beispiel der weisse Belag auf der Mundschleimhaut der Kinder, dem Volke nicht sehr passend Mundfäule genannt, entsteht durch Ansiedlung eines Schimmelpilzes.

kennen gelernt, die die Form von Kugeln haben und manche sogar, die wie Korkzieher gewunden sind. Die Bakteriologie, so heißt die Wissenschaft von den Spaltpilzen, kennt heute schon viele hundert Arten dieser Kleinlebewesen. So wie der Schimmel überall wächst, wo er Feuchtigkeit und Nahrung findet, so ist auch die Verbreitung der Spaltpilze eine ungeheure, man kann mit Recht sagen, sie sind allgegenwärtig.

Es wäre wahrhaftig um die Menschheit schlecht bestellt, wenn alle Arten der Bazillen gefährliche Krankheitserreger wären. Zum Glück ist dies nur bei wenigen der Fall, die meisten sind harmlose Schmarotzer, viele auch recht nützliche Gehilfen des Menschen in Technik und Landwirtschaft.

Wir müssen uns kurz mit der Art der Vermehrung dieser kleinsten aller Pflanzen befassen. Dasselbe ist die denkbar einfachste. Die Stäbchen oder Kügelchen spalten sich einfach in zwei Teile (daher der Name Spaltpilze), die neu entstandenen wieder usw. Wer Lust hat, zu rechnen, kann leicht herausbringen, daß aus einem Stäbchen, wenn sich nur jede halbe Stunde eine Teilung vollzieht, in 24 Stunden 280 Billionen werden. Eine ganz unheimliche Fruchtbarkeit! Die Spaltpilze bilden unter Umständen aber auch Sporen (wie die Schimmelpilze auch), das sind abgeschürfte Teilchen ihres Leibes, noch viel kleiner als sie selbst, und diese Sporen haben die Eigenschaft viel größerer Lebensfähigkeit. Das ist von größter Wichtigkeit. Wir werden später sehen, daß man sich zur Vernichtung der schädlichen Bakterien sogenannter keimtötender Mittel bedient, und es hat sich gezeigt, daß diese Mittel auf die Sporen viel länger und energischer einwirken müssen, um sie zu töten, als auf die Bakterien selbst. Die Sporen, die gewöhnlich dann gebildet werden, wenn die Lebensverhältnisse des Spaltpilzes, sei es durch Erschöpfung des Nährbodens, sei es aus anderen Gründen, ungünstig werden, haben eine ähnliche Aufgabe wie die Samen der höheren Pflanzen, d. h. sie können lange Zeit ohne Nahrung leben, bis sie ein Zufall auf einen günstigen Boden führt, wo dann wieder ein üppiges Bakterienwachstum aus ihnen hervorgeht. Bei der unendlichen Kleinheit der Sporen, der zufolge sie durch jedes Lüftchen in weite Fernen getragen werden können, bei ihrer Widerstandsfähigkeit gegen Kälte, Wärme und Austrocknung versteht man den obigen Ausspruch von der Allgegenwart der Bazillen.

Eines aber kann nicht genug betont werden. Kein Bazillus entsteht von selbst, oder durch Umwandlung aus einer anderen Art. Was das heißt, will ich an einem Beispiele klar machen. Wenn in einem Roggenacker eine Weizenähre wächst, so wird niemand sagen, „diese Weizenähre ist von selbst gewachsen, denn hier ist nur Roggen gesät worden“, ebensowenig wird einer sagen, daß aus einem Roggenkorn eine Weizenähre hervorgegangen sei, sondern jedes Kind wird auf die Erklärung verfallen, daß da eben durch Zufall ein Weizenkorn in den Boden gelangt ist und gekeimt hat. Ganz dasselbe gilt von den Spaltpilzen. Wenn ein Kind an Diphtherie erkrankt, d. h. wenn auf seiner Rachenschleimhaut eine Ansiedlung von Diphtheriebazillen wächst, so kann das nie durch Verkühlung allein geschehen, sondern es muß mindestens ein Diphtheriebazillus von außen in den Mund des Kindes hineingelangt sein.

Die Eingangspforte, d. h. der Weg, auf dem die verderbenbringenden Pilze in den Körper des Men-

schon eindringen, ist verschieden, mit der Luft gelangen sie in die Atmungsorgane, mit den Speisen in die Verdauungsorgane und durch selbst aller-kleinste Hautwunden können sie direkt in das Blut aufgenommen werden.

Aber wie ist es möglich, wird mancher fragen, daß diese winzigen Wesen, der Krone der Schöpfung, dem Menschen, Tod und Verderben bringen können? Dort wo sich die Bazillen ansiedeln, erzeugen sie meistens sichtbare Veränderungen, so z. B. die Diphtheriebazillen Auflagerungen im Hals, die Typhusbazillen Geschwüre im Darm und diese Veränderungen können manchmal schon das Leben bedrohen, viel gefährlicher aber sind die Allgemeinerkrankungen, die man von den örtlichen zu unterscheiden hat. Die Bazillen erzeugen nämlich Gifte, die in die Körpersäfte aufgenommen werden und gegen diese Gifte muß sich der Körper wehren. Er erzeugt unter stürmischen Erscheinungen (Fieber) Gegengifte und der Ausgang der Krankheit hängt davon ab, ob der menschliche Organismus in diesem Kampfe Sieger bleibt. Oft ist die Menge der erzeugten Gegengifte so groß, daß der Mensch für sein ganzes Leben damit versorgt ist. Bazillen gleicher Art können ihm dann nichts mehr anhaben, er ist durch das Überbestehen der Krankheit gegen dieselbe immun geworden. Die Heilkunde hat aus dieser Erfahrung reichen Nutzen gezogen. Durch das Überbestehen der Kuhpocken, einer ganz ungefährlichen Krankheit, wird der Mensch auch vor der Erkrankung der schwarzen Blattern geschützt. Daher die segensreiche Wirkung der Impfung. Das Diphtherieheilsrum, dem so viele Kinder ihr Leben verdanken, die früher dem sicheren Tode verfallen gewesen wären, ist das Blutwasser von Pferden, die durch Ansteckung mit Diphtherie zur Erzeugung von Diphtheriegegengift angeregt wurden.

(Der II. Teil dieser sehr interessanten Abhandlung ist an anderer Stelle der heutigen Nummer zu finden.)

Diverse Nachrichten

Vertauschte Kinder. Wie ein Roman aus den Niederungen des Lebens klingt die Aussage, welche der Tischlergehilfe Latroczky kürzlich bei der Oberstadthauptmannschaft von Budapest machte. Die Erzählung des armen Handwerkers ist so romantisch, daß man fast an ihrer Wahrheit zweifelt, würde Latroczky dem Polizeibeamten nicht Dokumente von unzweifelhafter Echtheit vorgeweisen haben. Latroczky begann seine Aussage mit der Versicherung, daß er geistig vollständig normal sei und meinte, er müsse dies ausdrücklich hervorheben, da man ihn sonst für geistesgestört halten könnte und seiner Aussage keinen Glauben schenken würde. Latroczky, der den Eindruck eines intelligenten jungen Menschen machte, teilte dem Polizeibeamten mit, daß ihm unlängst seine Mutter gestorben sei. Wenige Stunden vor ihrem Tode legte seine Mutter das Geständnis ab, daß er - Latroczky - gar nicht ihr Sohn sei. Sein Vater sei ein Generaldirektor eines vornehmen Finanzinstituts und seine - Latroczky's - wirkliche Mutter dessen gesetzlich angeordnete Gemahlin. Er sei demnach der einzige Erbe des riesigen Vermögens des Bankdirektors, trage aber dennoch einen fremden Namen und sei gezwungen, für einen geringen Wochenlohn zu arbeiten. Nach diesen Worten überreichte Latroczky dem Polizeibeam-

ten ein altes vergilbtes Tagebuch seiner Mutter, dessen Inhalt den Beweis dafür erbrachte, daß er die Wahrheit gesprochen habe. Aus dem Tagebuch geht hervor, daß Charlotte Latroczky vor mehr als 30 Jahren verlobt worden war. Als ihre Verbindung heranreife, verdingte sie sich bei einem jungen Bankbeamten als Amme, dessen Gattin einem freudigen Ereignis ebenfalls entgegen sah. Beide Frauen entbanden in derselben Nacht und jede brachte einen Knaben zur Welt. Nachdem Latroczky, die in der Wohnung des Bankbeamten ihr Kind zur Welt gebracht, das Wochenbett verlassen hatte und genesen war, kam ihr so recht ihre elende Lage zum Bewußtsein. Ihr Knäblein, das in Elend und Not geboren war, würde eine freudlose Jugend erleben und während seines ganzen Lebens schwer zu kämpfen haben. Sie faßte daher den Entschluß, die Kinder miteinander zu vertauschen, was um so leichter ging, als beide Säuglinge mit schwarzen Haaren zur Welt gekommen waren. Tatsächlich wurde die Kindesunterscheidung nicht bemerkt, die von der Frau in der Weise bewerkstelligt wurde, daß sie sich zur Nachtzeit in das Schlafzimmer des Ehepaares schlich, das Söhnlein des Bankbeamten aus der Wiege nahm und ihr eigenes Kind hineinlegte. Aus den weiteren Aufzeichnungen des Tagebuches geht hervor, daß die Frau später ihren Dienst verließ und das Kind ihres Brotgebers, das, wie erwähnt, als ihr eigenes galt, mit sich nahm. Von Zeit zu Zeit besuchte Frau Latroczky die Familie ihres Brotgebers, der heute an der Spitze eines großen Finanzinstituts steht. Die Familie des Bankdirektors, die glaubte, daß die Frau aus Anhänglichkeit so oft ins Haus komme, unterstützte sie so reichlich, so daß sie und der Sohn des Bankdirektors keine Not zu leiden hatten. Hier bricht das Tagebuch ab. Die Polizei übergab das Tagebuch einem Sachverständigen im Schreibfache, der konstatierte, daß die Aufzeichnungen in dem Buch tatsächlich vor mehr als dreißig Jahren vorgenommen worden sind. Diese mysteriöse Angelegenheit dürfte jedenfalls noch ein Nachspiel haben, da der Tischlergehilfe, der den Namen seines Vaters, des heutigen Bankdirektors, kennt, die Absicht hat, seine Ansprüche geltend zu machen.

Fünzig Jahre als Mann verkleidet. Ueber die außerordentliche Karriere einer Frau, die seit mehr als fünfzig Jahren als Mann verkleidet war und sich jetzt im Soldatenheim in Quincy (Illinois) befindet, wird aus New York berichtet. Seit zwei Jahren lebt die Frau in dem Heim unter dem Namen Albert Cachier und nahm als solche an den Kämpfen des Bürgerkrieges teil. Ihr eigentliches Geschlecht wäre wohl bis zum Tode ihr Geheimnis geblieben, wenn sie nicht zuweilen schwachsinnig geworden wäre und der Arzt ihr ein Bad verordnet hätte. Später erklärte sie dann aus Irland zu stammen. Als Junge verkleidet kam sie als „blinder Passagier“ nach Amerika und trat als Freiwilliger beim Ausbruch des Bürgerkrieges in die G-Kompanie des Illinois-Infanterieregiments ein, mit der sie drei Jahre im Felde stand. Beim Schluss des Krieges war die Kompanie auf dreißig Mann zusammengeschrumpft. Niemand vermutete, daß Cachier eigentlich Frauenkleidung tragen mußte. Nach dem Friedensschluß arbeitete sie als Landarbeiter, wurde später Chauffeur, in welcher Eigenschaft sie eine bekannte Persönlichkeit in Illinois war. Die Behörden sind sich im Zweifel, was sie nun mit dieser mit Kriegsnarben bedeckten Frau machen sollen.

Der Galleriebau der Villa Kyrial.

Den hervorragendsten Werken seiner, immense Werte in künstlerischer wie materieller Hinsicht darstellenden Kunstsammlung, der größten und interessantesten São Paulos, ein eigenes würdiges Heim zu schaffen, entschloß sich der als Kunstfreund allgemein bekannte Herr Dr. Freitas Valle vor ungefähr Jahresfrist, seiner geräumigen Villa einen eigenen Galleriebau anzufügen, und zurzeit sieht demselben innen und außen vollendet da, sich dem ausgedehnten, in schön gepflegtem parkartigem Garten an der Rua Domingos de Moraes gelegenen Villenbau harmonisch anfügend und Zeugnis ablegend von dem feinsinnigen künstlerischen Geschmack seines Erbauers und glücklichen Besitzers.

Schon von außen präsentiert sich der Galleriebau als solcher durch die prächtigen Fresken von der Hand des hier allgemein bekannten berühmten Malers Augustin Salinas. Allegorische Figuren versinnbildlichen die Malerei, Plastik, Musik und Gesang und bilden einen einzigartigen Hinweis auf den Zweck dieses schöngegliederten Baues.

Betretend wir nun denselben, so fällt uns zunächst eines besonders auf, und das ist das künstlerisch Harmonische in diesem großen weiten Raum.

Ein dunkles, sattes Rot ist hier vorherrschend. Die Wände tragen die gleiche Farbe wie die in fast endloser Reihe aufgestellten prachtvollen, bequemen Ledersofas und Sessel. Ein großer Bechsteinflügel, und zwei in dunklen eleganten Möbeln eingebaute elektrische Grammophone bilden einen weiteren Schmuck neben einem vitruinartigen Schrank, der für besonders hervorragende Stücke der Plastik und Kleinkunst bestimmt ist. Schwere Saunetvorhänge verdecken die nur zum Zwecke der Lüftung angebrachten Fenster, denn die Galerie hat in ihrer ganzen Ausdehnung ein gedämpftes Oberlicht, das durch einen Sambaldachhalm von gewaltigen Dimensionen direkt auf die, die Wände füllenden Gemälde erster und berühmter Künstler konzentriert ist, wie bei der Dunkelheit eine Reihe großer elektrischer Lampen dieselben ebenfalls voll und ganz zur Geltung bringt. Was uns in erster Hinsicht fesselt, ist ein großes Porträt des Besitzers, gemalt von Pablo Salinas, und die bekannte vorzügliche Büste Dr. Freitas Valle's von Professor William Zadig.

Dem künstlerisch vornehmen Porträt gegenüber hängt das bekannte große Bild Pablo Salinas „Trottoir“, darstellend eine elegante Dame in Begleitung ihrer Kavaliere bei einem Abendspaziergang. In diesem breit und kräftig heruntergemalten großen Bildern dokumentiert dieser große Künstler sein immenses Können weit mehr als in den mit zwar staunenswerter technischer Geschicklichkeit und viel Charakterisierungskunst gemalten kleinen und so beliebten Bildern aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten oder aus dem spanischen Volksleben, doch sind die vielen weiteren Werke des Künstlers, welche derartige Sujets darstellen, zu den besten dieser Art zu rechnen, so besonders das reizend lebendige „Fango“. Die Wand hinter dem Flügel füllt ein großes Porträt de Amisani, darstellend eine Dame in schwarzer Toilette; besonders der in Farbe und Plastik selten lebendige Kopf ist von ungemein ansprechender Wirkung, wie einige weitere Arbeiten dieses

eigenartigen hervorragenden Porträtisten und Schilderers weiblicher Anmut.

Ein famos und breit hingestrichenes Porträt eines Herrn von Sorolla wirkt geradezu instruktiv. F. Tattoglaui's Kopf eines alten Seemanns ist direkt ein Kabinettstück, ebenso wie Sousa Pintos „Alter Mann“. Von diesem Künstler besitzt übrigens die Galerie verschiedenartigste Werke, so das ungemünzte Bildnis eines Fischermädchens in ganzer Figur, welches seinerzeit im Pariser Salon Aufsehen erregte, flott hingesezte Skizzen landschaftlichen Genres von Figuren belebt und ein entzückendes kleines Pastell, darstellend das jugendliche Fräulein Freitas Valle, wie sie in weißem Kleide im Park in der Sonne sitzt. Die beiden Brüder Darbosa sind brillant und eigenartig vertreten, ebenso Pratella durch ein kleines und selten feines Werk, Augustin Salinas in den verschiedenartigsten Werken, Porträts, Landschaften, eine vorzügliche Aktstudie und andere mehr. Agradot und Franca recht fertigen durch exzellente Werke ihre berühmten Namen und P. M. Dupuy ist ganz besonders feine vertreten. Ricardo Brouyadas Werk „Marnation“ wurde auf der Ausstellung in Madrid mit der 2. Medaille ausgezeichnet, bevor es in dieser vornehm zusammengestellten Sammlung hier seinen Platz fand. Gilberts holländisches Interieur muß als hervorragend bezeichnet werden. H. Duprays „Eine Schlacht“ ist ungemein lebensvoll und Roß und Reiter in Zeichnung und Charakterisierungskunst aussergewöhnlich hervorragend. De Corsis Markt im Winter ist eine der charakteristischsten Arbeiten, die wir kennen; die frostige winterliche Stimmung, die über dem Bild ausgebreitet liegt, ist hervorragend gut gegeben, ebenso wie die auf dem Markt einkaufenden Frauen charakteristische Typen darstellen. Auch sonst gehören die Werke De Corsis, die auch in anderen Räumen des Hauses verteilt ganz brillant wirken, stets zu denen, welche das eminente Talent des jungen Künstlers besonders gut zur Geltung bringen. Sein Freund Fabricatore schließt sich ihm an; auch was von ihm in der Sammlung Freitas Valle hängt, ist durchaus lobenswert und künstlerisch immer interessant.

Großes Aufsehen erregten bekanntlich vor wenigen Monaten hier die jugendlichen italienischen Künstler Tomaso und Michele Cascella mit ihren ungemünzten poetischen Pastellen in eigenartig persönlicher, moderner Auffassung.

Mit seltenem Scharfblick wählte der zielbewusste Sammler für seine Galerie Werke aus, welche besonders in künstlerischer Hinsicht befriedigen und die 2 in derselben hängenden sind voll eigenartiger tiefer Empfindung. Der berühmte Villegas ist durch eine Ansicht Sevillas gut vertreten, Blai Rubios „Schmiede“ stellt ein ungemein fesselndes Interieur mit trefflichen Figuren dar. Von brasilianischen oder hier lebenden Künstlern sind die besten mit mehr oder weniger großen aber stets feinen charakteristischen Arbeiten vertreten. So Almeida Junior mit einem „Kopf eines alten Mannes“; Aranda mit einer pikant gezeichneten Bleistiftskizze; Oscar Percira mit einem lebenswahren alten Musikanten und einer guten Landschaft, die Villa Kyrial selbst darstellend. Baptista da Costas Landschaften sind ihrer Qualitäten wegen bekannt, sie bewahren auch hier ihre Anziehungskraft. Pedro Alexandrinis kleines Fruchtstück „pra guaçan“ erweist die eminenten Vorzüge desselben, wie ein in Speisezim-

mer der Villa hängendes Stilleben mit Messingkrug wohl das feinste ist, was dieser leider etwas zu einseitige Künstler je gemacht hat.

De Servis Name wurde bereits erwähnt; das Interieur des Bildes „das kranke Kind“ ist eminent gut. So bleibt noch Paulo de Vale zu erwähnen und auch das einzige Bild eines deutschen Malers, ein geschickt und flott nach der Natur gemaltes Rosenarrangement von Fischer-Elpons.

Sind mit geringen Ausnahmen hiermit die in der Galerie hängenden Bilder aufgezählt, so bleiben noch die kleineren künstlerischen Bronzen, welche dort aufgestellt sind, anzuführen. Falguères Venus ist edel in der Haltung und gut und groß in den wohlproportionierten Formen. Bernardelli hat Augustin Salinas mit Pinaxel und Palette sitzend modelliert; Dalons „Verzweiflung“ ist gut in der Bewegung, aber etwas zu süßlich in der Auffassung. Allo sonstigen Raritäten und Kostbarkeiten, modernen, wertvollen Vasen, Silberarbeiten, Elfenbeinschnitzereien, Meißener Porzellanfiguren etc. aufzuzählen, würde zu weit führen, wollen wir doch noch einen Blick in die übrigen, ebenfalls von Kunstwerken erfüllten Räume werfen. Da ist das Rauchzimmer; auch hier Bild neben Bild, und zwar sind viele es wert, unter die bedeutendsten gerechnet zu werden. Sadées „Strand mit Figuren“ ist eine hochkünstlerische Arbeit, die Skizze zu einem großen Bilde; ob dieses wohl an Qualität diese später übertraffen hat? Wie häufig ist das Gegenteil der Fall; die Skizze verdankt ihre Entstehung der Inspiration, das große Bild dann der Überlegung und Berechnung, und das Temperament, das seelisch Empfundene ist es gerade, was das Kunstwerk edelt, durchaus nicht, wie man auch heute noch so oft hört, die „fleißige“, oft bis ins kleinste Detail gehende Ausführung.

Mit sicherer Hand und großzügig flott hat Eroll sein Selbstporträt gezeichnet. Ebenso hat der bekannte, so außerordentlich talentvolle junge russische Maler Segall sich selbst mit der Geige als Spielmann gemalt; auch bei diesem Bild ist wieder der ganze Reiz seiner vorzüglichen Farbe bestriekend. Mario Barbosas „Schnee“, eine Straße im Winter darstellend, ist außerordentlich fein beobachtet und mit großen breiten Pinselstrichen charakteristisch, auch in der Luftperspektive eminent; De la Costas „Am Ufer eines Flusses“, Sorbis kleines pikantes Kunstwerk entzückend. Couly-Raymonds „Boulevard“ ist charakteristisch im Milieu und verdient hohes Lob, Viscontis „Studie“ ebenfalls, wie die Arbeiten A. Caccos und vieler anderer.

Im Musikzimmer fällt Paladinis „Florentinerin“ besonders auf, neben Sousa Pinto und Amisani ein Scopetta, „in Monte Carlo“, ein sehr schickes Bild. Amanchini, Clement Kinson; Boggio „Kasernenhof“, Rodas „Studie am Meer“, Postiglione „im Walde“ seien von den vielen anderen Kunstwerken nur beiläufig erwähnt. Der Salon der Villa Kyrial gleicht direkt einem Museum. Was an kostbaren antiken Möbeln, was an jeglicher Kleinkunst hier in Vitrinen zu sehen, würde auch nur anzuführen unmöglich sein; da uns heute nur die Bilder hauptsächlich beschäftigen, seien Amelios de Figueiredos „Landschaft“, Franças „Winter“, Galotres „Reiter“ und H. Duprays „Ankunft Macmahons in Paris“ aus der langen Reihe durchweg guter Arbeiten herausgehoben. Auch hier sind große Bronzen von Fremiet z. B. und anderen aufgestellt, William Zadigs hoch-

künstlerischer „Uebergang über eine Straße“, der im Pariser Salon dem Künstler so viel Erfolg eintrug. Noch ein Blick auf die besonders prächtigen zahlreichen Satsuma- und Cloisomée-Vasen und wir treten in das große EBzimmer. Bertouis „Fische“, Alexandrinis Stilleben, Mazons „Am Abend“ und Fräulein Voß „Dachau“, eine herrlich in der Luftstimmung gegebene „Landschaft mit Kühen“, Plarubios „Markt in Tunis“ fallen besonders auf. Buffets, Vitrinen etc. sind mit kostbaren Fayancen, Kristallen und Kunstwerken in Silber und Bronze besetzt. Auch im Arbeitszimmer und im Schlafzimmer des Hausherrn Bilder neben Bilder. In ersterem die Familienbilder, in letzterem die Cascellas, ein vorzügliches Werk Prantinis seien nur nebenbei erwähnt.

Die Gesamtzahl der Bilder in der Villa Kyrial übersteigt die Zahl 400, Nebensächliches nicht eingerechnet, die Zahl der sonstigen wertvollen Gegenstände ist noch unendlich größer und der Wert des künstlerischen Besitzes ist ein ungeheurer. Doch nicht nur zum eigenen Genießen hat der Besitzer sie zusammengetragen. An den Sonntagen besonders herrscht frohes Leben in den weiten Räumen. Die Künstler São Paulos sind dort ständige Gäste, bei einem opulenten Frühstück an festlich und stets reich mit Kunstwerken und Blumen geschmückter Tafel vereinigt sie der große Kunstfreund um sich. Die Keller der Villa Kyrial, die ja berühmt sind, liefern köstlich alte Weine; nachher folgen Musikvorträge in der Galerie, die eine prachtvolle Akustik hat, und stimmungsvolle Genüsse bereiten die Vorträge auf dem Flügel, zu denen ein Felix de Otero, João Gomes und der Hausherr, der auch in seiner staunenswerten Vielseitigkeit in der Musik ein Meister ist, sich nicht lange bitten lassen. So ist denn die Villa Kyrial der Mittelpunkt des künstlerischen Lebens in São Paulo und die künstlerischen Anregungen, die dort gegeben werden, sind wertvoll nicht nur für das Kunstleben São Paulos, sondern auch ganz Brasiliens.

Humoristisches

Eine bittersüße Geschichte. Er hieß Ernst Bitter und war ein bitterer Mensch. Da sah er Sußchen Süß. Er raspelte Süßholz. Sußchen fand ihn süß und bald kosteten beide die Süßigkeiten der Liebe. Sie heirateten. Bald darauf zeigte es sich, daß Ernst Bitter gern einen Bittern trank, und nun wurde die Sache ernst. Sußchen sagte mit Bitterkeit: „Ernst war bisher mein Leben, jetzt wird mein Leben ernst.“ Sie bat mit den süßesten Worten, aber Ernst sagte, er könne nicht von dem Bittern lassen. „Ernst, ist das dein Ernst?“ fragte Sußchen. „Mein bitterer Ernst“, antwortete Ernst Bitter ernst. „Das ist ja süß!“ rief Sußchen bitter. Nicht lange darauf starb Ernst Bitter am Delirium, und Sußchen Bitter-Süß blieb nichts als die bittersüße Erinnerung an Ernst.

Scherzfrage.

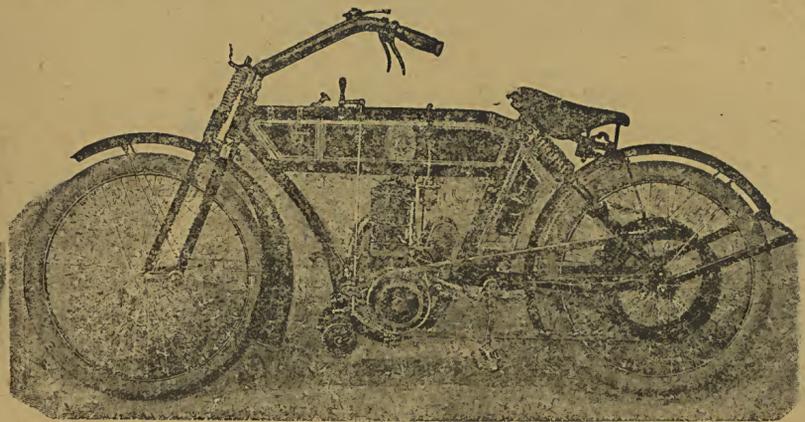
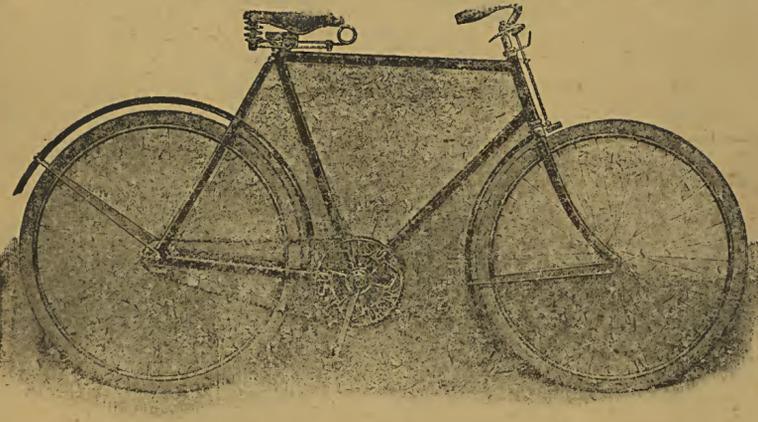
„Welches ist der Unterschied zwischen einem Minister und einem Schneider?“
(Der Minister ist eine maßgebende, und der Schneider eine maßnehmende Persönlichkeit.)

CASA „NSU“

von

GUSTAVO SCHLEIFFER

Rua Barão de Itapetininga No. 59 :: São Paulo



Direkter Import von Automobilen, Motorrädern und Fahrrädern.

Neckarsulmer Fahrzeug-Werke A.-C.

Allinvertretung der weltbekannten Fabrik:

Marke „NSU“

Komplette Autogenische Schweissanlage „Sirius“. Irgendwelche Metalle werden nach diesem Verfahren repariert. **Mechanische Werkstätte mit den modernsten Maschinen ausgerüstet.** Reparaturen an Maschinen aller Art werden fachgemäss und billigst ausgeführt. Lager aller Ersatzteile der Marke „NSU“. Ständiges Depot von Automaten und Spielmaschinen.

Theater und Musik

Goethes Faust in Japan. Ein neuer japanischer Schauspielverein, die „Moderne Bühne“, die im Herbst vorigen Jahres durch eine Aufführung der „Hedda Gabler“ die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, hat ein noch größeres Verdienst durch die Aufführung des ersten Teiles des Goetheschen „Faust“ erworben. Der Darbietung war die neue, auftrage der Japanischen Akademie hergestellte Uebersetzung des Generalarztes Dr. Rintaro Ari zu Grunde gelegt, der sich durch seine formvollendeten Uebersetzungen deutscher Meisterwerke ein bedeutendes Denkmal im modernen japanischen Dramatentum gesetzt hat. Auch bei der Einstudierung dieses Werkes hatte Dr. Mori mitgewirkt, gemeinsam mit dem ihm geistesverwandten Professor Thiboutou, der seinerseits besonders durch die Pflege der Shakespearischen Muse auf die Reform des japanischen Dramas hinzuwirken bemüht ist. Der Regisseur der Gesellschaft, Herr Iba, der gleichfalls Schriftsteller und der deutschen Sprache mächtig ist, hatte die besten Berater, die er unter Japanern finden konnte, und die ganze Inszenierung des Stückes legte hier Zeugnis ab. Sie war sachgemäß und künstlerisch. Die Gartenszene und die Szene in Auerbachs Keller waren in denselben Rahmen gehalten, in Antoine im Odeon anzuwenden pflegt, die Henkchen- und die Gefängniszenen hielten sich an das Martersteigische Vorbild des Kölner Schauspielhauses. Auf den Prolog im Himmel hatte die Regie nicht geachtet, ebenso auf das Vorbild auf dem Theater und die Walpurgisnacht. Die übrigen waren wohl die üblichen Striche gemacht worden. Die Aufführung nahm volle sechs Stunden, von 5 Uhr nachmittags bis 11 Uhr nachts,

in Anspruch und fand fünf Abende hintereinander vor ausverkauftem Hause statt. Die Zuhörerschaft setzte sich zumeist aus Studenten, Gymnasiasten, Professoren, Künstlern und Schriftstellern, aber auch einem guten Teil „intellektueller“ Weiblichkeit zusammen. Wer Gelegenheit hatte, dieses Publikum zu beobachten, das den vornehmen, an 1800 Menschen fassenden Saal des „Kaiserlichen Theaters“ Abend für Abend bis auf den letzten Platz füllte und mit gespannter Aufmerksamkeit der Entwicklung des Dramas folgte, wird wohl kaum noch darüber einen Zweifel hegen, daß die japanische Bühnenszene nicht bloße Flunkerei oder eine Erfindung überspannter Köpfe ist, und daß in den gebildeten Kreisen Japans eine immer größer werdende Zahl nach etwas Anderem zu verlangen anfängt als nach dem versteinerten No und der blutrünstigen Schaulichkeit des Kabuki-Melodramas. Die Darsteller konnten, was sich von selbst versteht, nicht durchweg die Ansprüche befriedigen, die wir zu Hause stellen. Der Faust (Herr Kamijama) war in den ersten Szenen zu alt und nach dem Zauberkraut viel zu jugendlich, sein Spiel wie seine Sprechweise eintönig. Der Mephistopheles (Herr Iba) eignete sich erst recht nicht für seine Rolle und wußte den ihr innewohnenden tiefen Gehalt nicht herauszuholen. Auch der Wagner (Herr Harada) und die Marie (Frau Kamijama) waren recht schwach. Eine Uebersetzung bereitete dagegen das Gretchen des Fräulein Kujaku, einer Nichte des Herrn Sugimura, des derzeitigen japanischen Botschafters in Berlin. Sie ließ, was bisher keine japanische Schauspielerin, die sich an europäische Rollen wagte, fertig gebracht hat, fast ganz die Japanerin vergessen und entfaltete eine bezaubernde Anmut der Bewegungen, Natürlichkeit des Spiels und Wohlklang der Stimme. In diesen Vorzügen wird sie von andern, auch von

Fräulein Ritsuko Mori, der Diva des Kaiserlichen Theaters, die sich unlängst auf eine Studienreise nach Europa begeben hat, nicht erreicht. Und dabei ist Fräulein Kinugawa eine Anfängerin, die sich bisher noch nie auf der Bühne gezeigt hat, auch keiner der bekannteren Theaterschulen und Gesellschaften für dramatische Reform ihre Ausbildung zu verdanken hat. In der Gartenszene war dieses japanische Gretchen besonders gut und verstand es, auf europäische Weise zu lieben, ohne auch nur einen Augenblick grotesk zu wirken. Besonderes Lob verdient auch die Szene in Auerbachs Keller, in der Frosch (Herr Schimitsu) und Brander (Herr Hadra), zwei europäisch geschulte Sänger, ihre Stimmen und die von ihnen selbst komponierten Lieder in vorteilhafter Weise zur Geltung brachten. — Vor der Aufführung hatten es sich einige deutsche Sprach- und Literaturlehrer angelegen sein lassen, ihren Schülern durch Vorträge und seminaristische Übungen das Verständnis für den „Faust“ zu erschließen, so daß wenigstens ein kleiner Bruchteil des Publikums vorbereitet zu den Aufführungen erschien.

Drei neue Opern von Puccini. Wie man aus Mailand mitteilt, arbeitet Puccini an drei neuen einaktigen Opern. Eines der Libretti wird von d'Annunzio geschrieben, ein zweites ist ein kurzes Drama „La houppelande“ (Der Wettermantel), das Werk eines bisher ziemlich unbekanntem Dichters namens Didier Gold, das vor einigen Jahren ein paar Abende in einem Pariser Sommertheater gegeben wurde. Es spielt auf einer Fließbarke an einem Pariser Kai. Der Barkenbesitzer entdeckt den Ehebruch, den einer seiner Fährleute mit seiner Frau begangen hat, und bringt diesen un. Die Frau nähert sich in diesem Augenblick ihrem Mann, der im Wettermantel auf Deck steht und schmeichelt ihm, in ihrer Ahnung vom geschehenen Unheil, er möge sie wieder

mit dem Wettermantel umfassen wie einst im Mai. Der Mann öffnet den Mantel, und unter ihm kommt der Leichnam des toten Fährmanns zum Vorschein. Das dritte Libretto, von Tristan Bernard, behandelt einen wunderlichen Einfall: Eine Schaar Forschungsreisender und Gelehrter wird im Innern Afrikas von einem Negertrupp gefangen, der einmal auf einem Pariser Jahrmarkt im Eingeborendorf aufgetreten ist. Die Schwarzen beschließen, die Schmach, die sie einst an der Seine erlitten, dadurch zu rächen, daß sie die weißen Gelehrten und Forscher zwingen, sich in denselben Tänzen und Sprüngen zu produzieren, die sie einst selbst auf dem Pariser Jahrmarkt hatten aufführen müssen.

Was Viele nicht wissen.

Daß Deutschland das kohlenreichste Land Europas ist und überhaupt nur hinter Nordchina und Nordamerika zurücksteht. Für Oberschlesien berechnet der bekannte Geologe Professor Frech (Breslau) eine mehr als tausendjährige Abbauzeit; dagegen glaubt er, daß Sachsen und Niederschlesien spätestens in 100, das Saargebiet in 200 bis 500, das nieder-rheinisch-westfälische Becken in 800 bis 1000 Jahren keine Kohlen mehr kennen werden. Amerika, das in geradezu in rasendem Tempo arbeitet, dürfte nach Frech trotz seiner großen Vorräte mit diesen in einigen hundert Jahren fertig sein.

Daß die auf dem Schiffswege zwischen Indien und England an untergegangenen Wertsachen etwa 16.000.000.000 M. auf dem Meeresboden ruhen.

Theodor Wille & Co.

S. Paulo

Import und Export

Santos

Largo do Ouvidor Nr. 2

Rio de Janeiro: Avenida Rio Branco Nr. 79

Rua Santo Antonio Nr. 54/6

Manufakturwaren, Eisenwaren,
Salz Marke Brillhante
Stapelartikel jeder Art,
Encommendas, etc.

Generalagenten für Brasilien der

Hamburg-Amerika-Linie

Agenten für den Staat São Paulo der

Royal Insurance Co. Ltd. Liverpool

Generalvertreter der

Lokomotivfabrik Henschel & Sohn, Cassel

PORTLAND-CEMENT



Marke Saturn
der
Portland Cement-Fabrik Saturn

in Brunsbüttelkoog — Deutschland.

Der beste aller bekannten Cemente!
Die Analysen,

welche die höchsten Vorzüge dartun, wurden in den Laboratorien Europas, in den polytechnischen Schulen S. Paulo's und Rio de Janeiro's hergestellt, ebenso wie auch in der Commissão de Saneamento de Santos und der Zentralbahn.

Obige Marke wurde bereits an nachstehende Aemter geliefert, welche voll des höchsten Lobes waren.

- An das Kriegsministerium
- „ „ Justizministerium und Ministerium für innere Angelegenheiten.
- „ „ Verkehrsministerium
- „ „ Marineministerium
- „ die Zentralbahn
- „ „ Commissão de Saneamento de Santos
- „ „ Kraft- und Lichtunternehmung in Ribeirão Preto
- „ „ Oeste-Eisenbahngesellschaft und viele andere Privat-Eisenbahngesellschaften.

Buntes Allerlei.

Eigenartige Industrieklamme. Die in ihrer Art einzige Ausstellung von kanadischen Produkten auf der Fahrt im Eisenbahnzuge durch Kanada, von der bereits im vorigen Jahre berichtet wurde, ist in diesem Jahre in größerem Maßstabe wiederholt worden. Letztes Jahr wurde diese Fahrt als Experiment im Mai und Juni durch den westlichen Teil Kanadas unternommen. Es wurde an etwa 100 Orten angehalten, und der starke Besuch — es sollen sich über 250.000 Personen zur Besichtigung eingestellt haben — und die guten Erfolge, die die Industrie durch die Ausstellungsfahrt errungen hat, beweisen, daß die erfindungsreichen Industriellen des östlichen Kanadas mit ihrer neuartigen Reklame den Vogel abgeschossen haben. In diesem Jahre nun ist der Zug vollständig elektrisch beleuchtet, auch konnte die Anordnung der Ausstellungsgegenstände dadurch zweckmäßiger werden, daß die Durchgänge sich an der Seite der Waggons befinden. Besonderer Wert wird in diesem Jahre auf die Vorführung von Wandelbildern gelegt, auch werden wie im Vorjahre Vorträge im Freien oder aber in einem speziell für diesen Zweck eingerichteten Waggon des Zuges gehalten. Der Ausstellungszug wird etwa 52 Tage unterwegs sein und 120 Städte und Ortschaften des westlichen Kanadas besuchen. Als Resultat dieser Reiseausstellung erwarten die Industriellen des östlichen Kanadas eine Stimulierung der industriellen Entwicklung in den Städten der Präriestaaten, die für den Osten Kanadas und damit auch für die europäische Einfuhr noch einmal recht schwer ins Gewicht fallen kann.

Der kluge Hund von Mannheim. In einer Sitzung des Naturwissenschaftlichen Vereins Karlsruhe machte Dr. Wilsner interessante Mitteilungen über „Den klugen Hund von Mannheim“. Die auffallenden geistigen Fähigkeiten dieses Tieres, eines zweijährigen Terriers, das einem Bekannten des Vortragenden gehört, wurden, wie die „Badische Landeszeitung“ mitteilt, ganz zufällig, während einer Rechenstunde der Kinder entdeckt. Ein besonderer Unterricht hat nicht stattgefunden; nach und nach hat ihm seine Herrin, die durch ein Leiden an den Rollstuhl gefesselt ist, immer schwierigere Aufgaben gestellt. Durch einen glücklichen Zufall war bei der ohne jeder Voreingenommenheit und mit größter Sorgfalt vorgenommenen Prüfung des Hundes auch Herr Krall, der Besitzer der vielbesprochenen Elberfelder Pferde, zugegen, dessen Mitteilungen über die ähnlichen Leistungen seiner eigenen Zöglinge sehr wertvoll waren. Wenn auch der Vortragende als Verteidiger einer von jeder Uebertreibung und Einseitigkeiten freien Entwicklungslehre von jeher der Ansicht war, daß sich der tierische vom menschlichen Verstand nicht dem Wesen, sondern nur dem Maße nach unterscheidet, so mußte er doch, nach der Bekanntheit mit dem alle Erwartungen weit übertreffenden Hund „Rolf“, gestehen, daß er früher die Kluft zwischen Menschengeist und Tierseele für viel weiter und tiefer gehalten hatte. Es wurden nun einige der erstaunlichen Leistungen des klugen Tieres mitgeteilt, dabei aber auf das Selbstbeobachtete das größte Gewicht gelegt. Zur Beantwortung der Frage dient eine von der Frau des Hauses in gemeinsamer Arbeit mit gelehrigem Schüler aufgestellte Buchstabentafel mit einer bestimmten Zahl für jeden Buchstaben, die durch Pfotenschläge, Zehner und Einer

für sich, angegeben wird; für häufig vorkommende Wörter, wie „ja“ und „nein“, sind besondere Zahlen 2 und 3, vereinbart. Vorgesprochene Wörter, zum Beispiel die Namen Krall und Wilsner, gibt der Hund richtig wieder, wobei allerdings verwandte Laute manchmal verwechselt und Vokale ausgelassen werden. Geldstücke unterscheidet er mit Sicherheit und gibt das Metall der einzelnen, sowie ihren Gesamtwert an, in unserem Falle 11 Mark und 11 Pfennige. Durch vier Pfotenschläge, je einen für die Zehner und Einer der Mark, je einen für die der Pfennige. Allerlei Gegenstände, wie Fleischstückchen auf einem Teller, verschiedenartige Blumen in einem Strauß, werden richtig gezählt. Das Ueerraschendste aber sind die — offen gestanden unerklärlichen — Lösungen schwieriger Rechenaufgaben, wie Quadrat- und Kubikwurzeln. Auf die Frage: „Was sagst du den Herren zum Abschied?“ buchstabiert Rolf: ad, auf die andere, ob ihm seine neueste Photographie gefalle, antwortet er mit „nein“, warum nicht? Krau; das kluge Tier vermisst die Farbe. Daß solche Erfahrungen dem Seelenforscher neue Rätsel aufgeben, wird niemand bestreiten.

Die Linien in König Ferdinands Hand. Die Geschichte von einer merkwürdigen Prophezei, die dem König Ferdinand von Bulgarien zuteil geworden sein soll, wird jetzt in Paris erzählt. Der Historiker Mancini, der im vorigen Mai gestorben ist, besuchte vor einigen Jahren den bulgarischen Hof, wo er der Gast des damaligen Fürsten Ferdinand war. Der Fürst, der wußte, daß Mancini einen großen Ruf als Wahrsager aus der Hand besaß, ließ ihn aus den Linien seiner Rechten die Zukunft lesen. „Ich sehe tiefe Trauer für Eure Hoheit und für Bulgarien“, so prophezeite damals

Mancini. „In fünf oder sechs Jahren von jetzt an sehe ich eine große Freude in Form einer Ständeserhöhung und im Jahre 1912 die Verwirklichung eines Traumes an die Eure Hoheit heute noch kaum zu glauben wagen“. „Und wann?“ fragte Fürst Ferdinand. Der Wahrsager zögerte. „Sagen Sie mir die Wahrheit“, drängte der andere. „Das Glück wechselt rasch“, meinte nun Mancini. „Im Jahre 1913 — ich hoffe, daß ich mich damit irre — lese ich eine Katastrophe für Bulgarien und für Sie selbst“. Die Trauer kam beim Tode von Ferdinands Mutter, die Freude bei der Krönung des Fürsten zum Zaren der Bulgaren. Dann kam 1912 der Sieg über die Türken. Das Jahr 1913 ist noch nicht vorbei...

Humoristisches

Unternehmungslustig. Die Gnädige Frau: „Zu meinem größten Erstaunen höre ich, Köchin, daß Sie mit dem Kutscher angebandelt haben und ihn heiraten wollen — in diesem Falle muß er sich natürlich nach einer neuen Herrschaft umsehen!“ — Köchin (protzig): „O, das brauchts nicht, gnädige Frau! Wir haben uns etwas gespart und sind alle beide des Dienens überdrüssig — wir werden jetzt selber eine Herrschaft anfangen!“

Ein guter Mensch. „Na, Herr Müller, wie geht's?“ — „Ach, wissen Sie! Ich habe ein halbes Dutzend junge Aerzte als Neffen, und da kommt man aus den Pflichtenkrankungen gar nicht mehr heraus!“

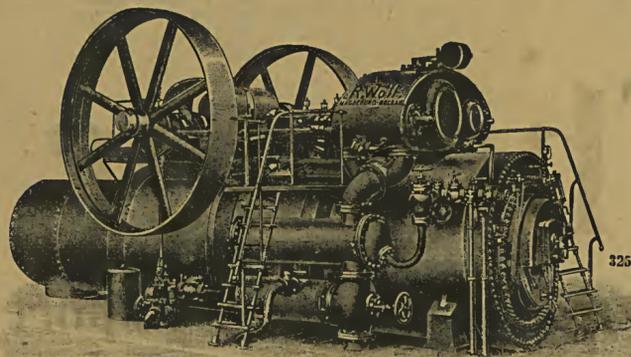
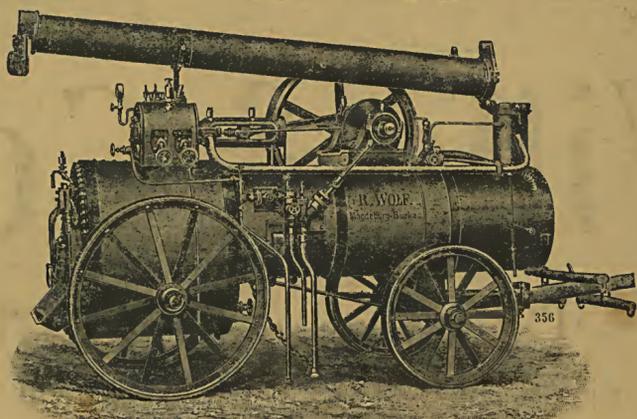
R. WOLF

Maschinen-Fabrik

Magdeburg-Buckau

Sattdampf- und Heissdampf-Lokomobilen

Ausschliesslich ausgesucht erstklassiges Material, Präzisionsausführung und unablässige Verbesserung der Konstruktionen. Erzeugnisse, deren besondere Eigenschaften wie Gediegenheit und Zuverlässigkeit, hoher Kraftüberschuss, seichte Wartung, namentlich aber die ausserordentliche Wirtschaftlichkeit, ihnen die Ueberlegenheit gegenüber den allerbesten Fabrikaten sicherten.



Lokomobilen von 10 PS. bis zu den Riesenlokomobilen von 1000 effektiven Pferdestärken, sämtlich mit Wolf'scher ventilloser Steuerung.

Alleinige Vertreter für den Staat São Paulo und Norden Brasiliens:

KRUG & Co. Largo de São Bento 6-A S. PAULO

In Geschäftssachen hört die Gemütlichkeit auf.

Dieses Sprichwort gilt ja eigentlich zunächst für Geldsachen, aber wir Frauen sollten es uns für Geschäftssachen ebenso einprägen, die ja auch meist „Geldsachen“ sind. Denn wir sind nicht selten geneigt, es uns auch in geschäftlichen Dingen gemütlich zu machen. Das kommt sehr oft daher, daß in einer guten Ehe der Gatte alles Geschäftliche besorgt, weil er der Gattin die Last abnehmen möchte, vielleicht auch ein klein wenig mit dem Hintergedanken, daß er selbst es besser und pünktlicher erledigt. Das ist ja schön und gut, solange das Haupt der Familie da ist. Im anderen Falle zeigt es sich, wie verhängnisvoll es ist, wenn Frauen nichts oder so gut wie nichts von Geschäften wissen. Sie stehen dann den geschäftlichen Maßnahmen oft völlig ratlos gegenüber, wissen sich nicht zu helfen, und Kummer, Sorgen, Vermögensverluste sind oft genug die Folge davon.

Aber die Lage braucht nicht einmal tragisch zu sein. Schon im täglichen Leben, im Haushalt, bei Einkäufen und bei Abmachungen aller Art ist es notwendig, peinlich genau zu sein, vor allen Dingen auch genau zu wissen, wie sich eine Sache verhält. Nehmen wir einmal eine täglich vorkommende Angelegenheit: die Ausführung von Reparaturen im Haushalt, seien sie kleinerer oder größerer Art. Beispielsweise das Tapezieren eines Zimmers, das sich ja auch Leute, die kein eigenes Haus besitzen, öfters in der gemieteten Wohnung ausführen lassen. Das wird in der Regel so gemacht, daß die Tapete zu einem bestimmten Preise ausgesucht wird, im übrigen jedoch der Handwerker freie Hand behält. Kommt dann die Rechnung, so ist man erstaunt über den Preis, der gewöhnlich viel höher ist, als man sich's gedacht hat. Dabei braucht man nicht einmal übervorteilt zu sein, sondern man ist überhaupt nicht mit den Preisen vertraut, und die Rechnung ist dann eine sehr unangenehme Ueberraschung. Oder man zieht ihn und muß zum Einrichten der Wohnung die üblichen Arbeiten ausführen lassen; auch hier wird man meistens von der Höhe der Rechnung wenig angenehm berührt sein, wenn man vorher „gemütlich“ gewesen ist und sich nicht genau über alles vergewissert hat. Aber auch bei kleineren Reparaturen, bei Arbeiten aller Art wird man nie mals erstaunt sein über die Billigkeit der gelieferten Arbeit, sondern in den allermeisten Fällen über die Höhe der Preise. Das kann vermieden werden, wenn man sich vorher von dem betreffenden Handwerker einen Kostenanschlag machen läßt.

In geschäftlichen Angelegenheiten ist es am besten, Geschäft und Freundschaft vollkommen auseinander zu halten; aber das geht leider nicht immer, und man kommt oft genug in die Lage, mit Freunden irgendwelche geschäftlichen Abmachungen zu treffen. Dies sollte unter allen Umständen auch bei den besten Freunden in ganz geschäftlicher Form und schriftlich geschehen, ganz wie unter Geschäftleuten. Wenn eine Freundschaft wert ist und wer'sie nicht in Gefahr bringen möchte, halte vor allen Dingen an diesem Grundsatz fest. Uns Frauen hindert daran sehr häufig eine Art falscher Rücksicht, die von Freunden nichts Geschäftliches verlangen will oder es nicht wagt, dem Freunde die geschäftliche Form anzubieten. Und doch ist es viel besser, der Sache und der Freundschaft halber, gleich

von vornherein das rein Geschäftliche festzusetzen, damit keinerlei Mißverständnisse entstehen können, und jeder ganz genau weiß, woran er sich zu halten hat. Gerade unter Freunden sollte in Geschäftssachen die Gemütlichkeit aufhören, wobei ja keineswegs ausgeschlossen ist, daß man sie später, wenn das notwendig ist, nicht streng geschäftlich behandelt. Das ist durchaus eine Sache für sich, die dann in der Macht eines jeden steht; die Grundlage soll aber stets geschäftlich sein.

Erinnern müssen sich Frauen übrigens öfters daran, daß Geschäftssachen nicht gemütlich behandelt werden dürfen. Gar zu leicht sind die dazu geneigt, besonders auch mit Zahlungen es nicht so genau nehmen, sie zu verschieben und nach ihrem Belieben zu regeln. Nun gibt es aber Zahlungen, z. B. Zins- und Hypothekenzahlungen, die aufs pünktlichste entrichtet werden müssen, wenn nicht die Gefahr einer Kündigung entstehen soll. Es ist ganz merkwürdig, wie sich Frauen manchmal, sei es durch Unkenntnis der betreffenden Bestimmungen, sei es, weil sie sich gemütlich sagen: „Ach, es hat ja noch Zeit“, oder: „So pünktlich braucht man nicht zu sein“, in Ungelegenheiten aller Art bringen. Zinszahlungen müssen auf Tag und Stunde entrichtet werden. Alle Gemütlichkeit hört dabei vollständig auf, nur geschäftliche und Rechtsgrundsätze behalten ihre Geltung.

Frauen, welche von Geschäften nichts verstehen und plötzlich genötigt sind, sich darum zu bekümmern, sollten sich gründlich und eingehend darin unterweisen lassen. Es ist nicht gut, sich auf die Gunst des Zufalls zu verlassen, und man sollte sich in solchen Fällen niemals sagen: „Es wird schon gehen“. Wenn es nicht gegangen ist, so erkennt man den Schaden, und dann ist es oft genug zu spät. Von Männern können wir lernen, daß Gemütlichkeit und Geschäfte zwei Dinge sind, die sich ausschließen und sie werden uns in den meisten Fällen die besten Lehrmeister sein. Alleinstehende Frauen sollten sich direkt von Sachkundigen unterweisen lassen. In schwierigen oder wichtigen Fällen sollten Frauen stets den Rat eines Juristen in Anspruch nehmen und sich keinesfalls damit trösten, daß sie schon nicht übervorteilt werden würden, daß sie selber klug und erfahren genug seien. In geschäftlichen Verträgen gibt es allerlei Hintertüren, Fallstricke und Klauseln, die auch eine kluge und unterrichtete Frau oft nicht ganz übersehen kann, und darum ist es viel besser, nach jeder Richtung gesichert zu sein. In Geschäftssachen hört oben die Gemütlichkeit auf, und bei diesem Grundsatz wird auch die Frau und gerade sie immer am besten fahren.

Vermischtes

Kennt die Tierwelt das Laster? Nach den Ergebnissen jahrelanger Spezialforschungen kann die Frage heute unbedingt bejaht werden. Für die Ernährungslaster, zu denen auch die mißbräuchliche, den Organismus schädigende Aufnahme der Narkotika zu zählen ist, bedarf es wohl keines grossen Beweises mehr, seitdem man weiß, daß Tiere, die im engen Konnex zum Menschen stehen, besonders also unsere höherstehenden Haustiere leicht an Narkotika zu gewöhnen sind. Die hiertrinkenden

Korpshunde, die mit Alkohol stimulierten Rennpferde, der Zigaretten rauchende und Kaffee trinkende Affe sind ebenso bekannt wie die trunken gemachten Stiere, die gewisse indische Völkerschaften miteinander kämpfen lassen. Auch das ist nichts sonderlich neues, daß der Elefant ein großer Liebhaber des Alkohols sein dürfte, denn es ist Tatsache, daß indische Mahants den klugen Riesen, sei es, um sie zu besonders schweren Arbeiten willfährig zu machen, sei es, um sie zu belohnen, große Portionen desselben verabreichen. Interessant aber ist jedoch, daß auch wesentlich tieferstehende Tiere von Natur aus, also ohne Zutun des Menschen, sich echter Reizmittel bedienen. Jene wundervollen Staaten der Insekten, jene in der Populärbiologie so berühmten Spezialverbände der Ameisen sind es, wie Dr. Wilh. Berndt in einer Abhandlung darzut, die dem Menschen den zweifelhaften Ruhm streitig machen, das einzige lasterbegabte Wesen zu sein. Die Aehnlichkeit mit menschlichen Sozialzuständen geht hier sogar so weit, daß das mit Gastfreundschaft gepaarte Laster auch dem Ameisenstaat schwere Gefahren bringt, ja es kann sogar dessen ganzen Bestand bedrohen. Im Vergleich zu ihren Wirten riesenhafte Käfer sind es, die diese Gefahren in sich bergen: Käfer, die unter der sonst mit Todesmut verteidigten Ameisenbrut große Verwüstungen anrichten, indem sie diese direkt verspeisen oder auch durch Ablage ihrer Eier in die Ameisenlarven zugrunde richten. Daß diese gefährlichen Gäste im Kulturstaat nicht nur geduldet, sondern von den Ameisen noch extra gepflegt werden, hat seinen Grund darin, daß sie an besonderen, mit Duftstoffen bedeckten Körperstellen ein als angenehmes Narkotikum wirkendes Reizmittel absondern, an dem sich die Ameisen mit großer Gier erquickern — wie der pflichtvergessene Familienvater an der Schnapsflasche. Das Wunderbarste aber ist jedenfalls, daß diese „soziale Gefahr“ von den Ameisen zu deren die ziemlich häufig sind, in das neue Nest mit eigenem Unheil noch obendrein bei allen Umzügen, transportiert wird.

Giftige Fische. Professor James D. Brunton berichtet von zwei Fischen — dem Trachinis draco und der Scorpöna scropha — die in gleicherweise wie gewisse Schlangen, nämlich durch ihren Biß, eine giftige Wirkung ausüben, während ihr Fleisch ohne Bedenken gegessen werden kann. Der Trachinis draco gleicht im allgemeinen einer Forelle. Auf jedem Kiemendeckel erhebt sich aber eine Art Dorn, der mit einer Giftdrüse mittels einer darin befindlichen Rinne und einer bis zur Spitze darüber gespannten feinen Haut in Verbindung steht. Bringt der Dorn nun in einen, auch nur geringen Widerstand bietenden anderen Körper ein, so wird jene Haut dabei so zurückgestülpt, daß die giftige Absonderung in die Wunde frei eintreten kann. Die kleine, eine durchsichtige Flüssigkeit absondernde Drüse besteht aus wachszellenförmigen, farblosen Zellen. Die Scorpöna ist ein häßlich aussehender Fisch mit großem, mißgestaltetem Kopf und mehr plattem Körper. Der Giftapparat sowie seine Wirkungsweise ähnelt dem des erstgenannten Fisches.

Ein bedeutsames Zahlenspiel. Nachstehendes Zahlenspiel aus Anlaß des Regierungsjubiläums des deutschen Kaisers dürfte interessieren. Die das Jahr des Regierungsantritts 1888 enthaltenen Zahlen zusammen gerechnet, bilden die Jubiläumszahl 25. Die Zahl 25 zusammengerechnet, ergibt

die Anzahl der Kinder des Kaisers. Rechnet man die Zahl 25 und 7 und das erste Vierteljahrhundert der Regierung zusammen, so ergibt sich die Zahl 33. Diese, ebenso die Zahl 15 (Tag des Regierungsantritts) zusammengerechnet, ergibt die Anzahl der Söhne unseres Kaisers (6). Zieht man das Geburtsjahr (1859) vom Jubiläumsjahr (1913) ab, so ergibt sich die Zahl 54. Zählt man diese Zahl dem Geburtsjahr hinzu, so ergibt sich das Jubiläumsjahr 1913. Zieht man die Zahl 13 zusammen, ergibt sich die Zahl 4. Diese Zahl ergibt die Anzahl der zurzeit lebenden Kaiserfolge aus der Familie Kaiser Friedrichs.

Sehnsucht!

Einst ging die Sehnsucht wandern
im weiten Erdenrund,
von einem Ort zum andern
durch manche bange Stunde.

Sie war ein seltsam Wesen,
kein and'res ist ihr gleich
und wo sie einst gewesen,
war sie an Wünschen reich.

Sie wollt' so gerne finden
ein stilles Heimattal,
ihr bangte vor den Sünden
seit Adams Sündenfall.

Da kam die Menschenseele
den stillen Weg daher,
als ob ihr etwas fehle,
so einsam, inhaltleer.

Sie bat so ganz bescheiden:
„O kehre bei mir ein,
in meinen Einsamkeiten
Gesellin mir zu sein!“

Da hat sie Rast genommen
und zieht nicht mehr fort
und immer wird sie wohnen
im trauten Heimatsort.

Wer fühlet nicht dies Sehnen
von Kindesbeinen an
und niemand kann es nennen,
wann es schon Wohnung nahm.

Der Liebe sel'ge Zeiten,
wer kennt sie nicht von euch?
mit ihrem Glück und Leiden
sind stets an Sehnsucht reich.

Nach Mammons lockend Golde,
nach Ehre und nach Ruhm,
die sie erringen wollte,
kann nie die Sehnsucht ruh'n.

Ist einst die Fahrt vollendet
und morsch des Schiffers Kahn,
dann mit der Seel' sich wendet
die Sehnsucht himmelan.

J. Berger.

Companhia Cervejaria Brahma

200, Rua Visconde de Sapucahy, 200

RIO DE JANEIRO



empfeht ihre allgemein beliebten

BIERE:

Teutonia

hell, Pilsen Typ

Bock-Ale

hell, etwas milder als Teutonia

Brahma - a Rainha das Cervejas

Brahma - Bock

dunkel, München Typ

Brahma-Porter

Medicinal-Bier

Brahmina

helles, leicht eingebräutes Bier

Bellebtes Tafelgetränk für Familien

Guarany

das wahre Volksbier

Vorzüglich und billig.

Rio de Janeiro

Export-Abteilung: Emil Schmidt & Cia.
Rua Visconde Inhaúma 68

São Paulo

Vertreter: Ricardo Naschold & Cia.
Caixa postal 146

Santos

Depôt und Eisfabrik
Praça Telles 10

Bahia

Hugo Schlick & Cia., Depôt und Eisfabrik
Caixa postal 77

Rio Grande do Sul

Luchsinger & Cia.
C. Albrecht & Cia.

Porto Alegre

Luchsinger & Cia.
Caixa postal 37

Pelotas

Luchsinger & Cia.
C. Albrecht & Cia.



Geschmackvolle
moderne
Ausführung aller
typographischen
Arbeiten.

Typographia Progresso

Gegründet im Jahre 1895

Henrique Scheliga & Comp.

Rua Brigadeiro Tobias, 51 - S. PAULO - Telefon N. 2481

Direkter Import



Specialitäten:
Kalenderblocks
sowie
Kalenderrückwände
in Prägedruck.

Aus den Bundesstaaten.

Minas. Dieser Tage wurde in Barbacena die neue große Bierbrauerei der Herren Camillo, Griese & Co. ihrer Bestimmung übergeben. Die Brauerei ist in einem neuen prächtigen, fünf Stockwerke hohen Gebäude untergebracht und wird Bier nach untergäurigem System brauen. Die Maschinen sind nach den neuesten Systemen, die sich für große Brauereien bewährt haben, gebaut und alle von Europa, resp. Deutschland importiert. Die Brauerei führt den Namen „Saxonia“. Als Triebkraft dienen ein elektrischer Motor und eine Lokomobile, je von 25 Pferdestärken. Die Eismaschine kann bis zu einer Leistungsfähigkeit von 50.000 Wärmeinheiten pro Stunde gesteigert werden. Der Koproressor ist in einem besonderen Raume untergebracht, neben ihm befinden sich in einem anderen Abteil der Abkühlungsapparat und der Kondensator mit einem Tank von 15 Kubikmeter Inhalt, mehrere Pumpen für Wasser und Salzwasser, welche letzteres für die Eismaschine und den Kühler dient. In dem Raume, in welchem der Kompressor aufgestellt ist, befindet sich auch der Apparat zum Kochen des Bieres, das durch Dampf besorgt wird, sowie Pumpen, die das gekochte Bier weiter befördern. Ueber dem Bierkochapparat befindet sich im zweiten Stock die Malzmühle, deren Aufnahmegefäß 100 Kilo faßt. Im dritten Stock befinden sich die Wasserkästen, die 30.000 Liter fassen können und das nötige Wasser zum Brauen liefern. Außerdem befinden sich in diesem Stockwerk die Behälter für das heiße Wasser und das Kühlwasser. Ueber dem Kühlapparat liegt der große Tank, in welchem das gekochte Bier abkühlt. Es wird in heißem Zustande aus den Kochkesseln durch den Kühlapparat gepumpt und läuft dann direkt in den Gärkeller. Hier sind zehn große Gärbottiche aufgestellt, die jeder 3500 Liter fassen, so daß immer 35.000 Liter auf einmal den Gärprozeß durchmachen können. Der Gärkeller wird durch eine Kühlleitung an der Decke in der vorschriftsmäßigen kalten Temperatur gehalten, die gewöhnlich 4 Grad Celsius beträgt. Die Temperatur im Kühlapparat selbst muß immer auf dem Gefrierpunkt gehalten werden. Die Gärbottiche werden durch ein neues System von Rohrleitungen in der nötigen kühlen Temperatur gehalten. Unter dem Gärkeller befinden sich die Lagerkeller mit den großen Stöckfässern, die jedes 3500 Liter Bier fassen können. Durch diesen Lagerkeller geht ebenfalls eine Kühlleitung, die ebenso angelegt ist wie diejenige des Gärkellers. Neben dem Lagerkeller befindet sich ein Filtrierapparat neuesten Systems, in dem das fertige Bier filtriert wird. Der Flaschenkeller ist 200 Quadratmeter groß und enthält eine Reihe Flaschenfüllapparate, neben ihm ist die Flaschenwäscherei eingerichtet und etwas weiter sind die Kochapparate zum Pasteurisieren der Flaschenbiere aufgestellt. Alle diese Maschinen werden durch Elektrizität getrieben. In einem von dem Gebäude getrennten Schuppen befinden sich die Botticherei zur Anfertigung der Bierfässer, sowie das Flaschen- und Kistenlager. Zur Seite der Brauerei Saxonia liegt ein großer Park mit schönen Jaboticabeiras, unter welchen Tische und Stühle aufgestellt sind, an denen das Publikum sein Bier trinken kann. Ein großes rundes Bassin, das 50.000 Liter Wasser faßt, dient

dem Park als Schmuck und der Brauerei gleichzeitig als Wasserreservoir zum Flaschenspülen. Das zum Brauen verwendete Wasser ist von außerordentlicher Klarheit und sehr rein, es eignet sich durch seine chemische Zusammensetzung außerdem vorzüglich zur Herstellung des Bieres und bildet einen wesentlichen Faktor für die Güte des Produktes der „Saxonia“-Brauerei. Es wird von einer Quelle hergeleitet, welche 3000 Meter entfernt ist und ein reichliches Quantum liefert, trotzdem wird noch zur größeren Sicherheit ein artesischer Brunnen gebohrt werden. Zur Kondensierung und Flaschenspülung wird noch von einer anderen Stelle her der Brauerei Wasser in einer Doppelleitung von 7,5 Zentimeter Durchmesser zugeführt.

— (Staatshaushaltsetat für 1914.) Die Budgetkommission hat bereits der Staatsdeputiertenkammer ihr Urteil über den vom Staatspräsidenten aufgestellten Kostenvorschlag für das Jahr 1914 zugehen lassen. Die Einnahmen sind auf Grund gewissenhafter Berechnungen auf 26.979 Contos veranschlagt, woraus sich ein Defizit von 2.039 Contos ergibt. In der Botschaft des Staatspräsidenten wurde der Tatsache Erwähnung getan, daß die Einnahmen im vorigen Jahre den Kostenvorschlag um 3.612.104.800 überstiegen, ohne Berechnung der besonderen Einnahme von 7.500.000.000, welche durch die Besitzübertragung der Estrada de Ferro Bahia e Minas erzielt wurde. Die ordentlichen Einnahmen betragen im vorigen Jahre 29.261.988.000, eine Summe, die in früheren Jahren noch niemals erreicht wurde. Zu diesem günstigen Resultat trug zweifellos die korrekte und gewissenhafte Art und Weise bei, mit der die minenser Staatsregierung die Steuererhebung zur Ausführung brachte. Die höheren Einnahmen bilden außerdem noch einen unumstößlichen Beweis für den wirtschaftlichen Aufschwung des Staates, jedoch darf hierbei auch nicht vergessen werden, daß die Hauptsomme, die zur Erhöhung der Gesamteinnahmen führte aus dem Exportzoll auf Kaffee erzielt wurde. Dieser war mit 9.000 Contos im Kostenvorschlag angesetzt, ergab aber mehr als 13.000 Contos. Kaffee ist vorläufig noch der Hauptexportartikel des Staates Minas und da sein Exportzoll vom Werte erhoben wird, so kann die Zolleinnahme durch Sinken des Kaffeepreises, wie es sich gegenwärtig ja auch schon bemerkbar machte, bedeutend zurückgehen. Das abgelaufene Etatsjahr darf mit seinen höheren Kaffeepreisen für den vorsichtigen Nationalökonomem daher nicht als Grundlage dienen, andererseits ist auch kein Grund zum Pessimismus vorhanden, denn es machte sich im Staate eine starke Tätigkeit auf den Gebieten von Handel und Industrie bemerkbar, der wirtschaftliche Aufschwung und die Wiederbelebung des Verkehrs sind unverkennbar, so daß der allgemeine Wohlstand entschieden zunehmen dürfte. Immerhin darf man sich von diesen günstigen Anzeichen bei Aufstellung des Staatshaushalts nicht hinreißen lassen, damit später keine unliebsamen Überraschungen eintreten. Es muß mit der größten Sparsamkeit gewirtschaftet und alles mit Überlegung, ohne Enthusiasmus kalkuliert werden. Nur so kann die große Aufgabe gelöst werden, die sich alle ernstlichen Wirtschaftspolitiker in Minas gestellt haben und die da heißt „Endgültige Beseitigung des Defizits“.

— (Der Fortschritt des Munizips Uberaba.) Uberaba ist eine derjenigen Städte in Minas, die am schnellsten fortschreiten. Dieser Fortschritt macht sich sowohl in der Landwirtschaft als auch im Handel und Verkehr bemerkbar. Uberaba ist zunächst der Treffpunkt vieler Eisenbahnen, so z. B. der Mogyana, der Uberaba-Araxá, der Uberaba-Catalão, der projektierten Bahn nach Igarapava und der im Bau befindlichen nach Villa Platina. In kurzer Zeit wird die Stadt elektrische Straßenbahn und eine Normalschule besitzen. Sie hat ferner schon ein Gymnasium, das sich des Rufes einer vorzüglichen Unterriechtsanstalt erfreut, eine Musterplantage und ein Gefängnis und ist Sitz des vierten Bataillons der Minenser Polizeibrigade. Die in der Stadt erscheinende Zeitung „Lavoura e Comercio“ bringt einige Mitteilungen über die Verkehrsverhältnisse im Munizip Uberaba, denen wir das folgende entnehmen, was für weitere Kreise Interesse haben dürfte. „Die Ortschaften des Munizips sind fast alle durch Automobilstraßen verbunden. Vor weniger als einem Jahre wurden die Straßen nach Conceição das Alagoas und Verissimo eröffnet, denen sich jüngst noch die Automobilstraße nach dem landwirtschaftlichen Besitztum des Coronel José Caetano Borges anschloß, die eine Länge von 8 Kilometern hat. Die Straße nach Verissimo soll jetzt bis nach Doreas do Campo Formoso und Dourados verlängert werden. Die Vorteile, die durch diese Verkehrswege erreicht werden können, sind unberechenbar und sind bereits jetzt zu bemerken. Die Gewohnheiten der Bevölkerung werden durch den regen Verkehr ganz verändert, die Produktionskraft wird erhöht und der lokale Handel nimmt ganz bedeutend zu. Wenn der Fruchtransport erst definitiv geregelt und die Transportpreise billiger geworden sein werden, so werden bessere und billigere Früchte auf den Märkten zu haben sein. Der Warentransport ist noch sehr mangelhaft, es fehlt noch an Lastautomobilen, so daß an einen regelmäßigen Frachtverkehr noch gar nicht zu denken ist. Wenn dieser erst einmal eingerichtet sein wird, vorausgesetzt natürlich, daß die Frachtraten sich in niedrigen Grenzen bewegen, so werden die Produkte des landwirtschaftlichen Kleinbetriebes reichlichen und schnellen Absatz in den Verbrauchszentren finden. In allen Distrikten des Munizips, besonders aber in Conceição das Alagoas, wird bereits Polykultur getrieben, und wenn die kleinen Landwirte erst sehen werden, daß der Absatz durch den Automobilverkehr erleichtert wird und sich lohnend gestaltet, so werden sie natürlich ihre Produktion vergrößern, was sowohl für sie selbst als auch für den Konsumenten nur von großem Vorteil sein kann.

— (Kolonisation des Tales von Paraopeba.) Die in der Minenser Hauptstadt erscheinende Zeitung „O Estado de Minas“ bringt bei den Vorschlägen zur Verbesserung der Lebenshaltung in Bello Horizonte auch die Auseinandersetzungen eines Herrn Dr. Fidelis Reis über die Zweckmäßigkeit der Errichtung von Kolonien für den Betrieb der kleinen Landwirtschaft im Tale von Paraopeba, welches genannter Herr seinerzeit zu Studienzwecken bereiste. In der Markthalle von Bello Horizonte fällt die Armseligkeit an Produkten der kleinen Landwirtschaft, an Gemüse, Eiern, Geflügel usw. auf, die ihren Grund darin hat, daß es in der Umgebung der Hauptstadt keine Ortschaften

gibt, in welchen Gemüse usw. gezogen werden. Boden ist zu unfruchtbar. Dessen Fehlen großenteils notwendiger Lebensmittel gründlich abgeholfen werden, wenn man sich schlösse, das Tal von Paraopeba zu kolonisieren. Dasselbe hat fruchtbare Landstrecken, ein zehlmeteres Klima, durch die Oeste de Minasbahn jetzt ein leichtes Verkehrsmittel und liegt der Hauptstadt. Ein großer Teil der dort geernteten landwirtschaftlichen Produkte könnte also zur Versorgung von Bello Horizonte dienen, womit dieser Stadt geholfen, als auch den Kolonisten sicheres, nutzbringendes Absatzgebiet garantiert werden würde. Die Ländereien müßten in Parzellen eingeteilt werden, die niemals größer als 10 Hektare sein dürften und als Kolonisten dürften sich am besten die Italiener eignen, wie in Nassauat São Paulo bereits bewiesen ist. Wird in dieser Weise vorgegangen, so wird die neue Kolonie in kurzer Zeit die Vorratskammer für die Hauptstadt sein und nicht nur die Produkte der Landwirtschaft liefern, sondern auch alle Erzeugnisse der Kleinkultur liefern, die man in Bello Horizonte für teures Geld täglich kaufen muß und nicht einmal in genügender Menge findet. Ein anderer Weg dürfte es für die Versorgung der Hauptstadt mit Gemüse, Früchten usw. für die Zukunft gar nicht geben, denn sie ist inmitten unfruchtbarer, steiniger Boden erbaut, auf nichts gedeiht und der selbst bei der kostspieligsten künstlichen Düngung keine besonderen Resultate erzielt. Die Regierung sollte diese spielerischen Versuche einstellen. Steriles Land, das von Gamelleira, kann höchstens zu wirtschaftlichen Versuchszwecken dienen, an dem gelernt werden kann, in welcher Weise die Landwirtschaft aus unfruchtbarem und magerem Boden noch Nutzen zu ziehen imstande ist. Die Kolonisten leiden auch an der Magerkeit des Bodens, alle Anstrengungen und Opfer sind umsonst. Kolonist kommt auf solem Boden nicht vor und schließlich kommt dadurch auch kein Kolonist nach Minas. Die beste Kolonisationspolitik ist die Qualität des Bodens. Die Fruchtbarkeit desselben zieht den Kolonisten an und ihm Wohlstand. Sie wirkt besser, als alle propagandistischen und Anweisungen zum künstlichen Düngen, die man unter Aufwendung großer Kosten verteilt, damit sie nicht gelesen werden. Der Schlag im Tale von Paraopeba zu kolonisieren, zehrt in der großen Fruchtbarkeit des dortigen Bodens. Die Regierung sollte die Kolonisation in die Hand nehmen, damit würde jenem Lande nicht nur ein ungeheurer Aufschwung gegeben werden, sondern die Hauptstadt Bello Horizonte wäre für die Zukunft mit Gemüse und allen Produkten der kleinen Landwirtschaft reichlich versorgt. Schließlich würde auch der Kolonist, in jener fruchtbaren Gegend angesiedelt, ein anderes Urteil über Minas fällen, als er es heute

Evangelischer Gottesdienst findet
In Jundialy im Klub Germania am Sonntag,
21. August morgens 10 Uhr Kindergottesdienst,
11 Uhr Gemeindegottesdienst.
Pastor J. J. Zin

Faulhaber & Co.

Größtes und wichtigstes Geschäft für
Sprechmaschinen u. Platten Brasiliens

Ausgedehnter Export nach allen Staaten
Ständig grosses Lager von Neuheiten

Spezialität: Brasilisches, deutsches und portugiesisches Repertoire

Man verlange Kataloge

Man verlange Kataloge

Rua da Constituição 36, Rio de Janeiro
Rua Marechal Floriano 119, Rio de Janeiro
Rua Halfeld 139, Juiz de Fora (Minas)

Waffen u. Munition ■ Nähmaschinen u. Zubehör

Das grösste Haus dieser Branche

Einzig Agenten für Brasilien der berühmten „Standard“ Maschinen

Importeure:

Armbrust & Co.

Largo S. Bento No. 8-8A • S. Paulo